

FRANZ ALBERT:

BYSTRZYCA ŁÓDZKA

Die vorurkundliche

Geschichte

des Kreises

Habelschwerdt

21.1.1



EX LIBRIS

BIBLIOTEKA GŁÓWNA
POLITECHNIKI WROCŁAWSKIEJ

9n1. 109

Franz Albert:

**Die vorurkundliche Geschichte des Kreises Habelschwerdt,
dargestellt an seinen Ortsbezeichnungen + Erster Band**

1
2
3

1898

Die vorliegende Arbeit ist das Ergebnis
einer Untersuchung über die

BYSTRZYCA KŁODZKA

119 II

Die vorurkundliche

Geschichte des Kreises Habelschwerdt

dargestellt

an seinen Ortsbezeichnungen

Eine Jubiläumsgabe

als letzter Streich für das Urdeutschum

des Glatzer Landes

von

Franz Albert

+

Erster Band

1938

Druck und Verlag: H. & E. Groeger, Habelschwerdt (Grafschaft Glatz)

POLITECHNIKA ŁAŃSKA
WYDZIAŁ ARCHITECTURY
ZAKŁAD URBANISTYKI

Gm. 119



257133 | 1

AKC. 138 | D | 88

107

1877

...

...

...

...

...

...

Einführung

Weil ich lernte, daß seine Sprache, sein Recht und sein Altertum viel zu niedrig gestellt werden, wollte ich mein Vaterland erheben.

Jakob Grimm.

Eine Brücke habe ich gebaut, wie sie der Prager Universitätsprofessor Wilhelm Wostry mit den Worten gefordert hatte: „Gelingt es aus den Quellen, Chroniken und Urkunden zu zeigen, daß in den Zeiten vom 9. bis zum 12. Jahrhundert ein deutsches Volkstum in Böhmen ansässig ist, von dem man die Brücke schlagen kann zu den alten Germanen in Böhmen — ein Volkstum, so stark, daß es Träger einer Entwicklung sein kann, wie sie uns das 13. und 14. Jahrhundert zeigt — dann ist die Kolonisationstheorie abgetan!“

Die Brücke steht! Sie steht, auch wenn sich Wilhelm Wostry noch so sehr darauf verlassen haben mag, daß sich am allerwenigsten für das Glazier Land die Bausteine zu einem solchen Brückenbau aus „Quellen, Chroniken und Urkunden“ zusammentragen lassen würden, weil solche für das Glazier Land aus der frühen Zeit vom 9. bis zum 12. Jahrhundert überhaupt nicht erhalten geblieben sind. Wenn diese Brücke heute dennoch steht, so deshalb, weil in den Ortsnamen des Landes seitdem eine Macht aus langem Schläfe aufgerüttelt worden ist, die ungleich lauter, lebendiger und verlässlicher noch für die wahre Vergangenheit der Glazier Frühzeit zeugt, als es „Quellen, Chroniken und Urkunden“ jemals zu tun in der Lage gewesen wären.

Die Brücke steht! Mit ihren wuchtigen Bogen ruht sie auf drei granitnen Pfeilern. Aus dem Schutte der Jahrtausende habe ich ihre Fundamente endgültig wieder bloßgelegt und auf diesen Fundamenten glaube ich zu dieser Brücke in einer Weise Stein an Stein gefügt zu haben, daß es keiner Macht der Erde fürderhin mehr gelingen wird, diese Tragsäulen

der Glazer Frühgeschichte jemals wieder zu erschüttern. Die Tragsäulen dieses geistigen Brückenbaus aber heißen: Ursprüngliche Ansässigkeit einer urgermanischen Bevölkerung; höchste Problematik der bisher behaupteten slawischen Besiedelung und ununterbrochener Verlauf der germanisch-deutschen Entwicklung.

Die Brücke steht! Und daß sie steht, ist nach Mostrys emphatischer Prophezeiung der eindeutige Beweis dafür, daß die Kolonisations-Theorie für das Glazer Land endgültig und für immer abgetan ist und daß mithin alles, was man über die Glazer Frühgeschichte auf Grund dieser Hypothese — denn mehr als eine solche ist die Kolonisationstheorie niemals gewesen — zusammengereimt hat, nichts anderes als willkürliche Annahme und haltlose Fabel gewesen sein kann.

Als erster setze ich nunmehr selber den Fuß auf diese Brücke, um von ihrer imposanten Höhe das weite, gottgesegnete Habelschwerdter Land zu überschauen: die alte, anheimelnde und betriebsame Stadt in seiner Mitte, die ragenden Berge und rinnenden Wasser auf seinen Fluren und den reichen Kranz der Dörfer, die landauf, landab seinen Boden bevölkern. Wenn ich dabei Rückschau und Auschau halte, so geschieht es zu dem Zweck, um von vornherein dem Leser zum Bewußtsein zu bringen, daß es sich, wie schon bei diesem Brückenbau, so jetzt erst recht in diesen Blättern darum handelt, die durch die tendenziöse tschechische Geschichtsschreibung in die Glazer Geschichte hineingetragenen Fabeln und Entstellungen endgültig zu entkräften und auf dem von diesen tschechophilen Märchen gesäuberten Boden die verschütteten Quellen jener völkischen Urkraft wieder aufzudecken, wie sie dem Glazer Lande und Volke — trotz aller Slawenphantasien — aus altgermanischem Blut und Boden in reicher Lebensfülle durch zwei Jahrtausende stets von neuem zugeflossen ist.

Der Rückschau wird von vornherein durch Th. Mayers (Dt. Hefte f. Volks- u. Kulturforschung Bd. I [1930/31] S. 130) klare und eindeutige Feststellung der Weg gewiesen, daß die sogen. Kolonisationstheorie „im wahrsten Sinne des Wortes die reinste Katastrophentheorie gewesen ist.“ Daß dieses Urteil der Glazier Kolonisationstheorie geradezu auf den Leib geschnitten ist, wird jeder zugeben müssen, der sie in ihren Aufstellungen, ihren Grundlagen und in ihrer Provenienz vorurteilslos zu würdigen versteht.

I. Die Aufstellungen. — Bekanntlich ist die gesamte ältere Glazier Geschichtsauffassung ebenso restlos wie eindeutig auf der sicheren historischen Tatsache aufgebaut gewesen, daß eine germanische Urbevölkerung die Trägerin der frühesten Glazier Geschichtsentwicklung gewesen ist. Obwohl die genannte Tatsache die einzige ist, die für die Frühzeit der Glazier Geschichte überhaupt als sicher überliefert und als historisch feststehend angesehen werden kann, ist sie durch die tschechische historiographie des 16. und 17. Jahrhunderts verdunkelt und in den Hintergrund gedrängt, erst recht aber seit dem Beginne des 19. Jahrhunderts völlig außer Kurs gesetzt worden, als auch im Glazier Lande auf den drei maßgebendsten Gebieten der wissenschaftlichen Heimatkunde die sogen. „Kolonisationstheorie“ immer selbstbewußter mit dem Anspruch aufgetreten ist, daß sie allein den Schlüssel zu den geheimnisvollen Toren in ihren Händen habe, hinter denen die ersten Anfänge der Glazier Geschichtsentwicklung im Dunkel der Vorzeit bisher verschlossen lagen. Diese drei Gebiete sind: die Besiedelungsgeschichte, die Ortsnamenkunde und die Mundartforschung.

1. Als erste und bevorzugteste Domäne hat die „Kolonisationstheorie“ zunächst die Glazier Besiedelungsgeschichte mit Beschlag belegt. In ihren Grundzügen bereits von J. Rögler († 1817), A. Bach (1841) und E. L. Wedekind (1855) vertreten, sind die Glazier Besiedelungsaufschauungen endgültig durch die Doktordissertation von Prof.

Dr. E. Maetschke über: „Die Geschichte des Gläzger Landes vom Beginn der deutschen Besiedelung bis zu den Hussitenkriegen“ (1888) in ihre maßgebende Form gegossen worden.

a) In seiner ältesten Zeit sollte nach dieser Theorie das gesamte Gläzger Land nichts anderes als eine „böhmische Zupa“ gewesen sein (S. 55), die dementsprechend von allem Anfange an derart ausschließlich von Tscheden besiedelt gewesen sein sollte, daß bis zum Jahre „1262 oder 1263“ überhaupt „noch keine oder nur wenige Deutsche“ in diesem Gebiete Fuß gefaßt haben (S. 64). Mit Deutschen sollte danach das Gläzger Land überhaupt erst infolge der sogen. Kolonisation unter Ottokar II. (1253—1278) besiedelt worden sein, so daß wir „für den Gläzger, Landecker, Wünschelburger und Reinerzger Bezirk als Anfangsjahr der Besiedelung durch Deutsche das Jahr 1262 oder 1263 annehmen müssen“ (S. 64).

b) Als dann die behauptete deutsche „Massenkolonisation“ in der Mitte des 13. Jahrhunderts in die Erscheinung trat, so hieß es weiter in dieser Theorie, „wurden die tschechischen Bewohner der Dörfer vertrieben, und es zogen statt ihrer Deutsche in dieselben ein“ (S. 63). Trotzdem nun zwar, so argumentierte Maetschke weiter, „die Nachrichten über die Zeit vor der deutschen Einwanderung so spärlich sind, können wir doch aus den Namen, welche sich für einen Teil der ursprünglich tschechischen Dörfer bis heute erhalten haben, und aus der Dorfanlage derselben, welche charakteristisch von der Anlage der deutschen Dörfer verschieden ist, einen allgemeinen Schluß auf die Ausdehnung der Besiedelung ziehen“ (S. 60). Dementsprechend sollten nach Maetschke, allein im Kreise Habelschwerdt, außer der Stadt gleichen Namens, auch noch die Dörfer Alt- und Neu-Weistritz, Verlorenwasser und Dittrichsbach (Dietl VIII. 68), ferner Grafenort (Ebd. 69), dann Rosenthal, Seitendorf und Lichtenwalde (Ebd. 62), Lomnitz und Plomnitz (Ebd. 61), Melling (Ebd. 61), sowie Glasendorf und Petersdorf (Ebd. 60) als tschechische Gründungen anzusehen sein, ebenso habe die Herrschaft Mittelwalde als „halb tschechisch“ zu gelten (S. 72)

und auch beim Schnallenstein und der Koblitzburg müsse damit gerechnet werden, daß sie „schon zur Zeit der tschechischen Besiedelung entstanden“ seien (Ebd. 60).

c) Und, wohl verstanden, selbst mit dieser Vielzahl von angenommenen Tschechensiedelungen glaubte Maetschke bloß einen Teil der vermeintlichen Glatzer Slawendörfer erfaßt zu haben, denn er fügte hinzu: „Wahrscheinlich ist außer den genannten Dörfern noch mancher Ort mit deutschem Namen und deutscher Dorfanlage eine ursprüngliche tschechische Gründung“ (Ebd. 62). Damit aber ist für jeden Einsichtigen klar, daß nicht feststehende historische Tatsachen für die Aufstellung dieser Theorie den Ausschlag gegeben haben konnten, sondern daß sie auf einer Auffassung beruhte, die mit der zuletzt genannten „Annahme“ für jede Art von slavophiler Willkür alle Türen förmlich aus den Angeln gehoben hat.

2. Die Glatzer Ortsnamen-Kunde hat sich denn auch in ihrem bekanntesten Vertreter Prof. Dr. P. Klemen z die damit gebotene Gelegenheit nicht entgehen lassen. Denn nachdem sie vorher schon von sich aus das frühgeschichtliche Glatz zu einer „zupana“ gestempelt (Diert. VI. 207), und sich in dem Slawisten Miklosich ihren Mentor erkoren hatte, ging sie alsbald dazu über, die Theorie von Maetschke von dem ihr eigenen Forschungsgebiete aus noch besonders zu erhärten und zu vertiefen.

a) In diesem Sinne hat es denn auch für die Ortsnamen-erklärungen von Prof. Dr. Klemen z keinen halt mehr gegeben. Denn nicht nur, daß Klemen z durch seine Namensdeutungen die angeblichen Glatzer Tschechensiedelungen ins Uferlose vermehrt und, allein im Kreise Habelschwerdt, zu den Slawensiedelungen Maetschkes auch noch Bobischau, Gläsendorf, Neundorf, Urnig, Leuthen, Mohrau, Kamnig, Klesse und Tschihak hinzugezählt hat, nach ihm sollten selbst derart offenkundig urdeutsche Namen wie Schreckendorf (Diert. VI, 298) und Weisbrodt (S. 220) in ihrem ersten bezw. zweiten Teile eine slawische Wortwurzel enthalten, obwohl er selber dabei gestehen mußte, daß er derartige tschechische Wurzeln „in anderen Wortbildungen aufzufinden, sich vergeblich bemüht habe“. So ist fast über Nacht

das Gläzger Land mit einem ganzen „Schwarm“ von tschechischen Ortsnamen bevölkert worden, wobei sich Klemenč als Nichtslawist ausdrücklich anheißig gemacht hat, „die Ergebnisse der slawischen Ortsnamenforschung für die wissenschaftlich noch nicht behandelten — slawisch-tschechischen Grafschafter O. N. zu verwerten.“

b) Die deutschen Gläzger Ortsnamen aber, die sich der von Klemenč bei den angeblich tschechischen Namen angewandten Erklärungsprozedur von vornherein widersetzen, hat der Genannte in geradezu stereotyper Zwangsläufigkeit fast samt und sonders auf sogen. „Gründer- und Lokatoren-“ Namen zurückgeführt, so daß schließlich, allein im Kreise Habelschwerdt, folgende Orte nach Personen-Namen benannt sein sollten: Habelschwerdt nach einem Habel, d. h. einem Tschechen mit dem Namen Gallus; Dittersbach nach einem Dietrich; Ebersdorf nach einem Eberhard; Gersdorf nach einem Gerhard; Gompersdorf nach einem Gumprecht; Arnoldsdorf nach einem Arnold; Heinzendorf nach einem Heinrich; Herzogswalde nach einem Hartwig; Kieslingswalde nach einem Kiesling; Kunzendorf nach einem Kunz; Leuthen nach einem slawischen Lut; Martinsberg nach einem Marbod; Neundorf nach einem Eberhard; Olbersdorf nach einem Albrecht; Peucker nach einem Paukenschläger; Pehldorf nach einem F. N. Pohl; Reyersdorf nach einem Richard; Schreckendorf nach einem Schreckler; Seitendorf nach einem Sigibot; Siegritz nach einem Segehard; Spätenwalde nach einem F. N. Spät; Steingrund nach einem v. Hemmstein; Waltersdorf nach einem Walter; Weisbrodt nach einem Weißbrodt; Wilhelmsthal nach Wilhelm Schr. v. Oppersdorf; Winkeldorf nach dem F. N. Winkler; Wölfelsdorf nach dem P. N. Wolfilo; Wolmsdorf nach einem Wolfram. Diese Art der Deutung hat dann ja auch nicht verfehlt, im Lande Schule zu machen. Denn da eines Tages auch Bobischau als der Ort eines „Bober“ und Biehals als das „Holz eines Pi“ an das Licht des Tages tauchte, konnte man durch diese Art der „wissenschaftlichen“ Namendeutung nur zu leicht an Heyses Wort erinnert werden: „Dilettanten beneid ich von Herzen, —

Ihnen ist großes Heil verliehen: — Kinder gebären sie ohne Schmerzen — Und brauchen hernach sie nicht zu erziehen“.

c) Und damit ja kein Zweifel darüber obwalten konnte, daß alle diese angeblichen „Lokatoren“ mit dem Glatzer Boden an und für sich nicht das Geringste zu tun gehabt, sondern bloß als Fremde von auswärts mit den Massen von deutschen „Kolonisten“ in das bis dahin völlig slawische Land gekommen sein konnten, hat Klemenz auch den Ursprungsländern dieser „Lokatoren“ auf die Spur zu kommen gesucht, um schließlich in einem eigenen Kalender folgende Ortsnamen des Habelschwerdter Landes als von auswärts übertragen hinzustellen: Krottenpfuhl, Urnitz, Dietrichsbach, Ebersdorf, Rieslingswalde, Ober- und Nieder-Langenu, Lauterbach, Seitendorf, Voigtsdorf, Schönfeld, Hertwigswalde, Rosenthal, Stuhlseifen ect.

3. Schließlich hat sich auch die Glatzer Mundartforschung restlos der sagen. Kolonisationstheorie verschrieben, insbesondere F. Graebisch, der speziell als Sammler von schlesischen Dialektproben bekannt geworden ist. Eine gewisse Modifikation ist dabei nur insofern eingetreten, als sich inzwischen die längst bekannte historische Tatsache, daß Böhmen und das Glatzer Land in der ältesten Zeit ihrer Geschichte von einer germanischen Urbevölkerung bewohnt gewesen sind, auf Grund der Forschungen von B. Bretholz von neuem in einer Weise das Feld erobert hatte, daß um diese nicht mehr gut herum zu kommen war. Auf Grund dieser historisch unverrückbar feststehenden Tatsache, die sowohl Maetschke, wie Klemenz zunächst nicht einmal der Erwähnung wert gehalten hatte, teilte nun Graebisch die Glatzer Vergangenheit in eine vor-slawische (vor 4. und 5. Jh. n. Chr.), eine slawische (6. bis 13. Jh.) und eine deutsche Geschichtsperiode (Gl. Hbl. 1929 S. 149 ff.).

a) Die erste, also die angeblich „vor-slawische“ Periode, versuchte Graebisch, wie folgt, zu charakterisieren: „Die ältesten einheimischen Sprachdenkmäler sind geographische Namen und besonders Namen von Gewässern. Darunter gibt es nun neben echt slawischen auch einige, die auf eine deutsche oder

besser germanische Grundform zurückgehen. Aber auch diese lassen eine slawische Zwischenstufe erkennen. Hieraus folgt, daß zwar vorlawische Germanen ihre Sprache neben den eingewanderten Slawen eine Zeit lang noch bewahrt haben, aber nicht stark genug waren, um eine Verflawung der Namen zu verhindern. Es ist also anzunehmen, daß in der Grafschaft Glatz die im 6. Jahrhundert noch vorhandenen, aber spärlichen Germanenreste später völlig verflawt worden sind. Damit ist auch die Frage zu verneinen, ob die heutige Glatzer Mundart auf die in vorlawischer Zeit in der Grafschaft Glatz gesprochene germanische Mundart unmittelbar zurückgeführt werden kann. ... Nur wenige noch heute bestehende Orte der Grafschaft Glatz dürften bis in die vorlawische Zeit zurückreichen und auch solche Orte können ihren älteren Namen mit einem neuen vertauscht haben."

b) Für die dritte oder angebliche Kolonisationsperiode des 13. und 14. Jahrhunderts glaubte Graebisch „den ostmitteldeutschen Charakter der Grafschaftler Besiedelung“ feststellen zu können. „Immer wieder,“ so führte er aus, „treten die engen Beziehungen zu Ober- und Niederlausitz hervor, während der Anteil anderer deutscher Stämme nur vereinzelt belegt oder erschlossen werden kann. Am schwierigsten aber ist der Nachweis zu führen, daß die Kolonisten des 13. Jahrhunderts noch älteres Deutschtum vorgefunden haben. Gewisse Anzeichen sprechen aber dafür, daß bereits vor Eintreffen der mitteldeutschen Kolonisten auch eine deutsche Besiedelung des Glatzer Landes von Nordmähren aus begonnen hatte, während in der Hauptsache noch Slawen das Land bewohnten. Die vorwiegend ober- und mittelhessische Kolonisation des 13. und 14. Jahrhunderts mit bayrischem, hessischem und rheinfränkischem Einschlag hat aber doch endgültig das Glatzer Land dem Deutschtum zurückgewonnen“ (Hbl. 1929 S. 167).

Daß die auf diese Weise entstandenen Auffassungen über die Frühzeit des Glatzer Geschichtsverlaufes für die Nachfahren besonders erhebend und für die Aufgaben der Jetztzeit besonders förderlich gewesen wären, wird niemand behaupten wollen. Denn danach ging ja die früheste Vergangenheit des

heute kerndeutschen Glatzer Landes, so gut wie restlos im undurchdringlichen Dunkel einer vielhundertjährigen rein slawischen Besiedelung unter, das heißt m. a. W.: Tschechen sollten nach dieser Theorie durch viele Jahrhunderte die ersten und ausschließlichen Träger der Glatzer Frühgeschichte gewesen sein. Von der deutschen Entwicklung des Landes aber hatte danach zu gelten, daß Deutsche in erwähnenswerter Zahl überhaupt erst im 13. Jahrhundert auf Glatzer Boden Fuß gefaßt haben sollten und, wenn man diesen dann auch zugestehen mußte, daß sie das Land in kürzester Frist „intensiv germanisierten,“ so war dennoch um den bitteren Stachel nicht herumzukommen, daß die Ahnen der heutigen Deutschen im Lande als hergelaufene Fremde auf einen fremden Boden gekommen waren, der für alle Zeiten bloß als sogen. „Kolonialland“ angesehen werden konnte, wenn wir ihn auch noch so euphemistisch und begeistert als unsere angestammte „Heimat“ priesen.

Wenn aber das nicht eine wahre „Katastrophentheorie“ gewesen ist, dann weiß ich nicht mehr, was man in einem kleinen Grenzland, wie dem Glatzer, etwa sonst noch als eine Katastrophe ansehen könnte. Und wenn daran noch ein Zweifel bestehen sollte, dann müßte ihn die Tatsache gegenstandslos machen, daß Prof. Dr. Maetschke selber (Schl. G. Bl. 1919 S. 15) die von ihm vertretene slawische Frühbesiedelung des Glatzer Landes als „eine der ethnographischen Willkürlichkeiten“ bezw. eine „durch Zufall entstandene Anomalie“ hat bezeichnen müssen.

II. Die Grundlagen. — Derzweifelt und ausichtslos genug sind damit im Bereiche der Glatzer Geschichtsauffassung die Dinge gelagert gewesen, als ich in einer weitausholenden Aktion, die Josef Wittig inzwischen als einen „Neuen Siebenjährigen Krieg um die Grafschaft Glatz“ (Gr. Gl. 1937 S. 43 ff.) bezeichnet hat, daran gegangen bin, das Dunkel der Glatzer Frühzeit zu lüften und damit die durch die genannte „Katastrophentheorie“ in die Glatzer Geschichte hineingetragenen „ethnographischen Willkürlichkeiten“ bezw. die „durch Zufall entstandene Anomalie“ endgültig wieder aus der Welt zu schaffen. In der Durchführung dieses „Krieges“

POLITECHNIKA
WYDZIAŁ INŻYNIERSTWA
ZAKŁAD URBANISTYKI

aber habe ich geradezu eine Lebensaufgabe erblickt, weil mir bei meinen archäologischen Forschungen klar geworden war, daß den bisherigen Behauptungen nicht nur jede Art von gesicherter historischer Grundlage fehlte, sondern daß durch sie auch auf Grund von persönlichen Vorurteilen und mit Hilfe der unglaublichsten „Annahmen“ die früheste Glazial-Geschichtsentwicklung in einer Weise auf den Kopf gestellt worden war, daß nicht nur das Ansehen der Glazialwissenschaftlichen Heimatkunde, sondern auch die lebenswichtigsten Interessen des Glazial-Grenzlandes in der empfindlichsten Weise in Mitleidenschaft gezogen wurden. Insbesondere hat die Wahrnehmung, daß die Glazial-Kolonisationstheorie schon in ihrem ersten Ausgangspunkte restlos unterhöhlt, in ihrer Begründung völlig haltlos und in ihrer Provenienz mehr als verdächtig war, und dementsprechend bald genug wieder aufgeben und verwerfen mußte, was sie vor kurzem noch als maßgebende historische Wahrheit hingestellt hatte, in steigendem Maße dazu geführt, daß ich mich schließlich mit Descartes ganz von selber in der Erwägung zusammenfand: „Als ich überlegte, wie viele verschiedene Ansichten, über eine und dieselbe Sache es geben kann, deren jede einzelne ihren Verteidiger unter den Gelehrten findet, und wie doch nur eine einzige davon wahr sein kann, da stand es für mich fest: Alles, was lediglich wahrscheinlich ist, ist wahrscheinlich falsch!“

1. Bereits in ihrem ersten Ausgangspunkte unterhöhlt, hat die Maetschke'sche Besiedelungstheorie schon durch die folgenden beiden Tatsachen zur Genüge verraten, wes Geistes Kind sie ist.

a) Zunächst hat sie die einzige, überhaupt historisch verbürgte Tatsache der germanischen Urbesiedelung des Landes in einer Weise abgetan, daß man darüber baß erstaunt sein muß. Denn davon, daß das Glazial-Land in der Urzeit seiner Geschichte von einer germanischen Bevölkerung besiedelt gewesen ist, und zwar nicht nur vorübergehend und sporadisch, sondern in allen seinen Teilen und mehrere Jahrhunderte lang, ist zunächst ebensowenig bei Maetschke, wie bei Klemenz, auch nur mit der leisesten Andeutung irgendwie die Rede gewesen.

Man wird nicht erst die Frage zu stellen brauchen, ob beide Forscher von dieser Tatsache Kenntnis gehabt haben oder nicht, es genügt die Feststellung, daß sie diese Tatsache unberücksichtigt gelassen haben, um für jeden Historiker darzutun, daß die von beiden als maßgebend hingestellte Glatzer Geschichtsentwicklung schon in ihrem ersten Ausgangspunkte völlig unhistorisch war.

Nicht nur das: Auch späterhin, als sich die Tatsache von der Existenz eines römischerzeitlichen Germanentums im Glatzer Lande nicht mehr länger totschweigen ließ, ist diese Tatsache von den Glatzer Kolonisationstheoretikern merkwürdig genug behandelt worden. Denn entweder hat man, obwohl dafür auch nicht der leiseste historische Beleg zur Verfügung gestanden hat, diese Germanen einfach auswandern oder nur „Reste“ dieser frühen Bevölkerung im Lande zurückbleiben lassen. Wie unbekümmert und leichtfertig man aber schließlich auch über diese „Reste“ zur Tagesordnung übergegangen ist, kann ihre Beurteilung durch Graebisch zeigen, der sie — auch dieses Mal ohne den geringsten Beleg — zu irgend welcher Kultur-entfaltung „nicht stark genug“ sein läßt, um sie schließlich „völlig verflawt“ werden zu lassen:

b) An Stelle der feststehenden germanischen Frühbesiedelung hat dann die Glatzer Besiedelungstheorie des Landes früheste Vergangenheit mit einer tschechischen Zupa ihren Anfang nehmen lassen, obwohl davon nicht nur in keiner einheimischen Quelle auch nur mit der leisesten Andeutung irgendwie die Rede ist, sondern auch die ganze angebliche böhmische Zupaneuverfassung zu keiner Zeit jemals existiert hat. „Die wohlgeordnete Zupaneuverfassung, die den Kern der Palackyschen Verfassungs- und Verwaltungstheorie der böhmischen Slawen bildet, hat — nach R. F. Kaendl (Böhmen [1919] S. 24) — nie bestanden. Böhmen war nie in Zupen geteilt. Das Wort ist gar nicht tschechisch, sondern nach Peisker avarobulgarisch.“ Daß aber auf einer derart fiktiven Grundlage unter keinen Umständen jemals eine ernst zu nehmende wissenschaftliche Besiedelungstheorie aufgebaut werden konnte, ist zu klar, als daß es besonders hervorgehoben zu werden braucht.

2. Des weiteren war die Glatzer Besiedelungstheorie erst recht völlig haltlos in ihrer Begründung.

a) Als einzigen historischen Beweis für die von ihm vertretene slawische Frühbesiedelung des Landes hat sich Maetschke auf eine Anzahl von Glazer Dörfern berufen, die er „mit Rücksicht auf Namen und Dorfanlage“ (S. 61) als tschechische Gründungen ausgegeben hat. Welcher Art aber die dabei maßgebende Begründung gewesen ist, erhellt aus der Tatsache, daß er diesen vermeintlichen tschechischen Gründungen, außer einem Levinice, auch die beiden „jetzt nicht mehr bekannten Dörfer Malnice und Helvitice“ (S. 59) beigezählt hat, die er „untergegangen“ sein ließ, obwohl sie heute noch in Böhmen fortbestehen und niemals auch nur das Geringste mit dem Glazer Lande zu tun gehabt haben.

b) Wer in dieser Beziehung noch klarer sehen will, der braucht nur Maetschkes Doktordissertation zur Hand zu nehmen. In dieser sind nämlich die Ausführungen, die als die ausschlaggebende Grundlage der ganzen Maetschkeschen Besiedelungstheorie zu gelten haben, allein in den ersten 37 Zeilen nicht weniger als sechs Mal mit einem „wohl“ und zwei Mal mit einem „vielleicht“ verbrämt. Daß aber eine Darstellung in der nach jeweils 4 bis 5 Zeilen die eine Annahme die andere übersteigert, von keinem ernsthaften Historiker als maßgebende wissenschaftliche Begründung einer auf feststehenden Tatsachen beruhenden historischen Entwicklung angesehen werden kann, scheint mir eindeutig und klar genug auf der Hand zu liegen.

c) In letzter Linie aber bekommt die Sachlage erst durch die Feststellung ihr richtiges Gesicht, daß auch nicht ein einziger der in Betracht kommenden Glazer Heimatkundler mit seinen Anschauungen auf eigenen archivalischen Forschungen fußt, sondern daß es sich bei diesen lediglich um bloßen Import aus dem tschechischen Auslande gehandelt hat.

Was dabei zunächst die Glazer Besiedelungsgeschichte betrifft, so sind wir ja aus dem Munde ihres Begründers und Bannerträgers Maetschke (Zt. 50. Jg. [1916] S. 120) in der eindeutigsten Weise darüber aufgeklärt, daß er mit seinen Besiedlungsannahmen in letzter Linie „auf einer chronologischen

Nachricht fußt, auf Grund deren bisher alle Forscher nach dem Vorgange Palackys eine Berufung und massenhafte Einwanderung Deutscher nach Böhmen und Mähren behauptet haben“, mit anderen Worten, Beweise für die bisherige Glatzer Besiedelungstheorie existieren nicht, die einzige Grundlage, auf der sie gefußt hat, waren Behauptungen und auch diese haben in dem „Vorgange Palackys“ ihre letzte Begründung, d. h. sie stellen lediglich eine Anleihe aus der Fremde, m. a. W. eine Übertragung von Anschauungen aus dem tschechischen Auslande auf die frühgeschichtlichen Verhältnisse des deutschen Glatzer Landes dar.

Genau das Gleiche trifft für die bisherige Glatzer Ortsnamenkunde zu. Wenigstens hat sich deren maßgebendster Vertreter P. Klemenz (Gl. L. 1932 S. 116) selber „als Nicht-historiker“ bezeichnet und dabei die von ihm vor den Beginn der Reinerzer Stadtgeschichte verlegte angebliche Tschechensiedlung Dusnik mit der Erklärung entschuldigt, daß er „ohne nähere Prüfung der Meinung älterer Grafschafts-Geschichtschreiber (Bach, Wedekind) gefolgt“ sei (Hbl. 1932 S. 79). Suchte man sich daraufhin über Wedekind ein Urteil zu bilden, dann erfuhr man von Klemenz selber (Hbl. 1924 S. 18) daß er „kritiklos und unzuverlässig“ sei. Woher Bach aber seine Weisheit hatte, kann zur Genüge die Tatsache zeigen, daß er auf den ersten sechs Seiten seiner „Urkundlichen Kirchengeschichte“ sich nicht weniger als acht verschiedene Male auf den gleichen Palacky berufen hat, auf dessen Zuverlässigkeit sich auch Maetschke verlassen hat, als er in seiner Dissertation die tschechischen Besiedelungsanschauungen dieses Gewährsmannes unbesehen auf das Glatzer Land übertragen hat.

Die bisherige Glatzer Mundartforschung aber, die von sich aus den Beruf gehabt hätte, bei der Ortsnamenerklärung als Korrektiv zu wirken, hat, ohne eigene historische Forschungen anzustellen, lediglich die Anschauungen von Maetschke zum Ausgangspunkte ihrer Deduktionen angenommen, so daß in ihrer Aufstellung einer „vorlawischen“ Glatzer Geschichtsperiode bloß die Palackysche Kolonisationstheorie ihren Ausdruck gefunden hat,

da im Glazzer Lande tatsächlich weder eine „vor-“, noch eine „nachslawische“ Geschichtsperiode im Sinne von Graebisch jemals Wirklichkeit gewesen ist. Wie verhängnisvoll sich aber damit auch die bisherige Mundartforschung ausgewirkt hat, dürften ihre Deutungen des Namens Kudowa und des Namens „der hohen Eule“ zur Genüge dargetan haben.

Vorlängst schon hat H. Grادل (Arch. f. Gesch. Oberfr. 18. Bd. [1890] S. 7 ff.) von den slavophilen Namensdeutungen im heutigen Oberfranken — was in diesem Falle von besonderer Bedeutung ist — die Feststellung getroffen: „Gewöhnlich finden nur Schriftsteller Fremdes in den Namen, die Kenntnis dieser fremden Sprache und andererseits des älteren Standes ihrer deutschen nicht besitzen... Es kommt ihnen ja sogar nicht auf den Unsinn an, ein deutsches Wort an ein slawisches Wort zu schweißen, als ob bei der Taufe die Stammesfeinde sich ihrer Gelahrtheit wegen die Hand zur gemeinsamen Namensgebung gereicht hätten!“ Genau das Gleiche ist aber auch an den slavophilen Namensdeutungen der angeblichen tschechischen Namen des Glazzer Landes feststellbar. Auch nicht eine einzige von ihnen hat sich auf tiefeschürfende historische Forschung bezw. auf eingehende Kenntnis der in Betracht kommenden slawischen Sprachidiome berufen können. Sachkundige „Deutungen“, die auf Grund von orts-, boden-, kultur- und sprachgeschichtlichen Studien gewonnen worden sind, stellen darum die tschechischen Ortsnamenerklärungen des Glazzer Landes überhaupt nicht dar, vielmehr sind sie bloß auf Grund der Ähnlichkeit im äußeren Wortklang aus fremdsprachigen Wörterbüchern herausgelesen und da für diese ihre Beurteilung und Behandlung lediglich die Vorstellung von einer Glazzer slawischen Geschichtsperiode den Ausschlag gegeben hat, ist sonnenklar, daß auch die bisherige Glazzer Namen- und Mundartkunde rastlos auf den Anschauungen von Franz Palacky gefußt hat und aufgebaut war.

3. Den letzten Ausschlag bringt denn auch die verdächtige Provenienz dieser Anschauungen, denn da eingeständenermaßen die ganze Glazzer Besiedelungstheorie eine Anleihe aus dem Auslande darstellt und in letzter Linie auf den tschechischen Historiographen Franz Palacky zurückgeht, ist für jeden

Einseitigen unabweisbar klar, daß sie auch mit der Autorität dieses Mannes stehen oder fallen muß. Wie es aber um die Autorität dieses Gewährsmannes bestellt ist, zeigen einwandfrei die folgenden Feststellungen.

a) Zunächst und vor allen Dingen hat Franz Palacky das von ihm in seiner „Geschichte Böhmens“ entworfene Geschichtsbild der böhmischen Frühzeit restlos auf den Anschauungen der in den Jahren 1817 und 1818 „entdeckten“ sogen. Königinhofer und Grünberger Handschriften aufgebaut, die nichts anderes als bewußte und im Dienste der tschechisch nationalistischen Propaganda hergestellte Fälschungen des früheren Bibliothekars des Böhmischen Nationalmuseums in Prag, Vaclav Hanka († 1861) gewesen sind, von denen selbst der tschechische Schriftsteller Jakubec bekennen mußte: „Verhängnisvolle Irrlichter der tschechischen Kulturentwicklung! Ihre literarischen Falsa hat wohl jede Literatur, aber nirgends haben sie das ganze literarische und öffentliche Leben so verwirrt, wie bei uns Tschechen“.

b) Indessen, nicht nur die Tatsache gibt zu denken, daß der tschechische Geschichtsschreiber Franz Palacky mit seinen Anschauungen über die böhmische Frühgeschichte den ausgesprochensten wissenschaftlichen Fälschungen zum Opfer gefallen ist, auch seiner persönlichen Einstellung nach ist er schwer genug belastet. Selbst für Böhmen hat G. Pirchan feststellen müssen, daß ein Geschichtsschreiber, wie Franz Palacky, „dem... die deutschbesiedelten Landstriche Böhmens nur als unrechtmäßiger und von seiner Nation zurückzuerobernder Besitz des dort ansässigen deutschen Volkes gelten mußten, bei aller „Ruhe und Objektivität“, deren er sich befeißigen mochte, sich nicht berufen fühlen konnte und nicht berufen war, dem deutschböhmischen Volkstume, seiner Geschichte und seiner eigenartigen, durch Jahrhunderte fortwebenden friedlichen Kulturentfaltung voll gerecht zu werden.“ Wie wenig aber dieser Mann sich tatsächlich der „Ruhe und Objektivität“, zumal dem Glatzer Lande gegenüber, befeißigt hat, kann mit beklemmender Deutlichkeit die Tatsache zeigen, daß Franz Palacky nicht davor zurückgeschreckt ist, durch die von ihm

entworfenen und von Kalousek herausgegebene „Geschichtskarte Böhmens im 14. Jh.“ an einer der ältesten und ehrwürdigsten Prager Quellenhandschriften Manipulationen vorzunehmen, die insofern einer weiteren Verfälschung des historischen Tatbestandes verzweifelt ähnlich sehen, als er dort selbst die altherwürdigsten germanischen Namen des Glatzer Landes systematisch unterdrückt und durch tschechische Afternamen ersetzt hat, von denen auch nicht einem einzigen wirkliche historische Beweiskraft zuerkannt werden kann. Daß aber ein Mann mit einem derart skrupellosen Gewissen unter gar keinen Umständen als wissenschaftliche Autorität bezeichnet werden, geschweige denn als verlässlicher Gewährsmann und maßgebender Sinndeuter in Sachen der Glatzer Frühgeschichte angesehen werden kann, dürfte derart klar und durchsichtig sein, daß es ein Blinder geradezu mit den Händen greifen kann. Nicht minder klar aber ist, daß das, was auf derart krummen Wegen „bewiesen“ werden mußte, nicht wohl die geschichtliche Wahrheit darstellen, sondern vom Gesichtspunkt objektiver Quellenforschung aus bloß als eine bedauerliche Geschichtsverrenkung bezeichnet werden kann.

c) Nun wird man allerdings auch dem Begründer der Glatzer Kolonisationstheorie zugute halten müssen, daß selbst der vorsichtigste Historiker durch eine gefälschte Quelle in Irrtum geführt werden kann. Für die richtige Beurteilung des Glatzer Falles aber wird ein Dreifaches in Betracht gezogen werden müssen.

Einmal, daß Maetschkes Glatzer Besiedelungsgeschichte im Jahre 1888/89, mithin zu einer Zeit erschienen ist, in der der Kampf um die Fälschungen Hankas auf seinem Höhepunkte gestanden hat. Denn nachdem bereits Kopitar (1824), Büdinger (1859) und Feifalik (1860) die Echtheit der genannten Handschriften angefochten hatten, sind unmittelbar vor Maetschkes Publikation die Schriften von J. Gebauer (1887), J. Truhlar (1888) und J. Kniešpek (1888) erschienen. Daß Maetschke diesen Vorgang mit keiner Silbe erwähnt hat, mag sich allenfalls noch entschuldigen lassen, nicht entschuldbar aber ist es, daß weder Maetschke, noch irgend ein

anderer seiner Gefolgsleute auch späterhin auf die Tatsache dieser Fälschungen die Rede gebracht hat, sondern nach wie vor die auf ihnen aufgebauten Palackyschen Anschauungen unangefochten als maßgebende Grundlage der gesamten Gläzer Frühgeschichte bestehen ließ.

Zweitens begab sich, daß als ich selber (Fabeln I/II S. 197 f.) die ungeheuerliche Verfälschung, die sich die genannte angebliche „Geschichtskarte“ an der Gläzer Frühgeschichte hatte zu Schulden kommen lassen, zum ersten Male der Öffentlichkeit zur Kenntnis brachte, Prof. Maetschke auch noch versucht hat, dieses Vorgehen als „neue Entdeckung“ ins Lächerliche zu ziehen (Zeit. Bd. 69 S. 359). Wie übel aber ein solcher Versuch gerade dem Prof. Maetschke angestanden hat, geht daraus hervor, daß er selber eine „Karte des Gläzer Landes bis 1420“ entworfen und auf dieser unterschieden hat:

1. „Deutsche Dörfer“, an deren Stelle wahrscheinlich vorher czechische Ansiedlungen vorhanden waren.
2. „Czechische Hausendörfer“ mit mehrfach verzweigtem Straßensystem.
3. „Czechische Hausendörfer“ mit Straßen, welche von einem Punkte ausgehen.
4. „Czechische Längsdörfer“ mit mehrfach verzweigtem Straßensystem.
5. „Czechische Dörfer“ mit Rüdtern.
6. „Czechische Dörfer“ mit Waldhufen.

Denn von allen diesen Kategorien ist im ganzen Gläzer Lande auch nicht eine einzige mit auch nur einem einzigen Beispiel vertreten, m. a. W., diese ganze Einteilung hat auf genau der gleichen phantastischen Vorstellung beruht, wie die Manipulationen, die vorher die „Geschichtskarte“ von Palacky-Kalousek zum Besten gegeben hatte.

Drittens. Was dabei entscheidet, ist der Umstand, daß es sich bei diesem Vorgange nicht etwa um Anschauungen gehandelt hat, die man nach Belieben vertreten oder ablehnen konnte, sondern um Auffassungen, die auf der einen Seite der ehemaligen geschichtlichen Wirklichkeit diametral gegenüberstanden und auf der anderen an den kulturellen Verdiensten der germanischen Bevölkerung des Landes ein schreiendes Unrecht begingen und damit die lebenswichtigsten Interessen des Gläzer Landes auf das Schwerste gefährden mußten. Denn da es sich bei der Grafschaft

Glatz um ein ausgesprochenes Grenzland handelt, dessen deutsche Belange mehr als einmal schon auf des Messers Schneide gestanden haben, konnten und durften diese bis in ihren letzten Ausgangspunkt vergifteten Anschauungen nicht noch länger auf sich beruhen bleiben und aus diesem Grunde sind sie für mich der Anlaß geworden, eine völlige Neuorientierung der Glatzer Frühgeschichte auf Grund von wirklich wissenschaftlicher Forschung und damit auf historisch tatsächlich gesichertem Boden herbeizuführen.

Im Dienste dieser Aufgabe habe ich denn auch bereits eine Reihe von Arbeiten der Öffentlichkeit übergeben können. Nachdem ich als Auftakt dazu im Jahre 1921 zur Abwehr der Tschechengefahr die Sammelschrift: „Die Grafschaft Glatz kein Tschechienland! Ein deutscher Weckruf“ herausgegeben hatte, habe ich in einem längeren Aufsätze über: „Die topographische Lage der ehemaligen Glatzer Wenzelskirche“ (Gedenkschr. [1927] S. 9—48) die Topographie des alten Glatzer Schlosses abgesteckt, so weit sie für die frühgeschichtliche Entwicklung des Landes in Frage kommt. Dann aber habe ich mich an den als Hochburg ureingeessenen Tschechentums am meisten verschrieenen Teil des Glatzer Landes herangemacht und in meiner „Geschichte der Herrschaft Hummel und ihrer Nachbargebiete“ (1932) den Beweis erbracht, daß die genannte Herrschaft bei ihrem ersten Auftauchen in der Geschichte urdeutsches Landgebiet gewesen ist. Die dabei zu Tage getretenen Erfahrungen haben mich alsdann veranlaßt, in dem Aufsätze: „Die Glatzer Ortsnamenforschung und die Kolonisationstheorie“ (Gl. Land 12. Jg. [1932] S. 82—94) die bisherige slavomane Namensdeutung zu einer endgültigen Weichenstellung zu bekehren. Als schließlich aber auch dieser Versuch versagte, habe ich in folgenden Schriften ganze und gründliche Arbeit zu verrichten gesucht: „Glatzer Geschichtsfabeln“. I. u. II. Bd.: Glatzer Frühgeschichtsel (1934). III. Bd.: Hummelmärchen (1936). IV. Bd.: Die Wahrheit über die Glatzer Besiedelung (1936). Ferner: „Die Namen Piltsh und Soritsch“ (1936). „Der Name Wünschelburg“ (1935). „Der Name Köpprich“ (1936). „Bad Kudowa, sein Name und seine Geschichte“

(1936). „Der Name der hohen Eule“ (Hbl. 1936 S. 120 ff.).
„Die Namen der Neuroder Königsdörfer“ (1937).

Bei keiner dieser Arbeiten tut es not, das Urteil „berufener Stellen“ dafür ins Feld zu führen, daß ich auf dem rechten Wege war. Jede einzelne spricht durch die darin zu Tage geförderten Forschungsergebnisse für sich selber. Soweit aber über den tatsächlichen historischen Verlauf der Glatzer Frühgeschichte, insbesondere über die Frage, ob Slawenbesiedelung und Deutschen-Kolonisation oder Autochthonie des Germanentums und ununterbrochene Binnenlandsiedelung, noch ein Zweifel zurückgeblieben sein sollte, wird ihn der „letzte Streich“, den ich in diesen Blättern für das Urdeutschtum des Glatzer Landes zu führen gedenke, derart restlos aus dem Wege räumen, daß die bisherige „Katastrophentheorie“ für das Glatzer Land als endgültig abgetan und überwunden angesehen werden kann.

Denn, wenn auch die frühgeschichtlichen Aufstellungen der bisherigen Glatzer Besiedelungstheorie durch die Feststellung, daß sie lediglich auf den durch Fälschungen diskreditierten Anschauungen von F. Palacky fußen, bereits in ihrer Grundlage jäh erschüttert sind, so vermag doch erst der Nachweis der tiefgehenden Folgen, die sich für die Glatzer Geschichtsauffassung daraus in zahllosen Einzelfällen auf Schritt und Tritt ergeben haben, ihre restlose Unhaltbarkeit auch für den Laien augenfällig darzutun. Und erst, wenn der bisherigen Glatzer Kolonisationstheorie auf diese Weise der letzte Fußbreit Bodens entzogen ist, werden die „ethnographischen Willkürlichkeiten“ und die „durch Zufall entstandene Anomalie“, die selbst Maetschke dieser Theorie zum Vorwurf machen mußte, restlos aus der Welt geschafft sein und wird die Glatzer Geschichte endgültig wieder den Weg in den ununterbrochenen und gradlinigen Fluß ihrer kerndeutschen Entwicklung zurückgefunden haben, dem sie durch die Katastrophentheorie von Franz Palacky in tendenziöser Weise bisher entfremdet worden war. Welchen Segen das aber in sich schließen wird, weiß jeder, der die Zeichen der Zeit versteht und der die Aspirationen kennt, die man jenseits der Landesgrenze vielfach auf diese „Anomalie“ gegründet hat.

Der Auschau obliegt danach die Aufgabe, den Leser über das Ziel, die Quellen und die Methode zu orientieren, die für diese neue Arbeit die maßgebende Richtschnur bilden sollen.

I. Das Ziel. — Was ich mir als Ziel in diesen Blättern vorgesteckt, deckt sich zunächst mit dem, was für mich bisher schon maßgebend gewesen ist. Ich will der Glatzer Vergangenheit zu dem ihr gebührenden wahren Gesicht verhelfen, will die zahllosen „Spinnewebe“, die dieses Gesicht infolge der anfechtbaren Manipulationen ausländischer Historiographen und der durch sie hervorgerufenen unhistorischen Anschauungen ihrer Gefolgsmänner entstellt haben, mit dem Rehrbesen dorthin befördern, wohin sie gehören, um vom tatsächlich historischen Standpunkt aus und auf Grund von wirklich wissenschaftlicher Forschung aus der verblaßten Runenschrift, die zwei Jahrtausende dem Gesicht des Landes aufgeprägt haben, dem Glatzer Volke den tatsächlichen Verlauf seiner Vergangenheit und die wahren Sterne seiner Zukunft zu deuten.

1. Wenn ich dabei die folgenden Blätter als eine „vorkundliche Geschichte“ bezeichnet habe, so habe ich damit zum Ausdruck bringen wollen, daß es mir in allererster Linie auf die Aufklärung der Habelschwerdter Frühgeschichte angekommen ist. Das will nicht heißen, daß nicht auch die spätere Geschichte des Kreises Berücksichtigung finden soll, den Schwerpunkt der geschichtlichen Betrachtung habe ich aber doch auf die Zeit gelegt, in der noch niemand im Glatzer Lande daran gedacht hat, geschichtliche Vorgänge im geschriebenen Worte festzuhalten, in der vielmehr lediglich das gesprochene Wort in der Namengebung seinen Niederschlag gefunden hat. Da die Stadt Habelschwerdt in S. Volkmers „Geschichte“ bereits behandelt ist, habe ich mein besonderes Interesse den Dörfern zugewandt, gemäß dem Worte Meißens (Siedl. u. Agrarw. Bd. I [1895] S. 28): „Wir wandeln in jedem Dorfe gewissermaßen in den Ruinen der Vorzeit; und zwar in Ruinen, die an Alter die romantischen

Trümmer der mittelalterlichen Burgen und Stadtmauern weit hinter sich lassen. Bei jedem Schritt, überall in Hof und Feld können wir Spuren der ältesten Anlage begegnen, und das Kartenbild der Besitzungen ist eine eigenartige Schrift, die uns Ideen und Zwecke der Begründer wie in Hieroglyphen lesbar übermittelt."

Wenn ich darum der Geschichte der einzelnen Dörfer mein besonderes Interesse zugewandt habe, so nicht nur deshalb, um des Landes dörfliche Bevölkerung nachhaltig für die Belange einer wirklich echten Glazter Heimatkunde zu interessieren, sondern auch um eine brauchbare Grundlage zu schaffen, auf der etwaige spätere Dorfchroniken und Dorfgeschichten mit Sicherheit und Vorteil weiterbauen können. So tief ich dabei aber auch in die verschütteten Schächte der Glazter Vergangenheit vordringen werde, von jenen „Gründern“, wie sie die bisherige Namenkunde in hellsehender Begeisterung an der Wiege und im Namen zahlloser Dörfer gewittert hat, wird nur in den wenigen Fällen die Rede sein, in denen die feststehende historische Überlieferung darüber selber Buch geführt hat. Die Mehrzahl der Glazter Dörfer ist überhaupt nicht „gegründet“ worden, vielmehr sind die meisten von ihnen aus einer langsam fortschreitenden Entwicklung allmählich herausgewachsen, d. h., sie sind geworden, ohne daß jemand den genauen Zeitpunkt anzugeben wüßte, wann das geschehen ist. Wir werden uns darum schon damit zufrieden geben müssen, wenn es uns gelingt, das Werden dieser Dörfer an der Hand ihrer Namen, die ja in zahlreichen Fällen ungleich älter als die Siedelungen sind, derart in den Gang der Entwicklung hineinzustellen, daß uns ihre Entstehung aus den maßgebenden Faktoren der Zeit, der Gegend und der Kulturgeschichte wieder verständlich wird. Wer in dieser Hinsicht von diesen Blättern mehr erwarten sollte, den vermag ich nur auf Wittigs Wort zu verweisen: „Was immer ich in den Büchern der Wissenschaft über den Anfang gefunden habe, erinnert mich an die Punkte oder Ringe, mit denen auf der Landkarte oder im geographischen Atlas die Städte und Dörfer angedeutet sind. So verschieden, wie ein solcher Punkt auf der Landkarte von einer wirklichen Stadt auf der Erde ist, so verschieden ist der

Anfang in unserem wissenschaftlichen Denken vom wirklichen Anfang: Dort ein Zeichen, hier wimmelndes Leben... Es gibt viele Bücher mit dem Titel: „Die Anfänge dieses oder jenes Staates, dieses oder jenes Ordens, dieser oder jener Bewegung“. Solche Bücher konnten immer nur ganz fern vom Anfang geschrieben werden. Am wirklichen Anfang greift keiner zur Feder, und keiner tut den Mund auf. Es ist mit dem Anfang so wie mit dem Grundstein eines öffentlichen Gebäudes; ich war sehr enttäuscht, als ich das erste Mal an einer Grundsteinlegung teilnehmen durfte und nun merken mußte, daß schon hunderte von Steinen in den Grund gelegt waren.“

2. Wie der Titel weiter besagt, wollen diese Blätter die Geschichte der Habelschwerdter Landschaft aus ihren Ortsbezeichnungen wieder lebendig werden lassen, weil diese nicht nur die älteste, sondern auch für die vorurkundliche Zeit fast die einzige Quelle sind, aus der sich rückschauend die frühgeschichtliche Entwicklung des Landes in verlässlicher Weise rekonstruieren läßt.

a) Seit den Tagen W. Arnolds hat man sich ja daran gewöhnt, die Ortsnamen als eine wichtige „Geschichtsquelle“ anzusehen und auch ich stehe nicht an, die Glazer Ortsnamen als solche zu bezeichnen. Ebenso eindeutig muß ich aber auch hervorheben, daß die Art und Weise, in der die bisherige Namendeutung, sowohl inner- als außerhalb des Landes, die Glazer Namen zu erklären versucht hat, diesem ihrem Charakter als Geschichtsquelle nicht gerecht geworden ist. Für die Glazer Namenkunde habe ich das an zahlreichen Beispielen bereits dargetan. Und wenn ich dazu feststelle, daß E. Schwarz (G. Qu. 217) noch heute die Städte Habelschwerdt, Wünschelburg und Reinerz aus tschechischen Siedlungen entstanden sein läßt, während J. Pfißners (Dt. Hefte f. Volks- u. Kulturbodenf. I. Jg. [1930] S. 186) einzige Weisheit über Habelschwerdt in der Versicherung besteht, daß es „durchaus glaubhaft sei, daß die Stadt durch den um 1250 nachweisbaren Havel von Lemberk ihren Namen erhalten hat“, so ist klar, daß dabei nicht eine Geschichtsquelle wissenschaftlich ausgeschöpft, sondern zur Begründung von persönlichen Anschauungen und

Vorurteilen mißbraucht worden ist, denn was dabei als historische Wahrheit ausgegeben wurde, sind faustdicke Fabeln und Märchen, in denen die ehemalige Wirklichkeit geradezu auf den Kopf gestellt worden ist.

b) Meinen vorangegangenen Arbeiten gegenüber, in denen ich mich noch darauf beschränken zu dürfen glaubte, bevorzugt die interessantesten und am meisten verkehrtesten Namen aus den jeweils behandelten Gebieten herauszugreifen, werde ich dieses Mal einen erheblichen Schritt weiter gehen, indem ich den gesamten Namenbestand des Habelschwerdter Kreises zur Darstellung bringe, weil sich nur auf diese Weise ein klares und einheitliches Bild der Landschaft entwerfen, der Gang ihrer kulturellen Entwicklung bis in seine ersten Anfänge zurückverfolgen und die deutsche Volkwerdung der in ihr siedelnden Bevölkerung in ihrem Werden selbst belauschen läßt. Der große Vorteil, der sich daraus ergeben muß, dürfte ja auch klar zu Tage liegen. Denn da keiner der Namen, die die Menschen der Vorzeit den Stätten ihres Daseins und Wirkens beigelegt haben, für sich allein im Lande steht, sondern alle Sachbezeichnungen darstellen und miteinander in geistiger Verwandtschaft stehen, werden sich die behandelten Namen auch mit ihrer Deutung gegenseitig in einer Weise stützen und erhärten, daß sich in diesen Blättern die Maschen der wissenschaftlichen Beweisführung derart eng zusammenschließen, daß auch meinen verbissensten Gegnern jede Art von Ausflucht restlos unterbunden wird.

c) Aus dem gleichen Grunde werde ich auch die Flurnamengebung in meine Darstellung einbeziehen, deren Bedeutung schon daraus hervorgeht, daß nicht wenige Ortsnamen gerade des Habelschwerdter Kreises aus sogen. Flurnamen hervorgegangen sind, und gerade in diesen Wortbildungen von geradezu unschätzbarem Urkundenwert auf unsere Tage gekommen sind, denn von ihnen gilt das Wort, das schon vor drei Jahrzehnten H. Beschorner (R. B. 52. Jg. [1904] Sp. 4) der von ihm begründeten Flurnamenforschung mit auf den Weg gegeben hat: „Es wird nie gelingen, die Namen aller unserer Städte und Dörfer vollständig in genügender Weise zu erklären, wenn wir nicht die zahlreichen

in den Flurnamen sich bietenden Parallelen heranziehen. Zudem bergen die Flurnamen eine Fülle alten Sprachgutes, das wir entweder in den Namen bestehender Gemeinwesen gar nicht antreffen oder wenigstens vielfach nicht in dieser Reinheit; denn da die Flurnamen meist wenig in die Öffentlichkeit gedrungen sind, vielmehr ein verborgenes Dasein geführt haben, sind sie auch nicht so abgegriffen und abgeschliffen, wie sonst die Ortsnamen, sondern zeigen in der Regel ein viel reineres Gepräge. Der Gewinn aber, den Geschichte und Kulturgeschichte aus den Ortsnamen zu ziehen gelernt haben, ist noch weit größer, wenn man den reichen Schatz von Flurnamen zu heben versucht. Noch viel deutlicher, noch viel mannigfaltiger als in den Ortsnamen spiegelt sich in ihnen das frühere Antlitz der Erdoberfläche wieder; mit der von heute wesentlich abweichenden Verteilung an Wald, Wiese, Feld und Wasser, spiegelt sich wieder der Gang der allmählichen Besiedelung, der Anbau des Landes zu den verschiedenen Zeiten, die Nationalität, die Lebensweise, die Einrichtungen und Schicksale seiner Bewohner von ehedem."

3. In letzter Linie wird das Ziel und die Aufgabe dieser Blätter darin gipfeln, in dem von mir unternommenen „Neuen Siebenjährigen Kriege um die Grafschaft Glatz“ den letzten und entscheidenden Streich für das Urdeutschtum des Landes zu führen, so daß fortan nicht mehr die Rede davon sein kann, daß sich aus dem Auslande importierte Märchen, Sabeln und Geschichtslügen auf Kosten der historischen Wahrheit und der Interessen des Landes als „Geschichte“ aufspielen können.

a) Als erstes wird dazu der eindeutige Nachweis gehören, daß in genau dem gleichen Ausmaße, wie das bei der angeblichen „Zupa“ der Fall gewesen ist, auch die behaupteten Tschedenörter des Glatzer Landes bloße Phantasiegebilde gewesen sind, mit denen sich Historiker und Namensdeuter in einer Weise bloßgestellt haben, wie sie schlimmer gar nicht gedacht werden kann. Nachdem ich an einer ganzen Reihe von Glatzer Namen diesen Beweis bereits erbracht, habe ich meine Gegner zu zwei verschiedenen Malen öffentlich aufgefordert, mir die Namen zu nennen, die nach ihrer Anschauung jetzt

noch tschechisch sein sollten. Nicht einer hat den Mut zu einer ehrlichen und mannhaften Antwort gefunden, was sich aber seitdem hinter den Kulissen abgespielt hat, hat auf solchem Niveau gestanden, daß ich es ablehnen muß, mich damit zu befassen. Statt dessen werde ich mit aller nur erdenkbaren Mühe den Kreis Habelschwerdt bis in seinen letzten und verborgensten Winkel durchmustern und glaube dabei zum voraus schon versichern zu können, daß dort auch nicht ein einziger Name aufzuspüren sein wird, den jemand mit Ernst und Anstand fürderhin als tschechische Wortbildung auszugeben vermöchte.

b) Dementsprechend werden die folgenden Blätter von der einzig feststehenden, weil einzig sicher überlieferten historischen Tatsache der germanischen Frühbesiedelung des Landes ausgehen. Auf dieser Tatsache werden sie aufbauen und von ihr aus werden sie behutsam die frühere Entwicklung der Glatzer Verhältnisse aus dem Dunkel der Vorzeit herauszuheben suchen, und da die genannte frühgermanische Besiedelung mit der Römerzeit zusammenfällt und römische Geschichtsschreiber, mehr als genug, der auf böhmischen Boden siedelnden germanischen Völkerschaften Erwähnung getan, werde ich diese Berichte zum ersten Male auch für die Geschichte des Glatzer Landes auszuwerten suchen. Auf dieser Tatsache werden diese Blätter aber auch weiterbauen, indem sie den endgültigen Beweis erbringen, daß die genannte germanische Erstbevölkerung auch durch keine Einwanderung von Slawen irgendwie verdrängt worden, sondern dauernd im Lande sesshaft geblieben ist, so daß zwischen der germanischen Urbesiedelung und dem Deutschtum, das uns mit dem ersten Beginn der Urkundenzeit im Lande in so beherrschender Weise entgegentritt, kein irgendwie gearteter „hiatus“ gähnt. Daß es mir — das sei nochmals betont — bei dieser Beweisführung nicht darum geht, in einer persönlichen Anschauung Recht, sondern darum, in einer die vitalsten Interessen des Glatzer Volkes und Landes berührenden Frage das Rechte zu behalten, weiß jeder, der mich kennt. Jahrzehnte lang hat man die frühgermanische Besiedelung des Landes nicht nur totgeschwiegen, sondern auch im Namen der Wissen-

schaft in den tschechischen Namensklärungen die verwunderlichsten Argumente für eine angeblich slawische Frühbesiedelung des Landes aufeinander gehäuft. Es gilt also, ein dem deutschen Namen und dem deutschen Kulturschaffen angetanes, himmelstreichendes Unrecht wieder gut zu machen und seine Wiederholung in der Zukunft — so viel an mir liegt — für immer unmöglich zu machen. Aus diesem Grunde ist jede Zeile dieser Blätter auf das Wort aus der Chronik von Leubus geichtet:

Horum sudore viventes absque labore,
Numquam credamus, hæc quod per nos habeamus.

Was der Vorfahren Schweiß errang,
macht uns heute das Leben leicht,
Nie vergeßet euren Dank,
wie viel sie für uns erreicht.

II. Die Quellen. — Auch in dieser neuen Arbeit sind die Quellen, aus denen sich die Ortsnamenkundliche Beweisführung speist, die gleichen, wie ich sie in meinen früheren Arbeiten jeweils auszuföhpfen versuchte.

1. Daß der Orts- und Landesgeschichte bei der Beurteilung der frühgeschichtlichen Namengebung die erste und die wichtigste Rolle zufallen muß, ist ganz selbstverständlich, muß aber deshalb besonders betont werden, weil man dafür bisher im Lande noch nicht das richtige Verständnis aufgebracht zu haben scheint. Ich weiß beispielsweise von zwei Ortsbezeichnungen des Habelschwerdter Kreises, die nicht allzu weit von einander am Boden haften und an denen zwei verschiedene Heimatforscher den Scharfsinn ihrer Deutungskunst zu erproben für gut befanden. Der eine nahm ein keltisches Wörterbuch und fand dort, daß das keltische Wort *Polethe* die „Stute“ bezeichnet. Also schloß er, muß *Pohldorf* aus einem „fürstlichen Gestüte“ der Kelten entstanden sein. Der andere nahm für den zweiten Ort ein tschechisches Wörterbuch zur Hand, in dem er fand, daß das tschechische Wort *Kobylici* ebenfalls ein „Gestüt“ bezeichnet. Also, so schloß auch er, muß der Name *Koblitz* ursprünglich ein tschechisches Gestüt bezeichnet haben. Und wohl verstanden, hat weder im einen

noch im anderen Falle, irgend eine greifbare, verbürgte Tatsache vorgelegen, die dem einen Forscher ein keltisches, dem anderen ein tschechisches Wörterbuch in die Hand gezwungen hätte, vielmehr sind beide dabei von einer privaten Lieblingsanschauung, mithin von einem persönlichen Vorurteil, ausgegangen und haben damit dann auch bloß die geschichtlichen Tatsachen auf den Kopf gestellt. Denn tatsächlich kann schon rein topographisch, weder das eine, noch das andere der Fall gewesen sein, weil das Pohl Dorf mitten in den Bergen liegt und der Koblitz ehemals bei der sumpfigen Neißenniederung seinen Platz gehabt hat. Das Allerbezeichnendste aber ist, daß das Pohl Dorf überhaupt erst eine Siedelung des späteren 16. Jahrhunderts darstellt und die ominöse -itz-Endung, die dem zweiten Erklärer zum Stein des Anstoßes geworden ist, schon deshalb nichts mit einem tschechischen Suffixe zu tun gehabt haben kann, weil auch sie erst in diesen Namen gekommen ist, als der Koblitz selber längst schon nicht mehr am Dasein war.

Soldhen Willkürlichkeiten gegenüber wird die folgende Darstellung nur um so zielbewußter auf historischer Grundlage fußen und auf Schritt und Tritt die Mahnung M. R. Bucks zu beherzigen suchen: „Die erste Bedingung für brauchbare Namenerklärungsversuche ist ein gründliches Studium der Kulturgeschichte des zutreffenden Landes. Der Kulturhistoriker muß in die tiefen Schachte der Lokalgeschichte hinabsteigen und Stein für Stein umkehren, wenn er die richtigen Erzählern und den richtigen Strich des Gesteins ergründen will. Er muß vor allem die Urkunden des Landes, wie Schenkungs-, Kaufs- und dgl. Urkunden, Zinsrödel, Urbarbücher, Weistümer bis ins Kleinste hinein untersuchen, sodann das lebende Inventar an Sprach- und Rechtsaltertümern, Gewohnheiten usw. unter dem Dolke selbst auffuchen, sammeln und in seiner Rüstkammer zu gelegentlichem Gebrauche niederlegen.“

2. Daraus allein ergibt sich ja dann auch schon die ausschlaggebende Bedeutung, die den urkundlichen Namensbelegen in jedem Einzelfalle beigemessen werden wird, und zwar sowohl bezüglich ihrer einwandfreien Feststellung, wie ihrer kritischen Würdigung.

a) Die einwandfreie Feststellung der genannten Belege gestattet ebensowenig, daß ich mich auf die fehlerhaften Angaben meiner Vorgänger, wie auf die lückenhaften Namenreihen des gedruckten Materials allein verlassen könnte. Vielmehr werde ich auch die auf Grund von weitausholenden archivalischen Forschungen gewonnenen Belege in den Dienst der Sache stellen, insbesondere den reichen Inhalt der Urbare auszuschöpfen suchen, weil diese, da sie nicht nur an Ort und Stelle selbst entstanden, sondern auch aus der Denk- und Sprachweise des Volkes selbst herausgewachsen sind, die ursprüngliche Namensform am deutlichsten zum Ausdruck bringen und von den tschechophilen Verdrehungskünsten landfremder Schreiber am wenigsten angekränkt sind. Leider ist auch im gläsernen Lande für die richtige und einwandfreie Feststellung der wirklich maßgebenden Namensformen viel zu wenig geschehen und wie es anderwärts damit bestellt gewesen ist, kann H. Gräbels (Arch. f. Gesch. Oberfr. Bd. 18 [1890] S. 12) bewegliche Klage zeigen: „Scherben, die wir ausgraben, oh, die beschreiben wir bis aufs letzte Loch, sie sind ja prähistorisch, tragen die Spur von Menschenwerk an sich; alte Urkunden setzen wir in schöne Sammlungen zusammen, aus ihnen spricht ja der Geist unserer Vorfahren, — aber über Namen traut sich jeder, der Buchstaben schreiben kann, sie zu verunstalten, vom Privatmanne bis zum offiziellen Schreibweisesfabrikanten thun sie das Möglichste, um den Sinn, den sie anderswo in seinen letzten Spuren verfolgen, zu verwischen und zu tödten, als ob nicht unsere Vorfahren durch diese Namen gerade so gut zu uns sprächen, wie durch Steinmeißel und Pergamente!“

b) Damit wird die kritische Auswertung der auf diese Weise gewonnenen Namensbelege Hand in Hand gehen müssen, denn es ist ja eine reine Selbstverständlichkeit, daß in keinem Falle alle zur Verfügung stehenden Namensbelege irgendwie einander gleichwertig sind. Vielmehr ist sehr die Frage, wann, wo und von wem jede einzelne Namensform zu Papier gebracht worden ist, weil sich auf diesen Feststellungen erst eine verlässliche kritische Würdigung jedes einzelnen Namensbelegs ermöglichen läßt. denn hier gilt das Wort von

Buck: „Was nachgeborene Geschlechter aus einem alten Namen machen, müssen wir zwar als Tatsache hinnehmen, aber es ist nicht die geschichtlich richtige, es ist die verdunkelte Wahrheit. Wenn darum der Namenforscher die verderbten Namen wieder richtig zu stellen weiß, wenn er damit ein richtiges Bild der alten Verhältnisse einer bestimmten Gegend zu geben imstande ist, so arbeitet er mit an dem großen Werke der Geschichtsforschung, deren Zweck kein anderer sein kann, als zunächst den nackten Tatbestand festzustellen und aus den richtig gestellten Tatsachen richtige Schlüsse zu ziehen.“

3. Selbstverständlich wird weiterhin auch auf die sprachwissenschaftlichen Gegebenheiten gebührendes Gewicht gelegt werden. Denn, wie schon V. Jacobi (Die Bed. der böhm. Vornamen [1856] S. 44 f.) festgestellt hat, „reduziert sich im Grunde all unser Wissen von der alten Kultur auf das methodische Abwickeln des Culturanges: Jäger, Hirten, Ackerbauer, und was sich daraus unmittelbar ergibt. In das tiefere Innere kann nur noch das Studium der Sprache den Weg bahnen. Je nüchterner dies ist, desto sicherer der Gang, der mit gemeinsamen Kräften, empirischen Erkennen von der einen, sprachwissenschaftlichen von der anderen Seite unternommen werden muß.“ In keinem Falle wird aber davon die Rede sein können, daß wir fürderhin Ortsnamenerklärung einseitig vom sprachlichen Standpunkt aus betreiben könnten, vielmehr wird jede einzelne Deutung in allererster Linie historisch orientiert sein müssen und da die ältesten Glatzer Namen, bevor sie zum ersten Male in Urkunden verzeichnet stehen, bereits eine sprachliche Entwicklung hinter sich hatten, die an Dauer die Zeitspanne weit übertrifft, die seit ihrer ersten Erwähnung bis zu unseren Tagen verstrichen ist, wird die sprachliche Deutung folgende Punkte weitgehendst berücksichtigen müssen.

a) Wir werden uns ernstlich darauf gefaßt machen müssen, daß wir auf uralte Wortstämme stoßen werden, die zumeist heute vielfach längst verschollen sind. In den zweitausend Jahren, die seit dem Beginn der Glatzer Geschichte verfloßen sind, sind ganze Wortsippen abgestorben und mitunter selbst die sinnvollsten Bezeichnungen verblaßt, so unmittelbar sie ehemals auch der lebendigen Anschauung entsprossen gewesen

sein mochten. Es gilt darum, die Feststellung von Edw. Schröder (Zeit. d. h. Ver. 21. Jg. [1908] S. 91) auf Schritt und Tritt zu beherzigen: „Es steckt in den Ortsnamen, deren Bildung und Aufkommen zum Teil um Jahrhunderte, ja bis über ein Jahrtausend vor die Anfänge unserer Literatur zurückreicht, ein Sprachschatz, der zum großen Teil schon seit vielen Generationen veraltet und unverständlich geworden war — eine sinnliche Auffassung der Natur, ihrer Formen, Farben und Töne, die uns zu erschließen fast unmöglich erscheinen muß. Es ist eine Rechtfertigung unseres Nichtwissens, aber ein übler Trost, wenn wir sehen, daß schon die gelehrten Zeitgenossen Karls des Großen mit den alten Personen- sowohl wie Ortsnamen nichts mehr anzufangen wußten. Hrabanus Maurus bereits hätte so wenig einen sprachlichen Kommentar zu den hessischen O. N. schreiben können, wie etwa Kant oder Schiller einen solchen zum Hildebrandsliede.“

b) Daß weiterhin den uralten Wortstämmen bloß uralte, frühgeschichtliche Begriffe entsprechen können, ist bloße Selbstverständlichkeit. Wir werden uns darum von den Anschauungen der heutigen Namengebung möglichst frei machen und uns in die schaffenden Kräfte und die Gedankenwelt der frühesten Siedler möglichst intensiv hineinversetzen müssen, um in jedem Einzelfalle uns darüber Rechenschaft zu geben, unter welchen Bedingungen die ersten Menschen an diesen oder jenen Ort gekommen sind und, was sie sich gedacht, als sie diese oder jene Worte und Begriffe in den Bezeichnungen namengebende Gestalt gewinnen ließen, die ihnen heute eigen sind. Niemand zwar kann besser wissen, als ich, wie schwer die Beantwortung dieser Fragen mitunter ist, aber daß in keinem Falle für ihre Beantwortung die lederne Weisheit eines Wörterbuchs allein genügen kann, dürfte klar zu Tage liegen.

c) Entscheidend dabei ist, daß die meisten der alten Glazier Namen vielfach schon seit den ältesten Zeiten volksetymologisch verundeutet worden sind, wodurch sich bei nicht wenigen von ihnen eine ursprünglich sinnvolle Namensbildung in ein sinnlos gewordenes Wort verwandelt hat. In ihrem Ursprunge zwar haben auch sie sich eng an tatsächliche Verhältnisse angelehnt und damit auch

einen ganz bestimmten Begriff verkörpert. So lange dieser Begriff den Menschen bekannt und geläufig geblieben ist, hat sich jeder Name auch sprachgesetzlich weiter entwickelt. Als sich aber die Erinnerung an diesen Begriff verdunkelte, insbesondere als man mit dem alten Wortstamm einen neuen Begriff zu verbinden begann, wurde selbstverständlich auch die sprachliche Entwicklung des Namens aus ihren bisherigen Bahnen abgelenkt und auf einen neuen Weg gelenkt. Wer darum die so entstellten Namensformen als bare Münze werten würde, würde auf einem bedenklichen Holzwege sein und müßte sich in Irrtümer verstricken, aus denen es kein Entrinnen gibt.

Gewiß, muß auch die sprachliche Deutung unbedingt zu ihrem Rechte kommen, aber die einseitige Bedeutung, die man ihr bisher im Glaziallande eingeräumt hat, kann und darf ihr niemals zugesprochen werden und auch daran wird kein Zweifel bestehen können, daß jede Art von sprachlicher Erklärung auch sprachgeschichtlich orientiert sein muß. Wenn ich mit in diesem Punkte die wertvollen Richtlinien und feinabgewogenen sprachlichen Analysen zum Vorbilde nehme, mit denen Prof. Dr. Anton Mayer für die Glazial Namenforschung bahnbrechend geworden ist, weiß ich mich gegen die Fehler der Vergangenheit hinreichend gesichert, zumal da ich in jedem Einzelfalle die Methode befolge, erst die tatsächlichen örtlichen Gegebenheiten aus dem Dunkel der Vorzeit herauszuheben, um, wenn das geschehen ist, bei jedem Einzelnamen auf Grund der Sprachwissenschaft Wort und Sache derart mit einander in Einklang zu bringen, daß sich auch der dunkelste Name in dem auf ihn fallenden Scheinwerferlichte sämtlicher für seine wissenschaftliche Beurteilung in Betracht kommenden Argumente schließlich ganz von selbst erklärt.

4. Damit ist auch bereits angedeutet, daß die Argumente aus der Topographie in den Untersuchungen dieser Blätter die am allermeisten ausschlaggebende Rolle spielen werden, so daß das Wort von E. J. Zimmermann (O. N. [1929] S. 13) bei jeder Einzeldeutung möglichst weitgehend zu seinem Rechte kommt: „Der Namensforscher muß, wie der Archäologe, Bodenforschung treiben, natürlich nicht mit Spaten und Hacke, wohl aber auf dem Gelände, mit der Karte. Er

muß die Ortslage untersuchen und diese in Vergleich stellen zu benachbarten Siedelungen und solchen, die den gleichen Namen tragen, ferner Verkehrswege und Grenzen feststellen, da diese namenbildend gewesen sind." Und da in der Tat auch die ältesten Glazier Ortsbezeichnungen in letzter Linie nichts anderes als eine Auseinandersetzung der frühesten Siedler mit dem Boden darstellen, ist klar, daß in diesen Namen sich auch das Verhältnis zwischen Mensch und Landschaft widerspiegeln muß, wie es für die Urzeit, sei es in landschaftlicher, rechtlicher oder wirtschaftlicher Beziehung maßgebend gewesen ist und wie es in ihnen lebendig geblieben ist, auch wenn die ursprüngliche Frische der alten Worte durch Abschleifung und die Eindeutigkeit der früheren Begriffe durch Umdeutung noch so empfindlich gelitten haben mag. Darin wird darum die höchste Kunst bestehen, diese Worte und Begriffe von ehemals wieder klar und eindeutig aus ihrer Verknüpfung und Verstümmelung an des Tages Licht zu heben.

a) In dieser Beziehung wird zunächst auf die wirtschaftliche Verwertung des Bodens, sei es als Acker-, Trift-, Wiesen-, Heide- oder Waldboden, geachtet werden müssen und da das ganze Glazier Land ein ausgesprochenes Waldland gewesen ist, das in seiner frühesten Zeit überhaupt nur als Viehweide in Betracht kommen konnte, ist klar, daß wir in zahlreichen alten Namen auf kulturgeschichtliche Reminiszenzen aus dieser frühen Entwicklungszeit stoßen werden.

b) Aber auch die Art der Rechtsbeziehungen, in denen die frühesten Siedler zum Boden gestanden haben, wird vielfach in den ältesten Namen ihren Niederschlag gefunden haben. Das ergab sich ja allein schon aus der Tatsache, daß in frühester germanischer Zeit der ganze Boden Allgemeinbesitz gewesen ist und sich der Privatbesitz erst allmählich herausentwickelt hat, ja, große Teile von Grund und Boden bis ins späte Mittelalter den Charakter als Allmendeland bewahrt haben. Daß auch diese Verhältnisse in nachhaltiger Weise in die Namengebung hineingespielt haben, liegt somit klar auf der Hand.

c) Wo schließlich die Namengebung im engeren Sinne topographisch orientiert ist, d. h., wo sie auf die Gestalt

und Form usw. des Geländes abgestimmt ist, da ist es ganz klar, daß in der Namengebung nur etwas wirklich Auffallendes, etwas der Gegend spezifisch Eigentümliches zum Ausdruck gekommen sein kann. Das bedingt, daß jede Einzeldeutung möglichst restlos mit der Topographie der Örtlichkeit im Einklange stehen muß. Mit vollem Recht hat ja auch schon J. Schmidtkonz (Okde u. O.N. Forsch. I. 1895) die topographische Begründung bei der Erklärung eines Ortsnamens „einen Prüfstein von unschätzbarem Wert“ genannt, an dem sich in den meisten Fällen die Richtigkeit einer Namendeutung abschließend erweisen läßt. „Entsprechen nämlich die örtlichen Verhältnisse und Eigenschaften der auf dem Wege sprachlicher Untersuchung gefundenen Namendeutung in der Weise, daß der Name tatsächlich etwas in einer bestimmten Gegend besonders Auffallendes bezeichnet, so daß wir unwillkürlich sagen müssen: so hätten auch wir den Ort benannt; nötigt uns der Sinn des Namens im Zusammenhalt mit der Anschauung der Örtlichkeit einen Ausdruck der Bewunderung über die richtige Beobachtung und den scharfen Blick unserer Altordern ab, kommt etwa dazu noch weiter, daß uns an anderen Stellen die gleichen Erscheinungen in der Natur und gleichzeitig derselbe Name dafür entgegnetreten, dann können und dürfen wir mit Sicherheit die Deutung für richtig halten. Denn das an Naturgegenständen, wie Bergen, Flüssen, Seen usw. Eigenartige, das besonders Augenfällige ist zumeist von solcher Art, daß es sich auch nach Jahrtausenden noch in der gleichen Weise wieder findet, wie es vor Zeiten die ersten namengebenden Bewohner gesehen haben.“

Von diesem Gesichtspunkt aus brauchen sich darum diese Blätter nicht erst „aus berufenem Munde“ bestätigen zu lassen, daß sie auf dem rechten Wege sind. Wie meine bisherigen Beiträge zur Glazier Namenkunde, schwören sie auf das Wort von Viktor von Scheffel, an dem auch bisher schon alle mir zugedacht gewesenen Bitterkeiten abgeprallt sind: „Wer von der alten Mutter Natur seine Offenbarung schöpft, dessen Dichtung ist wahr und echt, wenn auch die Leineweber und Steinklopfer und hochverständigen Strohspalter in den Tiefen drunten sie zehntausendmal für Hirngespinnst verstreuen.“

5. Schließlich werden wir auch das probate Mittel der Namensvergleichung nicht außer Anwendung lassen dürfen, indem wir jede einzelne Ortsbezeichnung mit der Namengebung der anderen deutschen Sprachgebiete in lebendige Verbindung zu bringen suchen. Denn, wie bereits S. Riezler in seinen „Orts-, Wasser- und Bergnamen des Berchtesgadener Landes“ (Festg. f. G. Meyer v. Knonau [1913] S. 96) richtig hervorgehoben hat, „ist Vergleichung das Lebens-element, wie der prähistorischen so der Ortsnamenforschung. Die Vergleichung muß sich erstrecken auf möglichst viele Namen in anderen Landstrichen, deren Bevölkerungsverhältnisse ähnlich sind, auf die Forschungen, die darüber angestellt wurden, auf die Örtlichkeiten, nicht in letzter Reihe auch auf die lebende Mundart.“

a) Selbstverständlich wird das nicht heißen dürfen, daß wir alle gleichlautenden Namen restlos gleich erklären oder jede irgendwie geartete Deutung aus einer anderen Gegend unbesehen ins Glazier Land übernehmen, wohl aber ist ohne weiteres klar, daß schon aus der bloßen Gegenüberstellung verwandter Namensformen manches erwünschte Schlaglicht auf eine dunkle und unverständliche Wortbildung fallen und, wenn in solchen Fällen die örtlichen und geschichtlichen Gegebenheiten miteinander in Übereinstimmung stehen, auch die Deutung ganz von selber in die richtigen Bahnen lenken muß. Jedenfalls ist A. Bach (Beitr. z. germ. Sprachw. II. 15. Festschr. f. O. Behaghel [1924] S. 242) mit seiner Feststellung durchaus im Recht, daß die O.N. „so wenig sie in ihrer Masse Produkte willkürlicher Segung sind, so wenig sind sie ein Haufe vereinzelter sprachlichen Gutes. Vielmehr waren sie, ehe sie nicht wie heute leere Wortzeichen geworden, innig miteinander verhaftet und einbezogen in den großen Fluß der allgemein sprachlichen Entwicklung; sie unterlagen somit auch den Gesetzen, die diese Entwicklung beherrschten, und deren Wirksamkeit auf andern sprachlichen Gebieten als der On-Kunde, etwa in der Dialekt- und Wortgeographie, längst beobachtet und anerkannt sind. Diese Gesetze aber bereiteten ihnen das Massenschicksal, das ihnen noch heute an der Stirne geschrieben steht, und sie waren die treibenden Kräfte, die den Organismus der deutschen On erwachen ließen, dessen Teile in einem lebendigen, einander

bedingenden Verhältnis standen, mögen sie uns auch heute durchaus fossil erscheinen. Gerade in der Möglichkeit aber, mit der hier angeregten Betrachtungsweise die Mehrheit der deutschen On als eine organische Einheit aufzufassen, sehe ich ein starkes Argument für ihre Berechtigung."

b) Wenn ich bei dieser Namensvergleichung mit besonderer Bevorzugung die Aufmerksamkeit immer wieder auf bestimmte Gebiete lenke, so wird sich aus der Darstellung ergeben, daß sich das aus geschichtlichen bezw. siedelungsgeographischen Gründen von selbst ergibt. Und da zu diesen bevorzugten Einzelgebieten auch die oberfränkische Landschaft des ehemaligen Stiftes Bamberg gehört, ist vielleicht die Feststellung von Wert, daß ich an den Namen des Habelschwerdter Kreises die gleiche Erfahrung machen können, wie sie vorlängst schon Frh. v. Guttenberg als das Ergebnis seiner oberfränkischen Namenstudien in den Sätzen angedeutet hat: „Auf Stein und Fels ist die älteste Namengebung gebaut, gleichsam unverwüßlich. Die Bedeutung eines alten Namens, d. h. seiner Natur zu erschließen, dazu bedarf es allerdings des richtigen Schlüssels zur Lösung. Ist er aber — oft nach langer mühsamer Forschung — gefunden, dann tritt er meist überraschend einfach und klar hervor. Den ganzen Werdegang eines Namens mit all seinen verzweigten, oft schon in frühester Zeit zu Granit erstarrten, oft merkwürdig zerschmolzenen, selbst ganz verlorenen Formen zeigen aber andererseits doch wieder nur Urkunden, die, für das Wort aus allen deutschen Landen zusammengetragen, erst dessen ganzen Charakter enthüllen. Nur durch möglichst weitgehende Vergleichung können darum Orts- und die noch älteren Flurnamen erklärt werden."

Daraus ergibt sich von selber, daß kritische Äußerungen, die sich aus der Ferne vom grünen Tische aus mit den in diesen Blättern niedergelegten Forschungsergebnissen zu schaffen machen sollten, für mich und die Sache völlig wertlos sind. Ins Glatzer Land muß man kommen, seinen Boden wird man durchforschen und die Topographie jedes einzelnen Dorfes wird man in Augenschein nehmen müssen, wenn man ein Urteil abgeben will. Gerade dadurch ist ja in Sachen der

Glatzer Heimatbelange der größte Wirtswart angerichtet worden, daß zu viele Unberufene mitzureden versuchten. Die Deutungen, die ich vorlege, sind vom Boden abgelesen und der Wirklichkeit abgelauſcht. Es versteht ſich damit ganz von ſelber, daß über ſie nur urteilen kann, wer durch eigenes Studium zu erweiſen vermag, daß die von mir gefundene Übereinstimmung zwiſchen Name und Örtlichkeit, Wort und Sache im Einzelfalle nicht zu Recht beſtehen ſollte.

III. Die Methode. — Ein Letztes bleibt über die Geſichtspunkte hinzuzufügen, nach denen ich den Leſer ſchrittweiſe in die frühgeſchichtlichen Geheimniſſe der Habelſchwerdter Landſchaft und in den ſtillen Werdegang ihrer kulturgeſchichtlichen Entwicklung einzuführen gedenke.

1. Daß ich nicht daran habe denken können, in der biſher üblich geweſenen Art die einzelnen Orte, Dörfer und Siedelungen in alphabetiſcher Weiſe aneinander zu reihen, ſondern abſchnitts- und landſchaftsweiſe nach einem ganz beſtimmten organiſch entwickelten Plane zur Behandlung bringe, liegt in der Natur der Sache. Denn, wenn irgendwo, dann iſt die älteſte Glatzer Ortsnamengebung landſchaftlich bedingt geweſen. Keiner der älteren Namen ſteht darum irgendwie allein in der Welt, vielmehr gehören ſie alle einem beſtimmten geiſtigen Gefüge an, in dem allein ſie richtig verſtanden und aus dem heraus ſie allein in zutreffender Weiſe erklärt werden können. Das tieſte Geheimnis eines jeden Ortsnamens iſt darum ſeine Betrachtung in dem für ihn maßgebenden Raume, aus dem er gar nicht fortgedacht werden kann, weil er nur ſo in lebendiger Verbindung mit der Tradition erhalten werden kann, die nun einmal auch auf namenkundlichem Gebiete die erſtgeborene Tochter der hiſtoriſchen Wahrheit iſt. Wer darum einen Namen aus der lebendigen Verbindung mit dem Wurzelboden löſt, auf dem er ehemals entſtanden iſt, um ihn völlig iſoliert zu betrachten, der ſteht bloß noch einem lebloſen Wortgebilde gegenüber, das je nach den Vorurteilen, die er in dieſen Namen hineinlegt und je nach dem Wörterbuche, mit dem er dieſen Namen zu erklären ſucht, plögllich in allen Sprachen ſchillern kann, um ſchließlic all es oder nichts zu bedeuten.

2. Diese ausgesprochen landschaftliche Orientierung der ältesten Glazer Namengebung ist darum auch der bestimmende Grund dafür gewesen, daß ich die Berg- und Flußnamen des Habelschwerdter Kreises an die Spitze meiner Untersuchungen stellte, denn ohne diese wäre meine ganze Arbeit ein Torso geblieben. Gerade in dem behandelten Glazer Gebietsteil ist ja das Verständnis zahlreicher Ortsnamen gar nicht möglich, wenn nicht vorher über die Flußnamen, denen sie nachgebildet sind, Klarheit geschaffen ist und allein die Tatsache, daß auch die spätesten Zeiten noch bei der Benennung neuer Siedelungen auf sie zurückgegriffen haben, vermag zu zeigen, daß in diesen Namen Wortbildungen von besonderer Bedeutung auf unsere Tage gekommen sind. Ja, mir will scheinen, als ob gerade die Flußnamen des Habelschwerdter Kreises, nicht nur weil verschiedene von ihnen auch in anderen Gebieten vertreten sind, sondern auch weil an einem oder dem anderen schon Gelehrte von internationalem Rufe sich die Zähne ausgebissen haben, berufen sein könnten, auch außerhalb des Landes die Aufmerksamkeit auf diese Blätter zu lenken und dabei auch in weiteren Kreisen darzutun, daß die Glazer slawische Geschichtsperiode, die man bisher auf Grund der haltlosesten slavomanen Namendeutungen allenthalben als eine feststehende historische Tatsache angesehen hat, in Wirklichkeit nichts anderes als eine optische Täuschung gewesen ist.

3. Um die sich daraus ergebenden Folgerungen noch besonders zu unterstreichen, habe ich — trotz aller Beschränkung auf mein Thema — an einzelnen Stellen mit Absicht über die Landesgrenzen hinausgegriffen, um dadurch in unmißverständlicher Weise zu erkennen zu geben, daß auch jenseits der Glazer Grenzpfähle frühgeschichtliches germanisches Volkstum sesshaft gewesen und von dort weder so spur- und klanglos verschwunden, noch daselbst so restlos unbezeugt geblieben ist, wie uns das auch in diesen Gebieten die slavomanen Namendeutungen der Vergangenheit immer wieder einzureden suchten. Es ist darum auch meine felsenfeste Überzeugung, daß die in diesen Blättern niedergelegten Forschungsergebnisse mit der Zeit auch für Schlesien und Böhmen zu einer bahnbrechenden Neuorientierung führen werden, denn

auf die Dauer werden sich die „Überraschungen“, wie sie im Glatzer Lande auf Grund meiner Forschungen seit geraumer Zeit immer nachhaltiger an des Tages Licht getreten sind, nicht wohl länger übergehen und totschweigen lassen. Jedenfalls ist es höchste Zeit, daß auch in diesen Gebieten die dort herrschende slavomane Namendeutung einer gründlichen Revision unterzogen wird, damit auch dort die großen kulturellen Verdienste der germanischen Frühzeit endlich wieder zu Ehren kommen.

Die seit Jahrzehnten in der ungehemmtesten Weise auf einander gehäuften Irrtümer, Fabeln und Falschdeutungen haben es mit sich gebracht, daß ihre gründliche und endgültige Widerlegung, wie sie den folgenden Blättern vor Augen schwebt, nur auf Grund von weitausholenden Untersuchungen und ausführlichen Beweisen möglich ist, da erst, wenn in jedem Einzelfalle völlig reiner Tisch geschaffen ist, ein Neues an die Stelle des überwundenen Alten gesetzt werden kann. Die durch diesen Umstand aufgezwungene Art der Stoffgestaltung hat eine Teilung in zwei Bände nötig gemacht, von denen dieser erste in drei verschiedene Abschnitte zerfallen wird.

I. Berg- und Flußnamen.

II. Wegenamen.

III. Das obere Bieletal.

Mein größter Wunsch dabei ist, daß ein gütiges Geschick es fügen möchte, daß diesem ersten, bald auch der zweite Band zu folgen vermag.

+

Damit bleibt mir nur noch eine liebe Pflicht des Dankes zu erfüllen, den ich dem Herrn Bürgermeister der Stadt und dem Herrn Landrat des Kreises Habelschwerdt, sowie dem Herrn Oberpräsidenten von Schlesien dafür schulde, daß sie im Vertrauen zu meiner Arbeit und meiner Person die Drucklegung dieses Buches ermöglicht haben. Insbesondere gilt

dieser Dank dem Herrn Landrat Spreu, der die über die rein wissenschaftliche Sphäre weit hinausreichende Bedeutung der in diesen Blättern erörterten Probleme richtig erkannt und mit seinem deutschen Herzen ihre endgültige Lösung so tatkräftig gefördert hat, daß ich sie in diesen Blättern der Öffentlichkeit noch rechtzeitig zu einem Zeitpunkte unterbreiten kann, in dem sich meine weitverzweigte Tätigkeit im Dienste der Glazer Heimatkunde oder besser gesagt, des gefährdeten Glazer Grenzlanddeutschtums, zu einem vollen Vierteljahrhundert runden will, wobei es mir eine besonders liebe Erinnerung ist, daß die Jahrhundertfeier der Befreiungskriege im März des Jahres 1913 der Auftakt zu dieser Tätigkeit gewesen ist. Daß ich aus solchem Erinnerungsanlasse aus den sicheren Ergebnissen meiner langen Forschertätigkeit nur das Beste vom Besten vorlegen durfte, werden meine Freunde im Lande, die mir auch in Tagen, da alles wider mich stand, ihr Wort nicht gebrochen und die Glazer Treue, deren lautester Kündler ich war, gehalten haben, ebenso bestimmt von mir erwartet haben, wie es für mich selber selbstverständlich gewesen ist. Wenn ich heute auf diese fünfundzwanzigjährige Tätigkeit im Glazer Grenzlandsdienst zurückblicke, die wahrlich Opfer gerade genug verlangt hat und von Enttäuschungen mehr als reichlich begleitet war, dann gedenke ich mit tiefstem Herzensdank auch des Segens von oben, dem in letzter Linie dieses Buch sein Dasein zu verdanken hat. Im übrigen glaube ich jetzt erst recht das Wort wiederholen zu dürfen, das mir in diesen 25 Jahren, wie auch sonst, Leitstern für mein Leben war:

Wenn man mir einst mein Bett macht in der Erden,
 Wird mir von manchem noch ein Wort der Nachred' werden.
 Der eine rühmt mich wohl und hat mich nie gekannt,
 Ein anderer sagt, daß er mich manchmal nicht verstand.
 Der dritte, der in Liebe innig mir verbunden,
 Spricht traurig von vergangnen frohen Stunden.
 Leis rügt ein anderer dies und das an meinem Tun,
 Und, ach, dies alles läßt mich ja so friedlich ruhn.
 Nur einen Nachruf gäb's, vor dem das Herz mir bebte,
 Wenn über meinem Hügel klänge: Daß umsonst ich lebte!

Und damit fliegt hinaus ins weite Land, ihr lieben Blätter, die ich mehr mit dem Herzen als mit der Feder geschrieben habe. Ich brauche um euch nicht bange zu sein, denn ich gab euch dieses Mal mein Allerbestes mit, nicht zuletzt das Patronat eines Mannes, der mit im Leben am nächsten gestanden und mich nach seinem Heimgang am meisten gesegnet hat. Wie er einst die helle Leuchte der Wahrheit durch den dunklen Kontinent getragen hat, so tut auch ihr! Verschleudert das slawische Dunkel aus seinem letzten Schlupfwinkel und führet wie ein Herold der Wahrheit den letzten Streich für das Urdeutschtum des lieben Glatzer Landes. Und wo immer sich einer mit euch darüber freut, daß ihr endlich und endgültig den unermesslichen Segen aus dem Dunkel der Vorzeit hebt, der dem Glatzer Volke aus seiner zweitausendjährigen Verbindung mit Blut und Boden zugeströmt ist, da saget ihm:

Ich laß als deutscher Mann
in Glatzer Treu ihn grüßen!

Erster Abschnitt

Berg- und Flußnamen

Seitdem es Menschen auf Erden gibt, sind ihnen die Berge mehr als leblose Erdhügel und die Flüsse mehr als bloße Wasserläufe gewesen. Sie haben sie als die eigentlichen Repräsentanten der ganzen sie umgebenden Landschaft angesehen und ihnen darum auch keineswegs die nichtsagenden Bezeichnungen beigelegt, die unsere naive Einbildungskraft ihnen immer wieder anzudichten sucht. In den Berg- und Flußnamen des Glarner Landes liegen vielmehr die ältesten und bedeutsamsten Sprachdenkmäler der Vergangenheit vor, wahre Geländeurkunden, in denen sich des Landes früheste Siedler ein Denkmal von unvergänglicher Dauer gesetzt haben.

Die zuverlässige Deutung der Berg- und Flußnamen des Nabelschwertler Kreises muß darum den ersten Ausgangspunkt und die selbstverständliche Grundlage der ganzen folgenden Untersuchung bilden und um das Thema wirklich zu erschöpfen, wird sie sich an folgende Einteilung halten müssen:

- I. Bergnamen.
- II. Die beiden Hauptflüsse.
- III. Die Flußläufe rechts der Neisse.
- IV. Die Flußläufe links der Neisse.
- V. Die beiden Grenzflüsse.

I. Bergnamen

Gleich hier schon fangen die Überraschungen mit der Feststellung an, daß die Berge des Glarner Landes in Wirklichkeit zwei Namen führen: eine *Werktagsbezeichnung*, deren Bedeutung sich mit den wechselnden Zeiten ändert und schließlich in allen möglichen Farben schillern kann und einen *Sonntagsnamen*, der ihnen ursprünglich eigen gewesen ist und heute nur noch durch

archivalische Forschung erschlossen werden kann, weil er durch volksetymologische Umdeutung vielfach bis zur Unkenntlichkeit verunstaltet ist.

Des zum Zeugnis möchte ich auf die Namen des „Nonhübels“, des „Biemsberges“, des „Spitzigen Berges“, der beiden „Heidelberge“ und des „Schneebergs“ die Rede bringen, weil sich in dem Sonntagsnamen, der jedem von ihnen eigen ist, klar und eindeutig die bedeutungsvolle Rolle widerspiegelt, die diese Berge in grauer Vorzeit im Leben unserer Vorfahren gespielt haben.

1. Der Nonhübel.

Gleich als erster Habelschwerdter Bergname ist der des „Nonhübels“ ein sprechender Beweis dafür, daß man die alten Namen und Ortsbezeichnungen bloß im Geiste der verklungenen Zeiten richtig würdigen und verstehen kann, in denen sie von den Lippen der frühgeschichtlichen Siedler zuerst gebildet worden sind. Gerade der richtigen Deutung des Namens des „Nonhübels“ kommt aber eine besondere Bedeutung zu, weil wir in ihm auf eine Wortbildung von urgermanischer Färbung stoßen, die von vornherein für die weiteren Untersuchungen dieser Blätter tonangebend werden muß.

1. Die urkundlichen Nachrichten, die über den „Nonhübel“ auf uns gekommen sind, zwingen zunächst die folgende Unterscheidung auf:

a) Als Bergname steht die genannte Bezeichnung bereits im ältesten Habelschwerdter Stadtbuche verzeichnet, und zwar zum Jahre 1399, wo von einem „Mälzhaus off dem Nonhübel“ (G. Qu. I. 293) die Rede ist, und zum Jahre 1411, wo ein Haus „of dem Nonhobil“ (G. Qu. II. 44) genannt wird.

b) Da aus dem 15. Jhd. aber auch die Namen „Nonhobil“ und „Nonhubil“ als Habelschwerdter Personennamen überliefert sind, werden wir schon beim Beginne unserer Untersuchungen in bedeutsamer Weise darüber orientiert, daß im Glazer Lande die alten Fluren und Örtlichkeiten nicht nach Personennamen bezeichnet worden sind, wie das von den Vertretern der bisherigen „Lokatoretheorie“ immer wieder behauptet worden ist, sondern daß auch hier die Entwicklung

nach den Feststellungen des Sch. v. Guttenberg (Arch.f. Anthr. N. F. 8. Jg. [1909] S. 223) verlaufen ist: „Zumeist erhielt den Namen die Flur, gegeben nach Lage und Bodenbeschaffenheit. Die Flur vererbte den Namen auf die an, auf, neben oder bei ihr von Menschenhand gewordene Siedlung, zuerst den Hof, bei fortschreitender Besiedelung auf das aus dem Hof gewordene Dorf, den Markt, die Stadt, aber auch die Grafschaft, den Gau, Kanton und Kreis. Von der Flur entnahm der Besitzer den Rufnamen, von der gewordenen Siedlung zuletzt den Personen-, dann den Geschlechtsnamen. Schließlich vererbte dieser Name, gebunden an den Grundbesitz, vom Vater auf Kind und Kindeskinde. So hat sich allmählich der weitaus größte Teil aller Namen entwickelt.“

2. Was sodann die Bedeutung dieses Namens betrifft, so liegt in ihm ein uralter Flurname vor, der sowohl mit seinem Grund-, wie mit seinem Bestimmungswort unser lebhaftes Interesse erregen muß.

a) Schon das Grundwort, das aus dem ahd. *hubil* besteht, deutet auf das hohe Alter dieser Wortbildung hin, da es z. B. im *N. Hubilberg* in Schwaben bereits aus dem Jahre 1122 überliefert ist. Daß es auch sonst im Glazener Lande weiterlebt, kann z. B. der Name des *Sinkenhubels* bei Dürrkunsendorf (Pr. Bl. 39. Bd. [1804] S. 397) und der Name des *Sandhubels* bei Neurode beweisen.

b) Noch viel nachdrücklicher aber kommt das hohe Alter der genannten Namensbildung in dem Bestimmungswort zum Ausdruck. Denn daß das „Non“ in der ersten Silbe mit „Nonnen“ nichts zu tun gehabt haben kann, wie in den Glazener Geschichtsquellen (I. 324 u. 332), wenn auch unter Beifügung eines Fragezeichens angedeutet ist, ist für jeden Einsichtigen klar, da, wie ich anderwärts bereits vielfach beweisen konnte, die älteste Glazener Orts- und Flurnamengebung topographisch orientiert gewesen und von Nonnen aus der Habelschwerdter Frühgeschichte nichts überliefert ist. Darum stehe ich auch nicht an, in diesem Bestimmungswort einen jener „Ausklänge und Überbleibsel einer älteren Tageschronologie sowie alter Bezeichnungen der Tagzeitmarken“ zu erblicken, wie sie sich nach H. Hungerlands Feststellungen

(N. S. 14. Jg. [1909] S. 382 ff.) nicht nur in Orts-, sondern auch viel in Haus-, Dorf-, Bach-, Berg-, Flur-, Moor- oder gar sekundär als Personen-Namen finden, so Morgen, Morning, Uchte (Strahl, Morgendämmerung), Untorn (Frühstück), Mittag, Non, Nune, Mids, Abend, Kilt (nord. Koeld = Abend). Was insbesondere das Wort „Non“ betrifft, so ist es der kirchlichen Stundeneinteilung entnommen, die bekanntlich den Tag um 6 Uhr morgens beginnen läßt, so daß die „Non=neunte Stunde“ mit 3 Uhr nachmittags zusammenfiel, sich später aber auf die Mittagszeit verschoben hat. Im Lippischen z. B. heißt noch heute: „nonen“ die Mittagszeit halten. Freilich ist dieser Ausdruck erst in ahd. Zeit (8.—11. Jahrhundert) in die deutsche Sprache eingedrungen, immerhin weist er bei Habelschwerdt auf eine Zeit, die weit über das Epochenjahr „1262 oder 1263“ hinaus gelegen gewesen sein muß.

3. Das Argument aus der deutschen Namengebung vermag denn auch die genannte Deutung durch beweiskräftige Analogien zu erhärten.

a) Aus der gemeindeutschen Namengebung führt zunächst Hungerland selber für das Vorkommen des genannten Stammwortes eine Reihe von Beispielen an, bei denen die Bergbezeichnungen besonders interessieren dürften. So nennt er den Nonsberg in den Ostalpen, die Nune (nona), einen Zufluß der Eder, Nonsaasen, Nonshaugen, Nondal, Nonsffjeld in Norwegen, Nonsbarget und Nonsknätten (knätt, knatt, nat = Berggipfel, Kuppe) in Schweden. Wir hätten also im „Nonhübel“ eine ähnliche Bezeichnung zu erblicken, wie sie in dem auffallenden pommerischen Flur-N. „Desperbrot“ vorliegt, der nach P. Schulz (U. heim. Köslin 1923. Nr. 6) „einen Berg bezeichnet, wohin den Mähern das Desperstück gebracht wurde“. Und genau dem gleichen Umstande dürfte auch das „Desperhölzchen“ in der thüringischen Flur Schmalkalden (Vgl. L. Gerbing, D. Flur-N. d. Herz. Gotha [1910] S. 293) seinen N. zu verdanken haben.

4. Da damit klar ist, daß auch im Gläzler Lande der Name des „Nonhübels“ nicht das einzige Beispiel dieser Art der Namengebung dargestellt haben kann, wird die Flurnamenkunde auch nach dieser Richtung weiter forschen müssen. Insbesondere

möchte ich dabei auf den Namen des sogen. Ungerhauses zwischen Heinzendorf und Kunzendorf verweisen, nicht nur weil dieser Name aus einem ausgesprochen altgermanischen Weidengebiet herausgewachsen ist, sondern auch, weil er sich durch eine an ihm haftende Sage (Kühnau 25) als volksetymologische Umdeutung noch besonders verdächtig gemacht hat. Namen dieser Art pflegen nämlich vielfach auf got. und aurns, ahd. untarn, mhd. untern, das den „Mittag“ bezw. die „Mittagszeit“ bezeichnende, zurückzugehen. Auf dieses Wort hat vorlängst schon D. Häberle (D. Pfälz. Bd. XI [1910] S. 25 ff.) die Flur-N. „Unger“ und „Diehunner“ im Pfälz. Wald und J. Miedel (Alt. Monatsbl. 12. Jg. [1912] S. 75) den N. des „Untersbergs“ bei Salzburg zurückgeführt und den letzteren als „Mittagsberg“ erklärt. Viel ausführlicher noch hat aber dann W. Schoof (H. Bl. f. Dkde. 1912 S. 112 u. ZDD. 1914 S. 272 ff.) über dieses früher viel verwendete Wort gehandelt und dabei festgestellt, daß mit ihm nicht nur die Zeit, sondern auch der Platz bezeichnet wurde, an dem zur Mittagszeit Hirt und Herde auszuruhen pflegten. Jedenfalls sind in frühesten Tagen schon auch mit diesem Worte zahlreiche Flurnamen gebildet worden, die, als das Volk sie nicht mehr verstanden hat, von diesem umgedeutet worden sind, womit aus ihnen im Nu völlig neue Namen mit einem völlig veränderten Sinn entstanden sind, wie Hungerbrunnen, Unterfeld, Hunnen- und Hundsbach, Hünen- und Hühnerberg, Hinter- und Honigberg. Jedenfalls halte ich es nicht für ausgeschlossen, daß auch das Gläzer „Ungerhaus“ auf diesem Wege zu seinem Namen gekommen ist.

Da die Gläzer Flurnamenforschung noch durchaus in den ersten Anfängen steckt, steht ihr noch ein weites Feld der Betätigung offen. Dabei aber kann nicht der leiseste Zweifel bestehen, daß sie, je entschiedener sie sich von den bisherigen Vorurteilen frei zu halten weiß und je entschlossener sie in die Tiefe zu schürfen versteht, auf Schritt und Tritt im Lande auf Namen und Bezeichnungen stoßen wird, in denen nicht nur Worte von höchstem Alter, sondern auch Begriffe von urgermanischer Prägung bis in unsere Tage lebendig geblieben sind.

2. Der „Biemsberg“.

Ein zweiter Bergname aus der nächsten Umgebung der Stadt Habelschwerdt scheint mir die älteste Namengebung des ganzen Kreisgebietes nicht minder intensiv in den Rahmen hineinzurücken, in den sie nach ihrer frühen Entstehung und ihrem begrifflichen Inhalte unwiderruflich hinein gehört, auch wenn man noch so laut behauptet hat, daß deutsche Sprachlaute nicht vor dem Jahre „1262 oder 1263“ im Lande Fuß gefaßt haben sollten. Ja, ich lebe der Überzeugung, daß im Namen des Biemsberges sogar ein Geheimnis verborgen liegt, dessen Entschleierung für unsere weiteren Untersuchungen nach mehr als einer Richtung hin von entscheidender Bedeutung werden muß.

1. Die Klärung der Sachlage zwingt zunächst zu folgenden Feststellungen:

a) Der Name des „Biemsbergs“ hat weder mit Böhmen, noch mit einer aus diesem Lande stammenden Persönlichkeit gleichen Namens, jemals auch nur das Geringste zu tun gehabt. In diesem Namen liegt vielmehr eine jener Umdeutungen vor, wie wir sie auch sonst im Lande oft genug zu verzeichnen haben. So z. B. stellt der Böhmburg bei Seitenberg insofern ein interessantes Seitenstück zu diesem Namen dar, als die genannte Erhebung tatsächlich nach einem Besitzer Böhmen benannt ist und in der Gläzger Mundart der „Bihmburg“ heißt, woraus dann in diesem Falle, nicht etwa der geschäftige Volksmund, sondern hochweise Kartographen die hochdeutsche Übersetzung „Bienenberg“ zurechtgemodelt haben.

b) Tatsächlich führt der genannte Berg die Bezeichnung Binsberg, die ja auch urkundlich bereits aus derart früher Zeit überliefert ist, daß ein Zweifel nicht gut möglich ist, daß es sich dabei bloß um eine uralte Flurbezeichnung handeln kann. Die zur Verfügung stehenden Belege lauten: 1531 der Bynnßberg. 1563 Grenze zur Comnitz am Binsberge. 1574 am Binsberg. 1629 am Binsberge und kurz zuvor, im Jahre 1620 Bimmsberg, so daß in diesem Falle mit ziemlicher Genauigkeit feststellbar ist, wann die Sprachmühle volksetymologischer Umdeutung an diesem Namen ihr Zerstückwerk begonnen hat.

2. Namenkundlich stelle ich dazu des weiteren fest, daß der Name des „Binsberges“ nicht gut mit dem bekannten Pflanzennamen zusammengesetzt sein kann.

a) Zunächst ist nämlich das Wort „Binse“ selber eine entstellte Form, da das Stammwort ahd. pinuz, pinoz, pinez (Graff 3. 130), mhd. binz geschrieben wird. Mit ihm kann aber der Name schon deshalb nicht zusammenhängen, weil „Binsen“ auf Bergen bekanntlich nur in seltenen Ausnahmefällen anzutreffen sind.

b) Dazu kommt die Feststellung, daß die Berge in den ältesten Zeiten nicht nach rein zufälligen, äußeren Merkmalen benannt zu werden pflegten, sondern daß in ihren Namen die ältesten Landschaftsbezeichnungen weiterleben. Ist doch der Boden für die frühgeschichtlichen Siedler das mit seiner Bedeutung alles andere überragende entscheidende Moment gewesen und zwar entweder vom Gesichtspunkt seiner wirtschaftlichen Verwertung (aus als Acker-, Trift-, Wiesen-, Heide- und Waldboden oder im Hinblick auf das Rechtsverhältnis, in dem die ersten Siedler zu ihm gestanden sind. Daraus aber folgt, daß man den Namen des „Binsberges“ nur im Rahmen der topographischen und geschichtlichen Verhältnisse zutreffend würdigen kann, denen er seine Entstehung zu verdanken gehabt hat.

3. Topographisch steht nun zunächst die Tatsache fest, daß das gesamte Glazial Land in der Frühzeit seiner Geschichte ein Teil des berühmten Grenzwaldes gewesen ist, der hier seit den ältesten Zeiten eine gewaltige Völkerseide gebildet hat. Da nun von einer planmäßigen wirtschaftlichen Ausnutzung dieses jungfräulichen Urwaldbodens in der ersten Zeit seiner Besitzergreifung durch die frühesten Siedler überhaupt noch nicht die Rede sein konnte, folgt von selber, daß für seine frühgeschichtliche Benennung bloß die rechtlichen Beziehungen den Ausschlag gegeben haben können, in denen die frühesten Siedler zu Grund und Boden gestanden haben. Das versteht sich ja auch ganz von selbst, da in der für die Namengebung allein in Betracht kommenden Zeit der Unterschied zwischen Allgemein- und Privatbesitz alle wirtschaftlichen Verhältnisse in der ausschlaggebendsten Weise beherrschte.

4. Ortsgeschichtlich fällt weiterhin entscheidend ins Gewicht, daß die nähere und weitere Umgebung der heutigen Stadt Habelschwerdt von den frühesten Zeiten an zum Gläzger Schlosse gehört hat, mithin der Benutzung durch die Allgemeinheit entzogen gewesen ist. Damit aber stoßen wir geradezu auf den Begriff der Absonderung eines Sondereigentums aus der gemeinen „Mark“. Nach R. Dollmann (Flur-N.-Sammlung. 4. Aufl. [1926] S. 7) hatten nämlich die germanischen Markgenossen „seit der ältesten Zeit das Recht, in der Allmend kleinere Stücke zu roden, zu umhegen und zu nutzen. Solche Grundstücke die dem Flurzwang nicht unterworfen waren, hießen Bifang (Befang, Beifang), Infang (Einfang), zu ahd. bifahan, infahan = einschlagen, umfassen, Bizäune (Biße), Einzäune (ahd. bizuna = Umzäunung), Beund(e) (Baind, Peunt, Point), ahd. biunt (von einem vorauszusetzenden älteren biwand oder biwund „was sich herumwindet“, also wohl ein geflodtener Zaun).“

Gerade das zuletzt genannte Wort stellt nun aber nach W. Schoof einen weitverbreiteten Flurnamen „von der allergrößten Bedeutung“ dar und kommt nach Dollmann (S. 46) in ganz Deutschland massenhaft in den verschiedensten mda. Formen und Schreibungen vor: „Beunt, Peunt, Point, Bein(d), Baind(t), Paint, Bui(n)t, Bunt, Pint, Bund, Bunt(d), Böndt, Buant, Bunk, Both, Bein, Pein, ndd. sogar Wind, Verklf. Beundle, Büntle, SN. Bündlach, Bündlet, Gebund, Gebünd.“ Nicht nur das: Unter den Verwitterungsformen dieses uralten Stammwortes liegen auch so viele „Bien“- und „Bins“-Namen vor, daß die Folgerung nahe liegt, das gleiche Stammwort auch im Namen des Habelschwerdter „Binsberges“ aufzusuchen.

5. Das Argument aus der deutschen Ortsnamengebung gibt uns nun in der Tat die Möglichkeit an die Hand, den Namen des Habelschwerdter „Binsberges“ auf das Stammwort „biunda“ zurückzuführen, denn es verweist uns auf zwei besonders instruktive analoge Wortbildungen.

a) Zunächst fällt auf, daß auch im oberfränkischen B. A. Fördheim ein Pinzberg vorkommt, in dessen Namen nach den Belegen: 1062 Pineberc, Binezberg, 1397 Pinzberg, 1520 Pinzberg und 1734 Pinsberg schon frühzeitig das

Stammwort „Binse“ hineingedeutet worden sein muß. Mit diesem kann er aber nichts zu tun gehabt haben, da Binsen auf Bergen ein Unding sind. Dazu hat nun Sch. v. Guttenberg (Arch. f. Anth. N. F. 8. Jg. [1909] S. 223) aus der Gegend bei Baunach in Unterfranken den interessanten Beleg angeführt: 1708 ein gewisses Stück Feld, „die beundt genannt, mit der Flur „wiese im binzig“, aus dem hervorgeht, daß die Bezeichnung „binzig“ nur aus dem Stammwort „beundt“ entstanden sein kann und in ihrer Bedeutung mit diesem identisch ist, wie das bei späterer Gelegenheit noch besonders begründet werden wird.

b) Weiter kommt in Hessen der Name Binsförth vor, in dem W. Arnold noch das Stammwort „Binse“ gesucht hat. Nun hat aber der genannte Name im Jahre 1330 noch Bindisvorte, im 13. Jh. Binesfarte gelautet und auf Grund dieser Belege ist auch er von W. Schoof (ZDD 26. Jg. [1916] S. 298) von dem Stammwort „biunda“ abgeleitet worden.

Damit ist klar, daß auch der Name des Habelschwerdter „Binsberges“ eine in einer „Beund“ gelegene Bergerhebung bezeichnet. Und da sich auch in diesem Gläzter Bergnamen eine alte Landschaftsbezeichnung bis in unsere Tage erhalten hat, stelle ich jetzt schon fest, daß diese auch in einem anderen Namen in der nächsten Umgebung von Habelschwerdt bis heute weiterlebt, so daß sich die aus dem Namen des „Binsbergs“ gewonnene Erkenntnis späterhin noch mehr vertiefen und mit der Topographie der Urlandschaft noch nachhaltiger in Einklang bringen lassen wird. Schon jetzt aber stellt die neue Deutung dieses uralten Gläzter Bergnamens insofern ein bedeutungsvolles Forschungsergebnis dar, als sie im vollen Einklang mit den über den Namen des „Nonnhübels“ getroffenen Feststellungen die älteste Namengebung des Habelschwerdter Kreises endgültig in eine frühgeschichtliche Vergangenheit zurückverweist, die das sagenumwobene Epochenjahr „1262 oder 1263“, mit dem man bisher die deutsche Entwicklung des Gläzter Landes beginnen lassen wollte, weiter hinter sich läßt, als man das bisher für möglich gehalten hat. Daß damit aber, gegenüber den bisherigen Anschauungen, ein ganz bedeutender Fortschritt gewonnen ist, liegt für jeden klar zu Tage.

3. Der Spitzige Berg.

Auch den Namen des „Spitzigen Berges“ (870 m) verlohnt es sich, in diese Untersuchungen einzubeziehen, nicht nur, weil er seit dem Jahre 1782 in dem Wallfahrtskirchlein *Beatae virginis ad nives* das dem Gläzger Dolke liebste Bergheiligtum auf seiner Kuppe trägt, sondern weil auch seine Deutung dartut, daß die Gläzger Berge tatsächlich nicht nach irgend welchen zufälligen Eigenschaften, sondern nach der Landschaft benannt sind, auf deren Boden sie sich erheben.

1. Daß der Name „Spitziger Berg“ nichts mit einer „Bergspitze“ zu tun haben kann, tut schon die eigenartige Form seines Namens dar. Denn, wie schon J. Peter (Langenau 139) festgestellt hat, führt der Berg den Namen „Spitziger Berg“ und ist „so genannt zum Unterschiede von vielen Bergen, welche ihrer spitzigen Kuppe wegen den Namen „Spitzberg“ führen.

2. Dabei wird ja auch bloß daran erinnert zu werden brauchen, daß die Namen unserer heutigen „Spitzberge“ vielfach erst neuere Wortbildungen darstellen, während schon die Bezeichnung „Spitziger Berg“ von sich aus auf ein hohes Alter weist. Tatsächlich läßt sich auch dieser Name bis ins 14. Jahrhundert zurückverfolgen. Denn auf archivalischem Wege läßt sich feststellen, daß schon zum Jahre 1368 „des Waldes und Pusches, der do heißet der Spitzeberck“, Erwähnung getan wird (St. A. Br.: Rep. 23 II 5 e fol. 235). Des weiteren erfahren wir dazu, daß Anno 1376 „der Walt, der do heist der „Spitzenberck“ verkauft wird an Arnolds Richter zu Walterßdorff bey dem Silberberge zu Alten Walterßdorff (Ebd. 242).

3. Daraus ergibt sich einwandfrei, daß es sich bei dem genannten Namen überhaupt nicht um eine ursprüngliche Berg-, sondern eine ausgesprochene Waldbezeichnung handelt, für deren Deutung folgende Möglichkeiten in Frage kommen.

a) Einmal könnte die Bezeichnung von der zugespitzten Form des betreffenden Waldgrundstücks hergenommen sein, entsprechend der aus der Schweiz bereits aus dem 12. Jhd. überlieferten Wendung: „ager in enme spizze“. (Buck 264.)

b) Oder aber — und dieser zweiten Möglichkeit möchte ich

auf Grund der Topographie den Vorzug geben — die Benennung ist von der Art des Waldwuchses hergenommen, da „Spitz“ bezw. „Spieß“, ahd. *spiz*, „Rute“ bezw. „Gebüsch“ bedeutet. Ist doch die gleiche Art der Namengebung, wenn auch in anderer Form, noch heute in nächster Nähe des Spitzigen Berges nachweisbar, wie der Flurname „Der T[sch]eit[sch]“ beweist, von dem bei Mariendorf die Rede sein wird.

Auch der Name des „Spitzigen Berges“ gliedert sich damit ungezwungen in die bereits festgestellte Regel ein, daß in den alten Glazer Bergnamen Landschaftsbezeichnungen stecken, die vom Boden hergenommen sind und daß die wörtlichen Erklärungen, mit denen wir ihnen bisher gerecht zu werden glaubten, bloß auf populärer Volksetymologie beruhten.

4. Die beiden Heidelberge.

Mustert man im Weiterstreiten die übrigen Höhen des mit bergigen Erhöhungen gesegneten Habelschwerdter Kreises, dann stößt man im Osten auf den Landecker (715 m) und im Westen auf den Habelschwerdter Heidelberg (750 m). Was von dem einen gilt, gilt auch von dem anderen, wenn wir den bisherigen Deutungen dieses Namens folgende neue gegenüberstellen.

1. Die bisherige Glazer Namengebung hat es mit zwei verschiedenen Erklärungen versucht. Früher behauptete Klemenz (Diert. VI. 221), gemeint sei, „ein mit Heidekraut bewachsener Berg, denn heidel Diminutiv zu heide, bedeute heide oder heidekraut.“ Neuerdings (D. N. 43) aber hat der gleiche Verfasser die Erklärung abgegeben, der sich dann auch Graebisch (Hbl. 1934 S. 7) angeschlossen hat, der genannte Name sei „aus Heidelberg gekürzt“, mithin „aus Heidelbeere mit dem häufigen Wechsel von n zu l aus Heidenbeere, d. h. auf der Heide wachsende Beere“ entstanden. Beides ist indessen rundweg abzulehnen.

a) Zwar hat sich Klemenz auf Grimm berufen, der aber nicht nur an der angegebenen Stelle (D. Wb. 4. 803), sondern auch früher bereits anderwärts (Kl. Schr. 4. 408), *heitperi*, das

heutige Heidelbeere, aus heitpere, heitspere (tesqua, nicht mons myrtillorum) entstanden sein läßt. Bei der feinen Differenzierung der frühesten germanischen Namengebung ist es indessen völlig ausgeschlossen, daß ein derart unscheinbares Gewächs wie die Heidelbeere, die noch dazu in einem Waldlande, wie dem Glazter, überall zu finden ist, als ein derart charakteristisches Merkmal hätte angesehen werden können, um sie als Unterscheidungszeichen für einzelne Bergerhebungen zu verwenden.

b) Dazu kommt die bereits gebührend hervorgehobene Tatsache, daß auch die Berge des Glazter Landes in der frühen dabei in Betracht kommenden Zeit keineswegs um ihrer selbst willen mit irgendwelchen nichtsagenden Bezeichnungen belegt worden sind, sondern ihre Namen von der Landschaft bekommen haben, in der sie lagen. Daraus aber folgt, daß auch dieser mißdeutete Name nur aus dem Rahmen seiner Umgebung und der Bedeutung, die diese für die frühgeschichtlichen Bewohner der Gegend gehabt hat, richtig verstanden und zutreffend erklärt werden kann.

2. Wirft man danach einen Blick auf die Topographie, so kommt man zu der bedeutsamen Wahrnehmung, daß alle Glazter Heidelberge in unmittelbarster Nähe der Landesgrenze gelegen sind: der Neutoder Heidenberg an der schlesischen Grenze bei Königswalde; der Habelschwerdter Heidelberg an der Westgrenze des Habelschwerdter Kreises gegen Böhmen und der Landecker Berg gleichen Namens an der Grenze gegen Schlesien, was in diesem Falle ja auch schon das Urbar vom Jahre 1571 mit der Feststellung hervorgehoben hat, daß er „mit Schlesien grenzt“. Diese Erkenntnis ist aber nicht bloß für die zutreffende Deutung des in Rede stehenden Namens wichtig, sie muß auch für das richtige Verständnis zahlreicher anderer Namen von Bedeutung werden, zumal da gerade der Kreis Habelschwerdt nach drei verschiedenen Seiten hin offene Grenzen hat und damit fast mit seinem gesamten Landgebiet mitten hinein in die Nachbargebiete seiner Umgebung ragt, denn er grenzt zu gleicher Zeit an Schlesien, Mähren und Böhmen.

3. Dieses erste Argument muß sich nur noch mehr verdichten,

wenn wir anschließend die Ortsgeschichte zu Rate ziehen. Denn aus dieser erfahren wir alsbald ein Doppeltes:

a) Alle drei Gebiete, in denen die drei Glatzer Heidelberge liegen, sind ursprünglich Eigentum der Landesherrn gewesen, an dem diese auch mit besonderem Nachdruck festgehalten haben, weil es für sie in irgend einer Weise von besonderer Bedeutung gewesen sein muß. Den Heidelberg bei Landeck z. B. hat noch Herzog Ernst von Bayern im 16. Jahrhundert persönlich bewirtschaften lassen, da es im Urbar vom Jahre 1571 heißt: „Unweit Landeck ist ein Berg, der Heidelberg genannt, zum Schloß Glatz gehörig. Auf demselben wird über den Sommer eine Anzahl Vieh, gegen 50 Stück, auf der Weide gehalten. Herzog Ernst ließ allda eine Behausung und Stallung für das Vieh erbauen. Auch sind einige Ficker dort zu etwa 24 Scheffel Ausfaat.“ Und erst Kaiser Rudolf II. hat am 16. Oktober 1586 den Landecker Heidelberg mit dem darauf befindlichen „Gut“, nebst einem Teich zu Alt-Waltersdorf und zwei weiteren Teichen zu Ober-Langenau, für 1000 Schock verkaufen lassen (St. A. Br.: Rep. 23 II 5 e fol. 212). Mithin kann sich die chronikalische Nachricht, daß „das Dörfel Heidelberg“ im 30 jährigen Kriege zerstört und 1660 erst wieder aufgebaut worden sei, lediglich auf das genannte „Gut“ beziehen. Denn daß das Dorf Heidelberg bei Landeck vor diesem Kriege noch gar nicht bestanden hat, kann am besten die Notiz im Landecker Urbar von 1631 beweisen, die in einem besonderen Nachtrage aus dem Jahre 1672 von dem „neuen Dörfel heydelberg“ spricht (St. A. Br.: Rep. 23 I 16 e fol. 417).

b) An zweiter Stelle erfahren wir, daß der Landecker Heidelberg gleich bei seinem ersten Auftauchen in den erhaltenen Urkunden im Jahre 1571 der Sitz einer besonderen Hegererei gewesen ist, die „mit Schlesien grenzt und bis an die Grundstücke von Leuthen, Doigtsdorf und Schönau reicht“. Und ähnlich hat auch der Habelschwerdter Heidelberg zur Hegererei Verlorenwasser gehört, während der Heidenberg bei Königsvalde im Gebiete der Hegererei Beutengrund gelegen war. Diese Feststellung ist darum wichtig, weil aus ihr hervorgeht, daß in dem genannten Namen ganz unstreitig eine Wald-

bezeichnung stecken muß, der man nicht wohl gut gerecht zu werden vermag, wenn man sie mit der Heidelbeere in Verbindung bringt, die im Gläser Waldland voller Uppigkeit an jedem Waldsteig wuchert.

4. Nach diesen wichtigen Feststellungen dürften denn auch dem Argument aus der Sprachgeschichte kaum noch besondere Schwierigkeiten im Wege stehen.

a) Über das Grundwort „berg“ wird so wie so nicht viel gesagt zu werden brauchen, da es sich selbst erklärt. Bloß bezüglich des Habelschwerdter Heidelberges lohnt sich die Feststellung, daß es sich bei diesem mehr um ein Gebirge handelt, da hier der genannte Name einem über 5 km langen Rücken eigen ist, der sogar durch zwei Einsenkungen in drei schwach angedeutete Höhenzüge zerlegt erscheint. (Otto 142.)

b) In der ersten Silbe des Bestimmungswortes kann nur das Stammwort „heide“ enthalten sein. Nach R. Much (Sudeta II, 57) bezeichnet dieses Wort „wildbewachsenes, unkultiviertes Land“, nach Dollmann (Bayr. H. f. Dkde. III. 1916) ursprünglich „Gestrüpp, Gebüsch“ und dann das mit diesem bewachsene Land. Dieser Anschauung hatte sich zunächst auch E. Schwarz (G. Qu. 122) mit der Erklärung angeschlossen, daß man mit „heide“ jetzt „eine großenteils mit Erika bewachsene unfruchtbare Waldfläche, meist Sandboden“ bezeichne, neuerdings aber (Sl. N. Gablonz [1935] S. 113) ist nach ihm „ganz einwandfrei zu sagen, daß man unter heide bei uns in erster Linie feuchte, mit Gräserarten, Moosen, oft mit Torf bedeckte Fluren versteht. Es ist das Gegenteil zu beobachten gegenüber Norddeutschland, wo man vielfach dürre, wenigstens jetzt dürre, mit Kiefern bewachsene Sandstrecken heide nennt, während andernorts, vorwiegend mit Erika, heidekraut bewachsene Waldgebiete diesen Namen führen.“

Dennoch scheint mir keine dieser Erklärungen dem Begriff gerecht zu werden, den die älteste Gläser Namengebung mit dem Wort „heide“ verbunden hat. Denn in dieser hat man in früheren Tagen mit dem genannten Worte den Begriff der Grenze bezw. der Grenzwaldzone verbunden. So z. B. spricht das Urbar von 1571 von einer „hegerei auf der heide nach Wartha und dem Spitzberg

zu, oberhalb Königshain bis an die schlesische Grenze". Weiterhin erwähnt es „die Hegerei auf der Heide bis an das Hummlische und dem Höllenwasser aufwärts nach bis an die Rückerfer Grenze hinter dem Steinberge," der, wie ich anderwärts (Fabeln III, S. 106 f.) nachgewiesen habe, als Grenze gegen die Böhmisches Seite der Herrschaft Hummel die sogen. Friedersdorfer Heiden entsprochen haben, die sogar der Anlaß geworden sind, daß tschechophile Kreise den urdeutschen Namen dieses Dorfes nach dem Vorbild von Haid, Bhptm. Prachatitz (um 1400 Merica und Heyde), in Luzize (von luh, „Aue, Heide“) umzutaufen suchten. Der gleiche Grenzbegriff steckt aber unverkennbar auch im Namen des Heidenbergs bei Königswalde und auch in dem der beiden Heidelberge des Habelschwerdter Kreises, von denen der eine mit Schlesiens, der andere mit Böhmen grenzt. Damit aber sind wir auch hier wieder auf die gleiche Tatsache gestoßen, auf die ich bereits in meinen „Hammelmärchen“ aufmerksam gemacht habe. Auch in der Frühzeit der Glager Geschichte haben nämlich die Landesgrenzen nicht etwa, wie heute, aus feinabgesteckten Linien, sondern aus viele Kilometer breiten Landstreifen in der Form von Waldzonen bestanden. Schon Caesar hat diese Gepflogenheit zunächst (IV. Buch 1. 3 ff.) bei den Sueben mit den Worten festgestellt: „Die Völkerschaft der Sueben ist bei weitem die größte und kriegerischste von allen Germanen... Sie halten es für den größten Ruhm für ihr Volk, wenn möglichst weit von ihren Grenzen das Land unbebaut ist. Hieran sähe man, daß eine große Anzahl von Stämmen ihre Kraft nicht ertragen könne. Daher soll auf der einen Seite etwa hundert Meilen weit von den Grenzen des Suebenlandes der Boden unbebaut sein.“ Und auch später (IV. Buch 23 Kap.) kommt er noch einmal mit den Worten auf diese Grenzzone zurück: „Für einzelne Stämme ist es der größte Ruhm, durch möglichst weite Verwüstung des Gebietes um ihr Land Einöden zu haben (quam latissime circum se vastatis finibus solitudines habere). Sie halten es nämlich für ein Kennzeichen von Tapferkeit, wenn ihre Nachbarn, von ihnen verdrängt, ihr Gebiet aufgeben und niemand wagt, sich in ihrer Nähe anzusiedeln. Sie glauben

dadurch in größerer Sicherheit zu sein, daß die Furcht vor einem plötzlichen Einfall [von Feinden] beseitigt ist." Diese „öden“ Grenzwaldzonen pflegte man im deutschen Munde vielfach als „Heiden“ oder auch als „Bramen bezw. Bremen“ zu bezeichnen, wie das der von Buck (S. 98) zum Jahre 1293 verzeichnete Flurname „Haidbraemen“ ja auch deutlich zum Ausdruck bringt. Und als derartige Grenzbezeichnung ist zweifellos auch der Flur-Name „Bremendorf“ an der Glatzer Grenze bei Königshain zu erklären, dem sowohl die Königshainer, wie die nahe Haffitzer „Heide“ (U. Bibl. Br.: IV. fol. 139 c. fol. 75) entsprochen hat.

c) In der zweiten Silbe des Bestimmungswortes kann dann aber nur das bekannte Stammwort „wold“ bezw. „old“, d. i. Wald, enthalten sein, das sich wie anderwärts, so auch hier im Laufe der Zeit in die Silbe „el“ abgegriffen hat, wie es z. B. durch den 1360 genannten Haidel zu Dömpfling (M. B. XXVII. 171), den Heidelberg, ein Holz bei Palmweis (M. B. XXI. 33. 35), und zahlreiche andere Namen gewährleistet wird. Ebenso hat der Raidelsberg im österreichischen Bezirk Windischgarsten im Jahre 1492 noch Raydolsperg geheißen und auch im Namen des pfälzischen Bremelberg (Zink 173) dürfte eine ähnliche Wortbildung vorliegen, da es sich auch hier um einen „Waldberg“ handelt, der von seiner Lage am Rande eines Waldes seinen Namen erhalten hat.

Jedenfalls sind wir damit erneut auf die große Bedeutung aufmerksam geworden, die der Grenzwald in der frühgeschichtlichen Zeit schon für die Landesverteidigung gehabt hat und finden diese Bedeutung auch in später Zeit noch in dem das Glatzer Land betreffenden Landtagsbeschluss vom 9. April 1683 mit den Worten ausgedrückt: „Nachdeme im Königreich Böhme das Holz undt Wälder, besonders auf dehnen Grängen zue högen undt nicht aböden zue lassen, zu mehrer deß Landeß Sicherheit resoluiret worden. Alß befunden die gesambte Stände Soldhes hießiger Grafschafft nicht wöniger zuerträglichen zue sein; und sollen dannhero die Herrschafften Ihre Unterthanen umb daßselbte das Holz, besonders auf dehnen Grängen, nicht vertreiben,

sondern destomehr hügen, alles Ernstens befehlen undt anhalten."

5. Im übrigen wird die neue Deutung des Heidelberg-Namens, speziell für die Landecker Gegend auch noch erhärtet durch die schlesische Namengebung jenseits der Grenze.

a) Zunächst liegt dort der Große Jauersberg (779 m). Daß in ihm eine frühgeschichtliche Grenzbezeichnung vorliegt, kann nicht zweifelhaft sein, denn der Name kommt bereits im Jahre 1335 in der Wendung vor: *montana dicta Jawersberg cum silva, quæ vulgariter dicitur „das gehenge“* (Cod. dipl. Sil. X. 122). In der alten Bezeichnung „Gehänge“ aber begegnen sich gleichzeitig zwei Begriffe: *hag*, ahd. *hagan*, *häge*, *hege*, Landhege, Zaun mit Gräben entlang den Gebietsgrenzen und *hang*, ahd. *hanc*, *hügel*, *Abhang*, besonders als Grenzen. Daher die Bezeichnung „hängender Weg“, wie wir einen solchen z. B. zwischen Kleffengrund und Kamnitz finden bezw. die Bezeichnung „hängender Stein“, wie er nach Seliger „die Grenze zwischen Kieslingswalde und Glasgrund bildet, wo der Grenzweg hinläuft“. Daraus aber ergibt sich, daß der Name ursprünglich nur „Gauersberg“ geheißen haben kann, da der Wechsel zwischen G und J im Anlaut eine bekannte Erscheinung ist. Vergl. z. B. *Gaurowicz*, ehemdem bei Heintichau: 1228 *Jaurowitz*; *Jaunitz* im österreichischen Bezirk Freistadt: 1381 *ze Gawernicz*; *Jaunitz*, Bach, der bei Freistadt in die Feld-Rist mündet: 1378 *Garnitz*. Im Namen des Gauersberges steckt demnach die aus „Gau“ (ahd. *gawi*, mhd. *gou*) und „hart“ zusammengesetzte Bezeichnung des Waldes, der ehemdem hier die Gaugrenze gebildet hat. Die gleiche Bezeichnung hat sich ja auch im Namen des Dorfes Gauers im Kreise Neiße erhalten, der trotz seiner späteren Verballhornung in Gowtesowitz, noch heute seine Entstehung im ehemaligen Grenzwalde verrät. Denn daß dieser in frühgermanischer Zeit mit „hart“ bezeichnet worden ist, und zwar genau so, wie der Grenzwald beim heutigen Reinerz (Rein-harcz), geht aus einer urkundlichen Wendung vom Jahre 1375 hervor, in der bei Gefäß, Kreis Neiße, erwähnt ist: *allodium quod vulgariter der Neithart nuncupatur in Geseze*. Eine durchaus ähnliche Namenbildung liegt so auch

im Namen Gaulsham im österreichischen Bezirk Raab vor, da dieser ca. 1150 noch Gauwoltshain, im 13. Jahrhundert Gawlotsheim gelautet hat, woraus sich erst 1433 das unverständliche Gaulzhaim herausgebildet hat.

b) Des weiteren nenne ich den Namen des Reichensteins. Daß seine Entstehung mit dem Reichtum der dortigen Bodenschätze nichts zu tun gehabt haben kann, geht daraus hervor, daß der Bergbau in Reichenstein erst späteren Datums ist und nach P. Knauer (Schl. Gesch. Bl. 1933 S. 57) vor 1344 keine Erwähnung findet. Der Name ist vielmehr eine alte Flurbezeichnung, die darum auch den Artikel aufweist (1356 zum Reichenstain. 1357 zur Rydhinstat. 1491 aufm Reichenstain). Er kommt nach m. M. von „reichen“, sich erstrecken, „an etwas grenzen“ und geht, sonst in anderen Namen, vielfach mit Rick, mhd. rick, ric, zusammen, das Gehege bezw. Grenzzaun bedeutet und nach Buck (S. 216) „oft schwer von der Endung rich zu sondern ist.“ Gerade beim Reichenstain aber dürfte die Grenze nicht schwer zu suchen sein, da ihm unmittelbar gegenüber Weißwasser in Mähren liegt.

c) Ebenso stellt der Name Krautenwalde (1295 Cruthwalde; 1296 Cruthwald; 1358 Krutinwalde) eine Grenzbezeichnung dar. Die beiden Krautheim im Oberamt Dolkach und im Kreise Spolda kommen z. B. schon im 8. und 9. Jahrhundert vor. Im 12. Jahrhundert erscheint Krautheim im Bezirk Tauberbischofsheim und im 11. Jahrhundert ein links der Jagst gelegenes Dorf gleichen Namens, das hier die Grenze gebildet hat. Im übrigen wird ja auch das schlesische Krautenwalde als „Cruthwald“ bereits sehr früh als Grenzort erwähnt, denn in dem von dem Bischof von Krakau gefällten Schiedspruch vom 13. April 1296 wurde festgelegt, daß der Herzog Bolko von Schlesien in diesem Dorfe keinen Zoll erheben dürfe (Cod. dipl. Sil. VII. 3 S. 234). Der Name kann darum nur mit Krutt, Grutt, Grutz, d. i. „steiniges Feld“ zusammengesetzt sein, im Sinne des Beleges bei Schmeller (I. 1388), der von einer „stainkruttigen Waldlage, einer sehr grubichten und felsigen“ spricht, so daß man in diesem Namen eine Grenzbezeichnung feststellen kann. Auch der Name der „hohen Wurzel“ (797 m), des bekannten

Grenzbergs auf dem südlichen Rücken der Böhmischen Kämme bei Bärnwalde im Erligtal und vielleicht auch der Name Wurzelendorf, eines Dorfes an der Neutoder Grenze, das freilich erst im Jahre 1770 entstanden ist, mit seinem Namen aber sehr wohl auf eine ältere Flurbezeichnung zurückgehen kann, sind als Grenzbezeichnungen anzusehen.

Diese Feststellungen dürften hinreichend dartun können, wie in der Tat in den Flurnamen dies- und jenseits der Glazer Grenze mit einem Male die bedeutsamsten kulturgeschichtlichen Erinnerungen lebendig werden, wenn man über die bisher üblich gewesenen schematischen Allerweltserklärungen hinausgreift und diese Namen auf Grund von wissenschaftlicher Forschung von neuem mit der Topographie der Landschaft in Verbindung bringt, an deren Boden sie durch die wechselnden Zeiten haften geblieben sind. Nachdem aber im Osten des Glazer Landes der Grenzegriff gleich so nachhaltig unsere Aufmerksamkeit geweckt hat, dürfte von vornherein damit zu rechnen sein, daß damit sein Vorkommen in der frühgeschichtlichen Namengebung des Landes keineswegs erschöpft sein kann. Denn daß dem genannten Begriff in einem Gebiete, das wie das des Habelschwerdter Kreises nach Osten, Westen und Süden an benachbarte Länder grenzt, die ausschlaggebendste Bedeutung zukommen mußte, ist eine reine Selbstverständlichkeit.

5. Der Schneeberg.

Unter den bergigen Erhöhungen des Glazer Landes ist der Große Schneeberg mit seiner Höhe von 1425 Metern derart unbestritten König, daß sein Name unter keinen Umständen in diesen Blättern fehlen darf.

1. Obwohl gerade der Große Schneeberg von seinem Scheitel bis zur Sohle so deutsch wie nur irgend eine andere Berg-erhöhung des Glazer Landes ist, ist doch auch er in den unangebrachten Verdacht geraten, daß er mit einem exotischen Namen in die Geschichte des Glazer Landes eingetreten ist.

a) Das eine Mal hat bloßer Irrtum seine Hand im Spiele gehabt, und zwar insofern, als eines Tages die Nachricht

durch die Blätter ging, daß Nic. Henel von Hennenfeld († 1665) in seiner „Silesiographia“ als ältesten Namen des Berges die Bezeichnung „Nins“ überliefert haben sollte (Gr. Gl. 1915 S. 19 und Hbl. 1917 S. 47). Als bald setzte denn auch das übliche Rätselraten ein, welchem Sprachidiom denn dieser Name zugesprochen werden müsse. Nun begibt es sich aber, daß Henel in seiner im Jahre 1613 erschienenen Schrift vom Namen „Nins“ noch nichts gewußt hat, sondern daß erst Sibiger, der Henels Werk im Jahre 1704 als „Silesiographia renovata“ neu herausgegeben hat, die Welt mit der sensationellen Nachricht überraschte, die Neisse entspringe am Fuße altissimi montis, qui Nins vulgo dicitur. Die kritische Würdigung dieser Stelle hat dann auch bald genug zu der Feststellung geführt, daß in diesem Passus nur der Druckfehlerteufel sein loses Spiel getrieben hatte und die genannte Stelle bloß als mons Niveus gelesen werden könne (Gr. Gl. 1919 S. 19).

b) Die zweite Verdächtigung des Schneebergnamens ist weniger harmlos, denn zu ihr hat in nicht mißzuverstehender Weise eine bestimmte Tendenz den Anlaß gegeben. Diese dürfte ja auch klar genug zu Tage liegen, wenn ich feststelle, daß der Glazier Schneeberg in der von dem Prager Univ.-Prof. Dr. J. V. Simak im Jahre 1919 veröffentlichten Karte (Sabeln I/II S. 205) unter dem im Glazier Lande bis dahin völlig unbekanntem tschechischen Namen Snézka verzeichnet steht. Nun mag es allerdings sein, daß man sich in manchen Kreisen jenseits unserer Landesgrenzen heute den deutschen Namen des Schneebergs in der genannten Weise mundgerecht zu machen sucht. Aber Simak hat ja nicht etwa eine Karte der heutigen Tschechoslowakei gezeichnet, sondern er gab vor, die Verhältnisse des Glazier Landes um das Jahr 1450 in wissenschaftlicher Weise zu veranschaulichen. Dann aber durfte er in dieser Karte doch wohl bloß Namensformen verzeichnen, die er aus archivalischen Quellen auch historisch belegen konnte. Und da man den von Simak verzeichneten Namen in allen möglichen Glazier Quellen vergebens suchen wird, ist klar, daß in diesem Falle die Geschichte des Landes in der unzulässigsten Weise vergewaltigt und den politischen Hinter-

gedanken dienstbar gemacht worden ist, die Simak mit seiner Veröffentlichung bekanntlich verfolgt hat. Daß derart ansehbare Winkelzüge mit wahrer Wissenschaft weder der Sache noch dem Namen nach das Geringste zu tun haben können, ist für jeden einsichtigen Beurteiler viel zu klar, als daß es noch besonders betont zu werden brauchte.

2. Des weiteren kann es ja auch nicht dem geringsten Zweifel unterliegen, daß ein Berg von einer solch bemerkenswerten Höhe und einer derart markanten topographischen Lage, wie sie der Schneeberg aufzuweisen hat, bloß einen Namen von sehr hohem Alter sein eigen nennen kann. Nur um so verwunderlicher muß es darum sein, daß man sich bisher wegen dieses Namens mit der Erklärung von J. Kuzen (D. Gr. Glaz [1873] S. 125) zufrieden gegeben hat, daß der genannte Berg seinen Namen „teils von der Form, teils von dem während der größeren Hälfte des Jahres vorhandenen Aussehen entlehnt hat und dieser Name sich aus gleicher Ursache auch bei einer Zahl anderer Berge wiederfindet“. Denn abgesehen davon, daß nicht einzusehen ist, was denn eigentlich die „Form“ dieses Berges mit dem Bestimmungswort im ersten Teile seines heutigen Namens zu schaffen haben soll, kann auch in diesem Bergnamen bloß eine alte Landschaftsbezeichnung enthalten sein, zumal da es sich dabei um einen Punkt von großer politischer und hydrographischer Bedeutung handelt.

a) In politischer Beziehung bildet der genannte Berg einen markanten Punkt an der Landesgrenze, denn auf seiner Höhe erhebt sich der Grenzstein, der die Grafschaft Glaz, die ehemalige Markgrafschaft Mähren und den Bereich des ehemaligen Königreichs Böhmen voneinander scheidet.

b) In hydrographischer Beziehung bildet der Schneeberg eine Wasserscheide und zwar „einen Teil der großen Hauptwasserscheide, welche das ganze hydrographische System von Europa halbiert“. Denn an seinen Abhängen entspringt die Wölfel, die durch die Neiße der Oder und Ostsee ihr Wasser zuführt, und die March, deren Fluten sich durch den Donaustrom ins Schwarze Meer ergießen. Eine noch viel bedeutendere Wasserscheide, und zwar dreier Meere, —

neben der am Majolapasse die einzige dieser Art in Europa — liegt nicht allzu weit entfernt bei den Bocksteinen am Eschenberg, ebenfalls noch im Schneegebirge. Denn hier entspringen: die Neiße, die mit der Oder in die Ostsee, das Lipkaer Wasser, das mit der Ertitz und Elbe zur Nordsee und das Ober-Mohrauer-Wasser, das mit der March und Donau in das Schwarze Meer fließt. Ihre Quellen liegen derart dicht beieinander, daß man binnen fünfzehn Minuten das Stromgebiet aller drei genannten Meere durchwandern kann. (Schlesien 5. Jg. [1912] S. 275 ff. Gr. Gl. 14. Jg. 1919 S. 46 f.).

c) Nun hat aber schon A. Birlinger (Rechtsrhein. Alam. 328) mit besonderem Nachdruck darauf verwiesen, daß Wasserscheiden bezw. Schneeschmelzen und Schleißen früher Volks-, Gau- und Landesgrenzen auf Bergen gebildet haben. In diesem Sinne hat dann auch M. R. Buck (S. 242 u. 246) schon zum Jahre 1005 die Bezeichnung „Inesleiphi“ und ähnliche in reichlicher Auswahl nachgewiesen und Meyer (Gesch. d. Schweiz. Bundesrechts I. 193) hat aus dem Lehnsbrief über den Klettgau vom Jahre 1490 die Stelle angeführt: „von dem Egg of dem berge fürbaz schledt biz of die Enge, so vil dan mit wasser und schne gegen der graffschafft im Cleggew plüßet“. Nun wird aber gerade in der Glatzer Schneeberggegend, so z. B. zum Jahre 1571 (Diert. III. 76), von der dort verlaufenden Landesgrenze des öfteren gesagt, daß sie „dem Riegel nach“ verlaufe, speziell wird dort die Grenze nach Schlesien zu als der „polnische Riegel“ bezeichnet. Riegel aber, ahd. rigil, mhd. rigel, bedeutet einen Hügelrücken, der eine Wasserscheide bildet, entsprechend dem von Chr. Mayer (O. N. im Ries 26) verzeichneten Belege: 1251 locus qui dicitur auf dem rigel, ubi aqua pluvialis dividitur hinc et inde. In genau dem gleichen Sinne haben aber auch die Glatzer Urkunden auf Wasserscheiden und Schneeschmelzen, zumal in den großen Grenzprozessen des 16. Jahrhunderts, Bezug genommen. Und Gleiches läßt sich schon aus der Mittelwalder Urkunde vom Jahre 1295 (G. Qu. I. 28) erweisen, wo es von der Grenze des dem Kloster Kamenz überwiesenen Gebietes also heißt: quod quocunque versum aque pluviales et nivales vel eciam originales

fontium meatus et erupciones de montium verticibus ac locis eminencioribus . . . se . . . inclinant defluendo vel eciam decurrendo . . . Und zu allem Überflusse liegt für die Schneeberggegend selber die Urkunde vom 3. Mai des Jahres 1325 (Cod. dipl. X. 100) vor, in der es von den Grenzen zwischen der Herrschaft Goldeck und dem Glazer Lande heißt, daß sie gezogen seien: hac lege antiqua servata diligencius . . . , quod proclivis pluvialis descensus per dicta loca montuosa et humilia universa metas hinc et inde ad latus utrumque disiungit.

3. Bei der hervorragenden Bedeutung des genannten Berges wird darum gar keine Rede davon sein können, daß er seinen Namen wegen seines oft mit „Schnee“ bedeckten Gipfels erhalten haben könnte.

a) Zunächst ist nämlich Kutzens Behauptung gar nicht wahr, daß sich diese Ursache der Benennung auch bei einer Anzahl anderer Berge wiederfinden soll, da die neuere wissenschaftlich orientierte Namendeutung längst erkannt hat, daß in vielen dieser Namen der „Schnee“ nur durch volksetymologische Umdeutung hineingekommen ist, was aus der eben angedeuteten Gedankenverbindung ja auch verständlich erscheint. Tatsächlich gehen nämlich die meisten Schneeberge und Schneegräben usw. auf das alte „*snait*“, „*snede*“, ein Stammwort zurück, das nach J. Grimm (Kl. Schr. 2. 36) „sichtbar den Begriff des Einschnittes hat, sei dadurch ein Zeichen in Stein, Baum oder bloß in den Erdboden bewirkt worden, um dadurch eine Grenzmarkierung herzustellen“. Demgemäß haben auch Buck (S. 246) und Eberl (228) das alte Wort „*Schnait*, *Schnaidt*“ als ausgeästeten Grenzzug“ erklärt, wozu der erstgenannte als urkundlichen Beleg auch die Stelle anführen konnte: 1254 *limitationes silvarum sneyde*. Aber auch vorher schon hatte Förstemann (O. N. II. 819) dazu die folgenden Bezeichnungen namhaft gemacht, die er alle von dem Stammwort *snaid*, d. i. „ein durch den Wald gehender Weg, besonders als Grenze“ gestellt hat: *Sneitperc*: 1) Schneitberg bei Elge, Kt. Zürich. 2) Schneidberg, Bez. Telfs, Bfj. Innsbruck (ca. 1060 *Sneitiperich*). *Sneithart*, B. A. Kelheim. *Sneitsee*, B. A. Traunstein. *Snedwinkila*, Neuenkirchen bei Rheine, Kt. Steinfurt.

b) Wie nahe bei diesem Sachverhalte gerade vom sprachlichen Gesichtspunkt aus die Vermengung der Worte und Begriffe „Schnee“ und „Sneide“ bezw. „Schnee-“ und „Sneidegraben“ gelegen hat, hat E. R. Jungclauss (Jahrb. d. Morg. 21. Jg. [1923/24] S. 115 ff.) des Näheren ausgeführt, nachdem man zunächst auf niederländischem Boden darauf aufmerksam geworden war, wie oft in alten Namensbezeichnungen die Begriffe „Schnee“ und „Sneide“ ineinander laufen. (N. S. 24. Jg. [1918/19] S. 169. 234. 282. 25. Jg. [1919/20] S. 53. 73). Insbesondere hat weiter W. Schoof (N. S. 24. Jg. 298) auch noch darauf aufmerksam gemacht, daß in der hessischen Mundart (Schwalm) das Wort „Schneise“ als die „Schnees“ gesprochen wird (Bahnen werden abgeschneefelt, das heißt abgezogen), sowie daß es im mhđ., neben „ſnêðe“, auch die Form „ſnie“ gibt, wie das z. B. der Name „Sniewiese“ bei Geveusleben (Lippe) beweisen kann.

c) Diese Beispiele lassen sich leicht vermehren. So z. B. heißt nach L. Gerbing (Zl. N. Gotha [1910] S. 198) der thüringische „Schneekopf“ in der Mundart noch heute „Schneefekopf“. Ferner wird mit „Schnee“ noch heute die schmale Höhe bezeichnet, die sich in der Richtung von der Ruhr und dem Wartenberge her bis Löttringhausen erstreckt und die nach E. Brandstetter (Märk.-Westf. O. N. [1909] S. 77) ursprünglich „Schnehe“ in der Bedeutung Schneide geheißen hat. Weiter heißt im Knefsecker Amtslagerbuch nach W. C. C. Fch. v. Hammerstein-Lortzen (D. Bardengau [1896] S. 38) der Gutsherr zu Schneega (die Schneide, Schnege = Grenze) Junker zur Schneee, „ein Femininum, das den Ursprung aus Schneide, Schnege genügend dokumentiert“. Und im Hermansburger Erbbuch steht in einer „Holz- und Gerichts Schneide 1666 die Wendung: „bis an den Schneehügel, allwo drey Schneeden zusammenkommen“ (Ebd. 27). Führt ich dazu noch an, daß in einer bayrischen Urkunde vom Jahre 1138 von einem „Snezenberg“ (M. B. VIII. 63), ferner in einer Oberlausitzer Grenzurkunde von 1241 (Reg. dipl. von K. J. Erben I. 482 ff.) von den montes Snezniche als Schneebbergen die Rede ist und G. Matthias aus dem Kreise Uelzen die synonymen Bezeichnungen „Wohldschneide“ und „Wullſne“

aufgezeichnet hat, dann werde ich kaum mehr auf die Glatzer Mundart zurückzugreifen brauchen, um zu beweisen, wie nahe gerade beim Glatzer Schneeberg die volksetymologische Umdeutung seines Namens gelegen hat.

4. Den letzten Ausschlag bringt das Argument aus der Namengebung der Umgegend, denn wer mit offenen Augen von der luftigen Höhe des Schneebergs das zu seinen Füßen liegende Land durchmustert, der wird unschwer finden, daß die ganze Schneeberggrenze mit Grenzbezeichnungen geradezu gespickt ist.

a) Die Klappersteine z. B. sind nach Seliger früher als „das Schneeköppel“ bezw. das „Schneedörfel“ bei Thanndorf bezeichnet worden und bilden einen wichtigen Punkt auf der Grenze.

b) Ferner ist zu zwei verschiedenen Malen im Schneebergsg Gebiet auch der Name „Grenzlehne“ vertreten und ausgerechnet mit der dem genannten Berge zunächst gelegenen laufen „der erste“, „der zweite“ und „der dritte Schneegrund“ parallel, die alle drei schon mit der Endung „Grund“ auf den Begriff der Grenze deuten, der wie die Namen Markgrund, Beutengrund, Steingrund usw. dazun, ehemals im Lande oft mit diesem Grundwort verbunden gewesen ist, ganz abgesehen davon, daß diese dreifache Schneegrundlinie stark an die bekannten „Dreigräben“ zurück erinnert, die im schlesischen Grenzschutz ehemals eine bekannte Erscheinung gewesen sind.

c) Weiter liegt unweit des Schneebergs auch noch der „Sieh dich für“, der einen Namen führt, der im Glatzischen zwei Mal vertreten ist, am Schneeberg als Flur- und im Namen einer Kolonie bei Buchau, Kr. Neurode, als Ortsbezeichnung. Im Sichelgebirge und seinen Vorlanden kommt er sogar drei Mal vor: nnö. von Schöneck, nw. von Franzensbad und sw. von Marienbad („Sieh dich vor“). Ohne Zweifel stellt er eine uralte Wortbildung dar, denn bereits im Jahre 1228 hat Herzog Barnim von Pommern der Lübecker Johannis-Kirche Güter verliehen: usque subtustres montes, qui circum spicete sive Se thik umme nominantur. Die Angabe von E. Schwarz (G. Qu. 130), daß der Name aus der Fuhrmann-

Sprache stammt, trifft am Schneeberg nicht zu, vielmehr kann es sich dort bloß um eine Grenzbezeichnung handeln, die mit Rücksicht auf die sumpfige Gegend entstanden ist. Ebenso sind das Dorf und der Ritteritz „Sied dich für“ im Kreise Sagan an der Kreisgrenze gelegen und dadurch besonders interessant, weil auch die nahen Kolonien „Traunicht“ und „Paßauf“, sowie das Forsthaus „Wärst du besser“ dazu gehören.

d) Schließlich wird in diesem Zusammenhange aber auch die Spieglicher und Rumburger Säule nicht vergessen werden dürfen. Denn schon „Säule“ verkörpert den Grenz-begriff, da ahd. sul(i), mhd. sul, nach Eberl (S. 152) schon von sich aus „Grenzsäule“ bedeutete und nach Buck (S. 229) als „Trieb-saul“ die vielgebrauchte Bezeichnung für die Grenzsäule eines alten Weidebezirks gewesen ist. Im Namen Spieglich aber, der in zwei lateinischen Urkunden 1325 als Spyliz, 1340 als Spiliz (Cod. dipl. X, 100 u. 138) erscheint, kann m. E. nur die gleiche Wortwurzel stecken, wie ich sie an anderer Stelle (Fabeln III. 232) im Namen des Spiegelberges an der Grenze der ehemaligen Herrschaft Tscherbenej habe feststellen können. Denn daß es sich bei derartigen Namen, wie E. Nider (Aus d. Besiedelungsgeschichte des Elbegaues Tetichen. 4. Lief. 1926. S. 8) meinte, „ausschließlich um solche Höhen handeln sollte, die von der benachbarten Stadt aus gesehen bei Sonnenaufgang die ersten Strahlen erhalten“, wofür man „neuzeitlich den Ausdruck „Widerschein“ für Spiegelung gebrauchen“ würde, wird von niemand gutgeheißen werden können. Vielmehr hat bereits J. L. Brandstetter (D. Geschichtsfr. 44. Jg. [1889] S. 243 ff.) aus der Schweiz eine Reihe ähnlicher Namenbildungen angeführt, die alle aus dem bekannten Stammwort „Spedj“ und seinen Ableitungen gebildet und Fernsichtspunkten eigen sind, die mehr oder weniger weit die Umgegend beherrschen. „Einerlei Wurzel mit specula ist das deutsche Zeitwort spëhen, suchend oder kundschastend schauen, betrachten, auspähen. Davon kommt das Femininum „spehe“ prüfendes, aufmerksames Betrachten, Erforschung, Auskundschastung, Lauer. Aus spehe ist speche, speeh entstanden, z. B. „also daß sie spech hatten, wan das Volk aus der Stadt züg.“ Die Umdeutung von Spedj zu Speck ist leicht begreiflich.“

Und ähnlich dürfte auch der Name Rumburg, der nach E. Schwarz (G. Qu. 288) im Jahre 1298 Roneberg gelautet hat, auf eine Rodung im Walde weisen, die zu Zwecken des Grenzschutzes durchgeführt worden ist. Damit stimmt ja auch die von A. Otto (Wanderbuch 52) verzeichnete Nachricht vortrefflich überein, daß an Stelle der im Jahre 1845 erbauten über Spieglig und Neu-Rumburg nach Mährisch-Altschütt führenden Fahrstraße von altersher ein Saumpfad das Gebirge überschritten hat, der in Kriegszeiten regelmäßig durch Verhauung ungangbar gemacht wurde. Wen aber das allein noch nicht überzeugen sollte, der würde der weiteren Feststellung von Otto (S. 74) gegenüber die letzten Bedenken fallen lassen müssen, daß die in 960 Meter Höhe stehende Rumburger Säule noch heute „einen wichtigen, von Grenzbeamten wohlbewachten Übergangspunkt bedeutet.“

Kein Zweifel, daß damit der Name des Schneebergs ein völlig anderes Gesicht bekommen hat, als er es nach der naiven Erklärung Kuzens bisher zur Schau getragen hat. Daß er aber als Grenzbezeichnung erklärt, ganz vortrefflich in den Rahmen der frühgermanischen Glatzer Namengebung paßt, ist ein Ergebnis, das nicht nur an und für sich erfreulich ist, sondern das auch für unsere weiteren Darlegungen nach mehr als einer Richtung hin von Bedeutung werden muß.

II. Die beiden Hauptflüsse

Ungleich nachhaltiger noch als aus den Namen der Berge, wird sich uns die älteste Geschichte des Glatzer Landes aus seinen Flußnamen offenbaren müssen, denn sie sind nach Förstermann „die ungeschliffenen Juwelle in der Namenkunde, die uns oft auf das Ureigentum der indogermanischen Sprache zurückführen.“ Daß sich mit dieser eindeutigen Feststellung die noch unlängst von F. Graebisch (Gr. Gl. 1936 S. 45) aufgestellte Behauptung, daß die Glatzer Flußnamen samt und sonders „versteckt die Eigenschaft des eilenden Wassers enthalten“ und damit möglichst schematisch aus der Farbe ihres Wassers, der Eiligkeit ihres Laufes oder der Weiße ihres Schaumes zu erklären sein sollen,

nicht vereinbaren läßt, ist klar. In letzter Linie geht nämlich die genannte Auffassung auf Th. Lohmeyer zurück und ist im übrigen schon derart lange widerlegt und abgetan, daß man sich nicht länger bei ihr aufzuhalten braucht. In Wirklichkeit und von Haus aus haben auch die alten Glazter Flußnamen mit der alltäglichen Erscheinung des „Eilens“, „Zischens“, „Plätschens“, „Rauschens“, „Schmalzens“ niemals das Geringste zu tun gehabt, vielmehr leben in diesen geographischen Bezeichnungen in noch viel ausgesprochenerem Maße, als in den Namen der Berge, die ältesten Landschaftsbezeichnungen fort, so daß auch für das Glazter Land die engen Beziehungen zwischen „Flußnamenforschung und Siedlungsgeschichte“ voll zu Recht bestehen, auf die R. Kögshke (D. G. Bl. VIII [1907] S. 232 ff.) vor dreißig Jahren bereits die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit gelenkt hat.

Es ist darum nur umso mehr an der Zeit, endlich auch die Namen der Glazter Flüsse aus ihrer bisherigen Verkenning herauszuheben und für die Siedlungsgeschichte des Landes auszuwerten und es versteht sich wohl von selber, daß dabei die Namen der beiden Hauptflüsse das besondere Interesse für sich in Anspruch nehmen müssen, nämlich: der der Neisse und der der Biele.

6. Die Neisse.

Kein Zweifel: Die Neisse ist die eigentliche Lebensader, nicht nur des Habelschwerdter Kreises, sondern auch des gesamten Glazter Landes und das Schönste, das je über sie geschrieben werden konnte, ist Josef Wittig aus der Feder geflossen, als er die Erzählung der heiligenlegende, daß in den Fluten des Schwarzen Meeres rings um den Leichnam des Martyrerpapstes Klemenz von Rom ehemals ein kristallener Tempel gewachsen sei, in dichterischer Intuition mit der Glazter Neisse in Verbindung brachte. Denn einen solchen kristallinen Tempel habe ich in der Tat auch auf dem Boden des Glazter Landes erstehen sehen. Mitten aus den Wassern des Neisseflusses begann er sich vor meinen Augen aufzutürmen, als ich des Landes frühester Vergangenheit auf den Grund zu kommen suchte, die im Schoße der Neisse wie in einem gläsernen Sarge

seit zwei Jahrtausenden begraben liegt. Und als ich an des Flusses nimmermüde Wasser die Frage richtete, die ich in diesen Blättern als eine der ersten beantworten mußte, da begann es in diesem Tempel zu klingen, erst langsam und leise, dann immer lauter und voller, bis zuletzt ein wunderbarer Akkord den ganzen kristallinen Dom mit seinem ergreifenden Klang erfüllte: „Heimat! Heimat!“

Daß das kein bloßer Traum, sondern beglückende Wirklichkeit gewesen ist, will ich gerne beweisen. Damit es aber in wirklich wissenschaftlicher Form und allseitig überzeugender Weise geschehen kann, muß ich weit ausholen und auf beides zu sprechen kommen: auf das, was man bisher im Lande über den Namen der Neiße zu hören bekommen und das, was mir des Landes Hauptfluß selber geoffenbart hat, als mir aus dem kristallinen Dom, der sich aus ihren Wassern vor mir aufgetürmt hat, das seelenvolle Lied von der Heimat entgegen klang.

A Die bisherigen Deutungen.

Eine reiche polyglotte Musterkarte kommt zusammen, wenn man die einzelnen Deutungen Revue passieren läßt, mit denen man bisher dem Namen der Neiße gerecht zu werden versuchte.

I. Allen voran stehen die Erklärungsversuche aus dem Tschechischen.

1. Schon Joh. Ben. Karpzow (Anal. fastorum Zittaviensium [1716] S. 32) glaubte „von diesem angenehmen Flusse, daß gleichwie er seinen ersten Ursprung auf Slawischem oder Böhmischem Boden findet, also auch seinen Namen aus der Böhmischen Sprache erlangt haben möge, in besonders von dem Worte Nissa, welches ein adjectivum comparativi gradus foem. gen. ist, so von dem Positivo Nizky, das ist niedrig, nicht hoch, und dieses von dem Verbo Niziti, niedrigen, herstammt. Wird also die Neiße oder Nissa soviel heißen, als ein niedriger Fluß, oder der eine niedrige Quelle hat.“ Auf den gleichen Standpunkt haben sich dann auch Frenzel (Nomencl. Lus. in: Script. rer. Lusat. II. [1719] S. 52) und J. Schaller (Topogr. Böhm. Bd. IV

[1786]) gestellt, letzterer mit der Begründung, „weil der Fluß in die niedrigen Länder gegen Mitternacht forteilet.“

2. Die genannte slavomane Deutung hat nicht verfehlt, auch im Glazger Lande Schule zu machen.

a) In ihrer krassesten Form ist sie in dem Satz von J. Kuzen (Die Gr. Glaz [1873] S. 19) zum Ausdruck gekommen: „Die noch üblichen Namen der größeren Flüsse werden sämtlich auf ein slawisches Grundwort zurückgeführt“.

b) Ganz im Fahrwasser dieser slavomanen Anschauung sind auch J. Partsch (Schlesien II. 310) und J. Feldmann (O. N. [1925] S. 61) geschwommen, die beide in der Neisse den „Niederungsfluß“ erkannt zu haben glaubten.

c) Schließlich hält auch heute noch S. Graebisch (Sibl. 1929 S. 158) an dieser Auffassung fest, wenn er freilich auch seine Anschauung, wie folgt, modifiziert: „Die Neisse hieß slawisch Niza, dies gehört zu nizky = niedrig und kann übersetzt sein aus einem gleichbedeutenden germanischen Namen, z. B. Nida, die Niedrige, d. h. (im Verhältnis zu ihren Zuflüssen) im Talkeßel fließende. Deutsche Flüsse dieses Namens sind die Nidda bei Fulda und die Nied, die zur Saar fließt.“

II. Aus dem Sorbischen hat Franz Töpfer (21. Jahrb. d. G. V. für d. Jeschken- u. Jsergeb. [1911] S. 33) den Neissemamen mit folgender Begründung abzuleiten versucht: „Wenn wir dem Ursprunge des Namens Neisse nachforschen, darf uns nicht entgehen, daß es ja zwei Flüsse des Namens gibt, nämlich die Glazger Neisse und die Görlitzer oder Lausitzer Neisse. Beide fließen durch einst slawisches (polnisches und sorbisches) Gebiet. Slawischen Ursprung bekunden noch mehr oder weniger deutlich die Namen etlicher zufließender Bäche, so bei der Glazger Neisse die Weistriz, Plomniz, Biele, Wiltzsch und Pause. Auch muß noch daran erinnert werden, daß von Bolkenhain her, an Jauer vorbei die Wütende Neisse der Katzbach zufließt. Vielleicht bedeutet das dunkle Wort Neisse ursprünglich überhaupt nur einen Fluß, weil es sich wiederholt gleichwie Bystrice, Bělá... Die slawische Herkunft des Flußnamens Neisse läßt sich nach dem Gesagten wohl schwer leugnen, doch kann wohl weniger die Herleitung aus dem Tschechischen, sondern eher die aus dem Sorbischen (Wendischen) in Betracht kommen, da der

Lauf des Flusses vornehmlich sorbisches Gebiet berührt, bezw. berührte."

III. An keltische Ableitung hat J. Schmidt gedacht (Gr. Gl. 10. Jg. [1915] S. 18), indem er, auf H. Firts (Etym. d. Neuhdt. Sprache 386) Erklärung des Namens der Nida fußend, den Gläger Namenformen Niza, Nizza die schottische Neisa bezw. Neß (= naß) an die Seite stellte und daraus schloß, daß „unsere Gläger Neisse das zum Eigennamen gewordene Gläger „Wasser“ in demselben Sinne sei, wie der Chronist im Jahre 1310 von dem „Wasser“ spricht, „das Neisse heißt (ned—ta = Niza = Neisse).“

IV. Aber auch deutsch hat man den Namen zu erklären versucht.

1. Zunächst hat Franz Hübler (5. Jahrb. d. Geb. V. f. d. Jeschken- u. Jsergeb. [1895] S. 11) den Namen auf die ahd. Bezeichnung nēizjan (mhd. nēizen) = schädigen, verderben zurückgeführt, ohne freilich damit durchzudringen.

2. An zweiter Stelle hat A. Achleitner (Tirol. Namen [1901] S. 68) den auch in Tirol vorkommenden Namen Neiß mit gannous in der Bedeutung „Siedler im Steinschutt“ identifizieren zu können geglaubt.

3. Als dritter ist E. Schwarz auf den Plan getreten (Zur Namenforschung. Prager dt. Stud. 30. Heft [1923] S. 17 ff.), indem er den Namen der Aupa als „oberen“, den der Neisse als „niederem, unterem“ und den der Mettau als „mittleren Fluß“ erklärte.

Er hat diese Deutung freilich bald genug wieder aufgegeben, denn im Jahre 1932 (G. Qu. 12) bekannte er sich zu der folgenden neuen Anschauung: „Bei den drei Flüssen namens Neisse... habe ich... an eine germanische Grundlage *nid —, übersetzt in das Slawische als Niza „niedriger Fluß“ gedacht. Da aber die Görlitzer Neisse im Sorbischen Nisa genannt wird, also altes *s* enthält, empfiehlt sich diese Ableitung nicht. Da nach Ausweis von tschedj. Jizera aus germ. Jzara (aus *Jara) bei Durchgehen durch germanischen Mund für zwischenvokalisches —*s*— ein *z* (stimmhafter Laut) zu erwarten wäre, möchte ich eine Vorlage *Nissa, vielleicht aus *Niksa assimiliert annehmen. Gerade die Undeutbarkeit deutet auf ein sehr

hohes Alter dieses Namens, der doch, wie sein dreimaliges Vorkommen nahelegt, einmal einen ganz einfachen Sinn gehabt haben muß."

V. Schließlich hat E. Schwarz (Sudetendt. Sl.-N.-Buch 1. Heft. Gablonz [1935] S. 140) zu einer Erklärung aus dem Illyrischen seine Zuflucht genommen, nachdem der Slawist M. Dasmier (Zt. f. slaw. Phil. Bd. V [1929] S. 367) inzwischen behauptet hatte, daß der Name der Neisse „auf jeden Fall weder aus dem Germanischen, noch aus dem Slawischen zu deuten sei“. Darum soll jetzt nach Schwarz zu gelten haben: „Der älteste Beleg taucht 1241 auf Nizza. Keine von den Deutungen, die versucht worden sind, kann in lautlicher Hinsicht genügen, besonders ist die so zäh festgehaltene vom mhd. *neizen* „bedrängen, plagen“ sprachlich unmöglich, da im Namen ein altes *i* vorliegt. Da er sich bei der Glatzer Neisse und bei der wütenden und kleinen Neisse an einem Nebenbach der Katzbach wiederholt, verdichtet sich jetzt die Wahrscheinlichkeit, daß hier ein Nachlaß des ältesten bei uns noch relativ sicher mit einem Namen zu belegenden Volkes der Nordillyrier, denen die lausitzischen Gräberfunde zugesprochen werden, vorliegt. Die Grundlage, die als *Nissa herzustellen wäre, ist noch nicht erklärt, sie dürfte „Wasser, Fluß“ bedeuten.“

Daß von allen diesen Erklärungsversuchen auch nicht einer ernstlich in Frage kommen kann, ist klar, weil sie alle auf rein sprachlichem Wege in irgend einem Lexikon das Heil gesucht haben und dabei die maßgebende Geschichte des Landes, wenn nicht vollständig unberücksichtigt gelassen, so doch von vornherein in eine Schablone hineingezwängt haben, die mit der ehemaligen Wirklichkeit nichts zu tun gehabt hat.

B Die neue Deutung.

Um von vornherein gegen die Verführung durch den Sirenenfang des äußeren Wortklangs gewarnt zu sein, nimmt die neue Deutung nicht unverständliche Sprachen und unverdauliche Wörterbücher zu ihrem Ausgangspunkt, sondern stützt sich auf verlässliche, auf gesicherten Tatsachen fußende Argumente. Daß sich dadurch ein völlig neues Resultat ergeben muß, ist umso

klarer, als vorlängst schon M. Dasmer (A. a. O. 362) prophezeit hat, daß man gerade beim Namen der Neisse „auf Überraschungen gefaßt sein muß“.

I. Zu allererst tritt das Argument aus der Topographie in seine Rechte. Es versucht, die Habelschwerdter Landschaft als Schicksalsraum zu erfassen, indem es die drei Momente würdigt, die dort dem frühgeschichtlichen Boden sein charakteristisches Gepräge aufgedrückt haben, nämlich: der Reichtum der fließenden Gewässer, die Waldbedeckung des Bodens und der Sumpfscharakter der Landschaft.

1. Das erste Moment, das von der Urzeit an den Charakter der Habelschwerdter Landschaft bestimmt hat, war der Reichtum ihrer fließenden Gewässer, der auch nach mehr als einer Richtung hin für die Entwicklung der Stadt Habelschwerdt, der sie umgebenden Landschaft und des ganzen Glatzer Landes bedeutsam geworden ist.

a) Zunächst für die Stadt Habelschwerdt, wenn auch deren Gründung freilich erst einer späteren Periode angehört. Denn nicht nur, daß die Stadt selber auf einer halbinselartigen Landzunge an der Stelle liegt, an der sich die Kreissenbach bezw. Weißtritz mit der Neisse vereinigt, in ihrer unmittelbaren Nähe liegt auch noch das Mündungsgebiet der Wölfel und des Plomnitzbaches, so daß wir gerade hier am nachdrücklichsten auf die Feststellung von W. Arnold (Ans. u. Wand. 17) gestoßen werden, „daß die ältesten Namen regelmäßig den großen Flußtälern entlang gefunden werden, denn es ist eine bekannte Tatsache, daß die Ansiedelung dem Lauf der Flüsse zu folgen pflegt und erst allmählich in die höheren Seitentäler und auf die Berge hinaufsteigt.“

b) Bedeutsam auch für die Habelschwerdter Landschaft. Denn wenn auch keiner der sie durchfließenden Wasserläufe ein eigenes Wassersystem bildet, das unmittelbar mit dem Meere in Verbindung steht, so sind doch sie es gewesen, die die Täler aus dem Herzen der Bergwelt gehöhlt und darum jederzeit auch am sichersten die Menschen wieder zu diesem Herzen zurückgeführt haben. „Sie enthalten die Pforten und Wege, welche die Bergwelt selbst erschlossen und geebnet hat, um durch dieselben wie durch eine Art lebender Straßen von

jeher den Verkehr mit Dorland und Ebene zu unterhalten" (J. Kugen). Am allerdeutlichsten zeigt das der Hauptfluß des Kreises, wie des ganzen Landes, die Neiße. In ihrem markanten Laufe reiht sich Ortschaft an Ortschaft und es ist kein Zufall, daß von den acht Städten des Landes nicht weniger als drei im Tale der Neiße liegen und von Süden nach Norden an Bedeutung zunehmen. Ebenso reihen sich in den anderen Flußtälern Dörfer an Dörfer, und zwar folgen diese in desto größerer Anzahl aufeinander, je näher man an die Mündung der betreffenden Flüsse kommt.

c) Aber auch für das ganze Glatzer Land hat dieses reiche Flußsystem von Bedeutung werden müssen. Steht doch das Habelschwerdter Kreisgebiet, sowohl im Osten wie im Westen mit den Tälern der Erlitz und der March in einer derart nahen Verbindung, daß durch diese beiden Auslandsflüsse der unmittelbare Anschluß an den Völkerverkehr ganz von selbst gegeben war. Und gerade der Kreis Habelschwerdt, den dieser Verkehr in seiner ganzen Ausdehnung durchmessen mußte, bevor er den Hauptort des Landes, die Stadt Glatz, berührte, hat dem Gebiet des Kreises den Charakter eines Passagelandes aufgeprägt und damit gerade diesem Teile des Glatzer Landes von allem Anfang an eine geschichtliche Bedeutung zugemessen, wie sie z. B. der Kreis Neurode niemals hat erreichen können, obwohl es auch in seinem Bereiche an Auslandswegen nicht gefehlt hat.

Damit aber ist nicht nur die Bedeutung klar, die dem Flußlauf der Neiße im Bilde der Habelschwerdter Urlandschaft und in den Augen ihrer frühesten Siedler zugekommen sein muß, in diesen Feststellungen liegt zugleich die Bestätigung, daß die Neiße bloß im Glatzer Lande ihren Namen erhalten haben kann. Ist es doch einer der wenigen Punkte, in denen Th. Lohmeyer Recht behalten hat, als er (D. G. B. VI. Jg. [1904] S. 30) das Gesetz aufstellte: „Wie das Quellgelände, so der Flußname“. Dementsprechend haben die Westgermanen, wie Edw. Schröder (Namn och Bygd 12. 110) festgestellt hat, die Quelle eines Flusses geradezu als sein „Haupt“ bezeichnet und das entspricht ja auch der hohen religiösen Verehrung, in der die Quellen im grauen

Altertum gestanden haben. So wissen wir von Opfern, die in uralter Zeit an der Quelle der Elbe dargebracht worden sind, ebenso von einer Quellenweihe und Dämonenaustreibung, die dort noch am 19. September 1684 stattgefunden hat. Und ganz im Sinne dieser hohen Wertschätzung der Flußquellen hat Lohmeyer auch die weitere Feststellung getroffen: „Die Flußnamengebung war sozusagen eine öffentliche Stammesangelegenheit, eine feierliche Handlung; denn durch das ihm geläufige Grundwort für Wasser, Fluß stempelte der betreffende Stamm die Quellen und den ihnen entströmenden Fluß gewissermaßen als Stammeseigentum.“ Daraus aber ergibt sich mit aller Eindeutigkeit die Folgerung, daß die Neisse bloß in ihrem Ursprungslande, nämlich dem Glatzer, ihren Namen erhalten haben kann und da in den ältesten Flußnamen Landschaftsbezeichnungen stecken, folgt daraus weiter, daß in ihrem Namen irgendwie die Bedeutung erkennbar geblieben sein muß, die der Boden, den sie von ihrer Quelle an bewässert, für die Siedler gehabt hat, die in der Urzeit der Glatzer Geschichte auf ihm ihre ersten Hütten gebaut haben.

2. Das zweite, was wir von der Habelschwerdter Urlandschaft mit aller Bestimmtheit sagen können, ist die Waldbedeckung des Bodens, die gerade in diesem Falle umso nachhaltiger alle Verhältnisse beherrschen mußte, als es sich dabei um einen Teil des berühmten Hercynischen Waldes gehandelt hat, der als Grenzwald die größte fortifikatorische Bedeutung hatte, weil er dem ganzen Böhmenlande den Charakter einer einzigen Waldfestung aufgeprägt und damit nach allen Seiten hin dessen Sicherheit verbürgt hat. In einer Greifswalder Dissertation vom Jahre 1937 hat ganz neuerdings G. Stache „Die Entwicklung und das Verhältnis von Wald und Kulturboden in der Grafschaft Glatz“ zu rekonstruieren versucht und ist dabei, da er diesen Versuch mit unzulänglichen Mitteln unternommen hat und dazu von den slavomanen Anschauungen von Maetschke und Klemenzy ausgegangen ist, zu Ergebnissen gekommen, die restlos abgelehnt werden müssen. Man kann eben keine Glatzer Geschichte schreiben, wenn man sich darauf beschränkt, die überholten

Fabeln der Vergangenheit von neuem aufzuwärmen und an den umwälzenden Ergebnissen achtlos vorübergeht, die inzwischen durch die Forschung zu Tage gefördert worden sind. Im übrigen ist das ganze Glazialer Land seit den ersten Anfängen seiner Geschichte ein Teil des genannten Grenzwaldes gewesen und gerade dessen fortifikatorischer Charakter hat hier länger, als anderswo, jede intensivere Besiedelung hinangehalten. Damit verbietet es sich auch von selber, daß wir das Land vor der ersten historisch verbürgten Landnahme durch alle möglichen Völker „besiedelt“ sein lassen. Wohl haben auch in dieser ausgedehnten Waldfestung in vorgeschichtlicher Zeit bereits Menschen gewohnt, wie das durch Funde nachgewiesen ist, die der Spaten aus dem Schoße der Erde gegraben hat. Indessen wird durch die Lage der betreffenden Fundorte unzweideutig erwiesen, daß es sich dabei bloß um Siedelungen an den Auslandsstraßen gehandelt hat, so weit sie für das Forstpersonal vonnöten waren, das für die Beaufsichtigung des Waldes, für den Schutz der Straßen und für die Übermittlung des Nachrichtendienstes zu sorgen hatte.

3. Und noch ein drittes Moment wird in dem Bilde des frühgeschichtlichen Fabelschwerdter Bodens nicht außer Betracht gelassen werden dürfen und das ist der Sumpfscharakter der Landschaft, denn dieser läßt uns erst die unermesslichen Schwierigkeiten richtig verstehen, mit denen die ersten Siedler bei der Urbarmachung des Bodens zu kämpfen hatten.

a) Schon im Allgemeinen erfahren wir ja aus Tacitus über das alte Germanien seiner Zeit: „Wenn auch das Land in seinem Aussehen ziemlich wechselt, so ist es doch im ganzen entweder durch Wälder schauerlich oder durch Sümpfe häßlich (aut silvis horrida aut paludibus foeda. Germ. 5). Und auch Adam von Bremen hat noch im 11. Jahrhundert vom Zustande des Landes das gleiche Bild entwerfen müssen: cum omnis tractus Germaniæ profundis horreat saltibus. 4. 1. (Vgl. R. Much, D. germ. Urwald in: Sudeta. Bd. 2 [1928] S. 57 ff).

b) Daß Ähnliches auch für das Glazialer Land zugetroffen haben muß, ist klar. Gerade den Hauptfluß des Landes hat man ja wegen seiner schlimmen Tücken schon immer als die

„tolle Neiße“ bezeichnet und diesen Beinamen verdankt sie ihrer Lage am Fuße zweier Gebirge, wie das schon P. Richter (Das Gl. Land [1914] S. 129) mit den Worten begründet hat: „In nicht allzuweiter Entfernung von der Stadt erheben sich zu beiden Seiten das Schneegebirge und das Habelschwerdter Gebirge, die bedeutend mehr Niederschläge empfangen als das Kessellinnere. Bei heftigen Regengüssen und im Frühjahr, wenn starke Schneeschmelze eintritt, senden also die Gebirge dem Neißetale ungeheure Wassermengen zu. Wegen der Nähe der Gebirge ist zudem die Stosskraft der Fluten bei Habelschwerdt noch sehr bedeutend, zumal die Flüsse, die in dieser Gegend zusammenströmen, ziemlich starkes Gefälle aufweisen. Während die Neiße die Gewässer der Südspitze herbeiführt, eilt in der Wölfel noch das Wasser des Schneebergs, in dem Hohndorfer Wasser und im Kreissenbad das des Habelschwerdter Gebirges herzu. Die Neiße selbst aber hat von Habelschwerdt an ein weit geringeres Gefälle als die genannten Nebenflüsse, kann also die Gewässer nur langsam abführen, so daß die Fluten sich hier stauen müssen. Daher ist es erklärlich, daß die Chronik von Habelschwerdt so oft von Überflutungen berichtet, welche nicht selten großen Schaden an Gebäuden, Brücken und Feldern verursacht haben.“

c) Der Umstand aber, daß die übrigen Flüsse und Bäche des Habelschwerdter Kreises die von den Bergen rinnenden Wasser nicht schnell und nachhaltig genug zur Neiße abzuleiten vermochten, dürfte die Tatsache zur Genüge erklären, daß Sümpfe nicht nur in den Talsenkungen der Ebene, sondern auch bis hinauf in die höheren Regionen der Berge anzutreffen gewesen sind. Deutscher Fleiß und deutsche Zähigkeit haben freilich längst fast überall den frühgeschichtlichen Sumpfscharakter des Landes verwischt. Aber die reiche Synonymik der den frühesten Siedlern für einen Begriff zur Verfügung gestanden hat, für den wir bloß noch das Wort „Sumpf“ in unserem Sprachschatze haben, zeigt zur Genüge, wie gründlich inzwischen die von den Germanen dem Lande vermittelte Kultur das Angesicht des Bodens verändert hat.

II. An zweiter Stelle versucht das Argument aus der Geschichte einen Überblick über die maßgebenden Phasen

der vorurkundlichen Entwicklung des Landes zu gewinnen und da dieses seit den ältesten Zeiten zu Böhmen gehört hat, bleibt der rückschauende Blick alsbald an folgenden gewichtigen Tatsachen haften: dem keltischen Vorbesitz; der germanischen Landnahme und der germanischen Dauerbesiedelung.

1. Der keltische Vorbesitz ist die erste Tatsache, die sich greifbar aus dem Dunkel der Vorgeschichte Böhmens hebt und die damit auch für die Beurteilung der Glazer Frühzeit in Betracht gezogen werden muß, wenn sich freilich unser Wissen auch auf folgende Punkte beschränkt.

a) Daß es keltische Bojer gewesen sind, die in Böhmen in der frühesten Zeit seiner Geschichte ihren Hauptsitz hatten, ist uns durch römische Schriftsteller überliefert. Ingleichen ist uns bekannt, daß, als um 120 v. Chr. die germanischen Kimbern das Gebiet der Bojer überflutet hatten, dieser Angriff von dem genannten Volke siegreich abgewehrt werden konnte. Dann aber haben die Bojer um 60 v. Chr. das böhmische Land verlassen, da sie einem zweiten Angriff germanischer Völker nicht mehr gewachsen waren. Da nun die keltischen Bojer überhaupt das erste Volk darstellen, das von den historischen Quellen mit Böhmen in Verbindung gebracht wird, ist klar, daß alle Versuche, einzelne geographische Namen des Landes mit einer noch älteren, etwa einer illyrischen (dinarischen) oder ligurischen Bevölkerung in Verbindung zu bringen, in letzter Linie bloß auf Annahmen beruhen können, deren Stichhaltigkeit auf sprachlichem Wege allein überhaupt nicht zu beweisen ist. Mit einem entsprechenden Wörterbuche wird man freilich für mehr als einen alten Namen ein im äußeren Wortklinge ähnliches Stammwort finden können, da aber diese Methode gerade im Glazer Lande schon so viel Unheil angerichtet hat, wird man ihr gar nicht energisch genug den Krieg erklären können. Im übrigen hat jüngst H. Preidel (Germ. in Böhm. Frühzeit [1937] S. 13f.) aus Bodenfunden festgestellt, daß im südlichen Böhmen Gräber und Siedelungen deutlich auf Besiedelung durch Bojer weisen, während im nördlichen und nordwestlichen Böhmen eine germanische Fundschicht eines vorkommanischen Kulturkreises feststellbar ist, der wenigstens bis ins 3. vorchristliche

Jahrhundert zurückgeht. Hermunduren kämen aber dafür nicht mehr in Betracht, in engere Wahl könnten lediglich Mar-
signer und Sudiner kommen, „weil ihre Namen am
ehesten germanische Volksteile vermuten lassen.“

b) Mit Recht hat zwar die bisherige Glazer Geschichtsauffassung damit gerechnet, daß auch das Glazer Land in der in Betracht kommenden Zeit zum Machtbereich dieser keltischen Bojer gehört haben muß, wohl aber ist sie in die Irre gegangen, sofern sie dabei den Begriff des Besitzes mit dem der Besiedelung auf die gleiche Stufe gestellt hat. Weisen doch alle Verhältnisse eindeutig darauf hin, daß es zu einer intensiveren Besiedelung des Glazer Bodens durch die keltischen Bojer überhaupt nicht gekommen ist, schon aus dem Grunde, weil sie den Glazer Landstrich als eine Art Glacis vor der Waldfestung betrachtet haben, in der sie saßen. Der Begründung aus der Topographie tritt ja in diesem Falle der Beweis aus der Namengebung zur Seite, weil er dartut, daß die Bojer eine irgendwie greifbare Namengebung im Lande nicht zurückgelassen haben, da sich alles, was man bisher als keltisches Namengut ausgeben zu können glaubte, als Phantasie erwiesen hat. Wie restlos hier ihr Andenken geschwunden ist, kann am besten der Umstand zeigen, daß der erste Glazer Heimatkundler, M. G. Helvius (Glaciographia 47 f.) die Bojer als „Galater“ bezeichnet und diese dabei mit einem Namen belegt, der erst seit dem 3. Jahrhundert n. Chr. für sie in Aufnahme gekommen ist, obwohl die Kelten selber ihn niemals geführt haben (Vgl. Ad. Schmidt, Abh. zur alten Gesch. 74 ff. Arbois de Jubainville, Rev. arch. Bd. 30 [1875] S. 4 ff.).

c) Wenn irgend etwas für die Beurteilung der Bojerzeit von ausschlaggebender Bedeutung ist, dann ist es m. E. der Name ihres ehemaligen Siedlungsgebietes, der bis heute Böhmen lautet und von dem schon Tacitus (Kap. 28) festgestellt hat, daß er „an die Vorgeschichte des Landes zurückerinnert, obwohl seine Bewohner gewechselt haben“. Nur um so bemerkenswerter dürfte darum die Tatsache sein, daß selbst in diesem Namen nicht etwa keltisches Sprachgut steckt, sondern daß es Germanen gewesen sind, die dem Lande diese Bezeichnung beigelegt haben, als sie dort im 1. Jahrhundert

v. Chr. Geb. die Bojer angetroffen hatten. Denn nach R. Much (Hoop's Real-Lex. I. 303), bedeutet Boihemum „Heim der Bojer“. Das Grundwort - hemum ist lateinische Wiedergabe des deutschen haims. Der Name ist also nicht keltisch, sondern germanisch... Auch auf die slavischen Bewohner Böhmens ist später dieser Name übertragen worden, ahd. Bêheima „die Böhmen“. Bekanntlich lebt die gleiche Bezeichnung mit den gleichen Begriffen auch im Namen der heutigen Bayern weiter. Denn diese haben ursprünglich „Beiwari“ geheißen, was nichts anderes als eine Verkürzung aus: „Bai—haim—wari“, das heißt „Bewohner des Heims der Bojer“, ist.

Gleich hier also haben wir einen ersten maßgebenden Fingerzeig dafür gewonnen, nach welchen Grundsätzen die hier in Betracht kommende älteste Namengebung beurteilt werden muß. Denn nicht nur die Tatsache, daß der älteste für die Glazialgeschichte maßgebend gewordene Name urgermanischer Herkunft ist, wird für die Untersuchungen der folgenden Blätter von Bedeutung werden müssen, auch die Art dieser Namengebung ist derart charakteristisch und eindrucksvoll, daß sie gar nicht übersehen werden kann. Denn daß uns bereits im ersten Namen, den germanischer Mund auf dem Boden des alten Böhmens geprägt hat, der Begriff „Heim“, bezw. „Heimat“ entgegentritt, zeigt mit aller Eindringlichkeit, daß es der Gedanke an Heimat und Bodenverbundenheit gewesen ist, der die germanische Namengebung zutiefst beseelt und dieser im gegebenen Augenblick von selbst die richtigen Worte und Begriffe auf die Lippen gezwungen hat. Und wenn dabei, wie beim Namen „Bai—haim—wari“ auch Wortbildungen zustande gekommen sind, deren Umständlichkeit und Länge ihren Gebrauch im täglichen Leben erschweren mußte, so hat diese Art der Namengebung auch des Mittels nicht entraten, sie dem Munde besser anzupassen, indem sie durch Verkürzung aus dem langen Namen „Bai—haim—wari“ den kürzeren „Bai—wari“ geschaffen hat, wie es einer altdeutschen Kompositionsregel entsprechend war.

2. Auch über die germanische Landnahme sind wir ausreichend unterrichtet, insbesondere weil sich nach L. Schmidt (Gesch. d. dt. Stämme I, 5) die älteste germanische Entwicklung

„unter den Augen und, was noch wichtiger ist, unter steter, direkter Bedrohung der griechisch-römischen Welt vollzogen“ hat und die hierdurch veranlaßten Aufzeichnungen „um so wertvoller sind, als sie im allgemeinen durch Nüchternheit und Objektivität der Auffassung sich auszeichnen.“ In der Tat vermögen wir uns an Hand der erhaltenen Quellenberichte sowohl über den Zeitpunkt der Einwanderung, wie über die Art der Landerwerbung und den Charakter der ersten Bodenbesiedelung ein klares Bild zu machen.

a) Als Zeitpunkt für die germanische Einwanderung in Böhmen gilt allgemein das Jahr 9 v. Chr., weil damals Drusus durch das Chattenland gegen die Sweben (Quaden) und Markomannen zog, worüber wir durch Strabo (VII, 1.3) und Vellejus Paterculus (II. 108,2) hinreichend unterrichtet sind. „Es gab nichts mehr in Germanien,“ heißt es bei dem letzteren, „was hätte besiegt werden können, außer dem Volk der Markomannen, das aus seiner Heimat aufgeschreckt, unter Führung des Marbod in das Landesinnere geflüchtet war und nun die vom herkynischen Wald umgebenen Gefilde bewohnte. Keine Eile [des Schriftstellers] kann die Erwähnung dieses Mannes mit Stillschweigen übergehen. Marbod, ein Mann von vornehmer Herkunft, kräftigem Körper und kriegerischem Geist, mehr seinem Volkstum als seinem Verstande nach ein Barbar, gewann unter seinen Landsleuten die Herrschaft nicht etwa durch einen Handstreich, oder die Gunst des Zufalls, auch nicht eine solche, die schwankte und vom Willen seiner Untertanen abhing: vielmehr beschloß er, nachdem er sein Reich fest gegründet und sich der königlichen Gewalt bemächtigt und dann sein Volk weit aus dem Bereich der römischen Macht fortgeführt hatte, dorthin vorzudringen, wo er, vor stärkeren Waffen gewichen, seine eigenen zur höchsten Macht bringen konnte. Er nahm daher die genannten Gegenden in Besitz und unterwarf alle seine Nachbarn durch Krieg oder machte sie durch Verträge von sich abhängig. Die Masse derer, die sein Reich schützten, die durch beständige Übung beinahe das feste Gefüge römischer Manneszucht gewonnen hatten, brachte er in kurzer Zeit auf eine hervorragende und auch für unser Reich besorgniserregende Höhe.“

Als Gefolgsstämme der Markomannen werden nach H. Preidel (Germ. in Böhmens Frühzeit [1937] S. 6) „die an der unteren Elbe ansässigen Langobarden genannt, die südwärts von diesen wohnenden Semnonen und die in Schlesien siedelnden Lugier und weiter eine Reihe Stämme, von denen bis auf den Namen nichts bekannt ist.“

Diese Feststellung ist eindeutig und klar, denn sie besagt, daß die Markomannen unter dem Druck der Römer ihre alten Sitze im Westen verlassen und sich „in den vom herkynischen Wald umgebenen Gegenden“ eine neue Heimat ausgesucht haben, in der ihr Führer Marbod ein großes, ausgedehntes Reich errichtet hat. Diese Tatsache, daran kann kein Zweifel bestehen, bildet darum den ersten sicheren Ausgangspunkt auch für die gesamte Glazener Geschichte. Mit ihr hat die Besiedelung des Glazener Landes ihren ersten Anfang genommen und von ihr wird darum jede Art von Geschichtsbetrachtung ausgehen müssen, wenn sie auf wirklicher, sicherer und objektiver historischer Grundlage fußen will. Daß Maetschke in seiner Glazener Besiedelungsgeschichte von dieser Tatsache nichts gewußt hat und die späteren Glazener Heimatkundler möglichst unauffällig um sie herum zu kommen suchten, ist betrüblich genug. Gerade das aber muß der wirklich wissenschaftlichen Forschung nur desto mehr die Pflicht auflegen, das, was dadurch verabsäumt worden ist, um so nachdrücklicher ans Licht zu heben.

b) Was dabei von besonderer Bedeutung erscheinen muß, ist die Art dieser germanischen Landerwerbungen. Wie nämlich schon B. Niese (Zt. f. dt. Altert. 42. Jg. [1898] S. 160) festgestellt hat, haben die Markomannen nach den Berichten Böhmens ohne jeglichen Widerstand besetzt. „Die Bojer waren nicht mehr da; ihr Land war entweder herrenlos oder die Markomannen hatten schon frühere Rechte daran erworben.“ Wenden wir nun diesen Satz auf die speziellen Verhältnisse des Glazener Landes an, dann kommen wir zu folgendem Ergebnis:

Zunächst deckt sich die von Niese festgestellte Herrenlosigkeit des von den Markomannen in Besitz genommenen Landes genau mit meiner Feststellung, daß das Glazener Land

in der Bojerzeit, abgesehen von einzelnen Punkten an den großen Auslandsstraßen, im eigentlichen Sinne überhaupt noch nicht besiedelt gewesen ist, so daß von einem Widerstande nicht nur nicht die Rede sein konnte, sondern auch die germanische Landnahme geradezu den Charakter einer ersten Besitzergreifung an sich trug.

Was weiter die früher erworbenen Rechte angeht, so dürften solche in der Tat zu erhärten sein. Sind doch die Markomannen von ihren früheren Sitzen nicht etwa planlos fort- und ohne bestimmtes Ziel in eine unbekannte Fremde gezogen, vielmehr kannten sie das Land, dem sie entgegenwanderten, längst schon aus eigener Anschauung und hatten früher bereits ein Recht darauf erworben. Nach L. Schmidt (Gesch. d. germ. Frühzeit [1925] S. 59) hatten nämlich die Markomannen um das Jahr 60 v. Chr. dem Dakerkönig Boirebistas in Böhmen hilfreiche Hand bei der Niederwerfung der Bojer geleistet, so daß Tacitus (Germ. 42) nicht ansteht, festzustellen, daß die Markomannen ihre neuen Sitze in Böhmen nach der früher erfolgten Vertreibung der Bojer (pulsis olim Bojis) infolge ihrer Tapferkeit erworben hätten: *virtute partal*

c) Schließlich vermögen wir uns auch über den Charakter dieser ersten germanischen Besiedelung ein ziemlich anschauliches Bild zu machen.

Erstens. Daß Böhmen bei der Landnahme der Markomannen in der Tat noch so gut wie unbesiedelt war, ist uns durch mehrere römische Schriftsteller einwandfrei überliefert. Zunächst durch Caesar (Bell. Gall. IV. 3, 2). „Erinnern wir uns,“ so heißt es bei B. Niese (A. a. O. 161) „einer bekannten Notiz Caesars, daß an der einen Seite des Suebenlandes auf ungefähr 600 Millien Einöde sei: dies mag sich wohl auf das jüngst verheerte Boierland beziehen. Erst später, als die Markomannen von den Römern vom Rheine her gedrängt wurden, nahmen sie mit ihren suebischen Verwandten Böhmen und Mähren bis zur Mark tatsächlich in Besitz, ließen sich hier nieder und stellten damit den späteren Zustand her, der dann lange Zeit gedauert hat.“ Aber nicht nur Caesar, auch Plinius (Hist. nat. 16. 2) spricht von der „riesigen Urkraft

des hercynischen Waldes, die zugleich mit der Welt entstanden und durch die Jahrtausende unberührt geblieben" sei (*intacta ævis et congenita mundi*). Als dritter kommt auch L. Annaeus Florus (*Epit. Rec. Rom. Lib. IV. c. XII. 27*) auf den hercynischen Wald zu sprechen und sagt von der Zeit des Drusus, daß damals der „bis zu dieser Zeit ungekannte und unbetretene hercynische Wald geöffnet worden sei" (*invisum atque inaccessum in id tempus Hercynium saltum patefecit*). Diese Stimmen aber lassen keine andere Wahl, als mit L. Schmidt (*A. a. O. 159*) zu folgern, daß „Böhmen und Mähren (um 60 v. Chr.) fast menschenleer gewesen sind" bezw. sich der Feststellung R. Muchs (*Ot. Stammesitze [1892] S. 11 u. 20*) anzuschließen, daß Böhmen „zum großen Teil noch öde lag, als Maroboduus seine Markomannen dort ansiedelte". Soweit demgegenüber die Bodenfunde eine vorkommanische Besiedelung Böhmens bezeugen, ist davon oben bereits die Rede gewesen.

Zweitens. Was die wirtschaftliche Ausnutzung des Bodens in der ersten Zeit nach der germanischen Landnahme betrifft, so wird sie nach W. Schultes Worten (*Rl. Schr. I. 89*) beurteilt werden müssen: „Für den ersten Anbau ist der dichte geschlossene Urwald im Bergland wie in der Ebene ein natürliches Hindernis. Waldlose Grasflächen, auf denen der Baumwuchs fehlt oder die Welt der Stauden vorwiegt, also natürliches Weideland, sind die ersten Stätten der Ansiedlung. Erst bei zunehmender Bevölkerung fällt der Wald durch Brand oder auch durch die Axt." Danach kann aber die früheste Bodennutzung bloß in intensiver Weidewirtschaft, und, soweit von Ackerbau überhaupt die Rede sein konnte, kann dieser nur in seiner niedersten Form, nämlich der wilden Feldgraswirtschaft bestanden haben, die — nach Hanssen (*Agrarhist. Abh. 1. 123 ff.*) und Roscher (*Verh. d. säch. Ges. d. Wiss. [1858] Bd. 10 S. 67 ff.*) — noch unlängst von J. Becker-Dillingen (*Qu. u. Urk. 3. Gesch. d. dt. Bauern [1935] S. 104*) dahin gekennzeichnet worden ist, „daß neben Viehaufzucht auf der Viehweide einzelne Grundstücke ohne alle Regel durch ein oder mehrere Jahre hindurch als Ackerland benützt und dann wieder vieljähriger Grasnutzung oder der freien Steppe überlassen

wurden. Stets ist immer nur der kleinste Teil der Fläche unter Anbau, und von einer schlagmäßigen Einteilung und Fruchtfolge in unserem Sinne ist keine Rede. Das ungedüngte Ackerland wird so lange zur Körnergewinnung verwendet, als es Ertrag abwirft. Sobald es nicht mehr lohnt, wird es sich selber überlassen und ein neues Stück Land zum Getreidebau aufgebrochen. Diese Anbauweise findet sich heute noch in Gegenden mit niedrigstehender Landwirtschaft."

Im übrigen heißt es darüber bei Caesar (VI. 22): „Der größte Teil ihrer (der Germanen) Nahrung besteht in Milch, Käse und Fleisch. Und niemand hat ein bestimmtes Maß Acker oder eigenen Landbesitz, sondern die Behörden und Häuptlinge weisen für jedes Jahr Familien, Sippen und solchen, die zusammen gesiedelt haben, nach ihrem Gutdünken Umfang und Lage des Bodens zu und zwingen sie, übers Jahr anderswohin überzusiedeln. Für dies Verfahren führen sie viele Gründe an: damit sie nicht infolge der dauernden Gewohnheit das Kriegshandwerk mit dem Ackerbau vertauschen, damit sie nicht nach großem Grundbesitz trachten und nicht die Stärkeren die Schwächeren aus ihrem Besitz vertreiben, damit sie nicht zur Vermeidung von Kälte und Hitze zu viel Sorgfalt auf den Bau der Häuser legen, damit keinerlei Verlangen nach Geld erregt wird, weil daraus Parteiungen und Zwistigkeiten entspringen, damit sie das einfache Volk durch Gleichmut im Zaum halten, indem jeder einzelne sieht, daß seine Mittel denen der Mächtigsten gleichkommen."

Drittens. Den genannten jungfräulichen Boden hat tatsächlich dann aber dieses neue germanische Siedlervolk mit eiserner Energie in eine derart intensive Kultur genommen, daß L. Schmidt (II. Abt. 2. Buch 20) noch für die Römerzeit folgendes Bild seines Wirtschaftszustandes entwerfen konnte: „Ackerbau und Viehzucht standen in hoher Blüte. Getreidefelder und Viehherden sind mehrfach auf der Marcussäule dargestellt... Für die Verarbeitung von Eisen legen die Sunde von Schmelzöfen Zeugnis ab. Das Rohmaterial hatten die Kotiner aus den in ihrem Gebiete gelegenen Eisengruben den Quaden als Tribut zu liefern (Tac. Germ. 42). Die Tätigkeit der Bevölkerung auf dem Gebiete der Keramik und

der Textilkunst wird durch zahlreiche ausgegrabene Drehscheiben, Spinnwirteln, Webstuhlgewichte belegt. Auch in Gold- und Silberfachen ist eine germanische Eigenproduktion nachweisbar, die sich allerdings in Form und Ausstattung meist durch große Einfachheit auszeichnet. Ein großer Teil des Bedarfes aber wurde durch fremde Einfuhr gedeckt. Das Siedlungsgebiet der Markomannen und Quaden ist mit römischen Waren geradezu überschwemmt worden, die dann naturgemäß auf die Formen der heimischen Produkte einen erheblichen Einfluß ausgeübt haben; der Ausgangspunkt des römischen Imports lag selbstverständlich im wesentlichen in den Donau-provinzen." Ergänzend hat dazu Soph. Müller festgestellt, daß die am Anfang der Römerperiode auftretende germanische Kultur um Christi Geburt in Nordböhmen und den herumliegenden Gegenden entstanden und Böhmen damit ein Zwischenglied zwischen dem Römerstaat und dem Norden geworden ist. Und darauf fußend hat O. Almgren (Mannus V. Bd. [1913] S. 265 ff.) die „Bedeutung des Markomannenreichs für die Entwicklung der germanischen Industrie in der frühen Kaiserzeit“ an Hand der erhaltenen Bodenfunde geschildert. Ist auch die Grafschaft Glatz an derartigen Bodenfunden außerordentlich arm, so fehlt es doch auch hier nicht an einem verlässlichen Zeugnis, daß sich der Handel mit den Römern auch bis in dieses entlegene Waldgebiet erstreckt haben muß. Unter den Bodenrelikten, die F. Geschwendt (Über die Höhenlage vorgef. Funde. Vom dt. Osten herausg. von H. Knothe [1934] S. 259 ff.) verzeichnet hat, finden sich nämlich auch zwei Römermünzen, die beide dem Habelschwerdter Kreis entstammen: die eine, ohne Fundortangabe, ist eine Silbermünze aus der Zeit des Kaisers Trajan (98—117 n. Chr.), die andere fand sich beim Weisbrodt und ist eine Bronzemünze des Kaisers Vespasian (69—79 n. Chr.). Auch in diesem Falle also ist der Bericht der römischen Schriftsteller vom Handel der Markomannen mit den Römern durch Bodenfunde so erhärtet, daß daran nicht gezweifelt werden kann.

3. Völlig ausschlaggebend aber ist die Tatsache der germanischen Dauerbesiedelung des Glatzer Landes, wie ich sie früher an anderer Stelle (Fabeln IV. 27 ff.) aus der

Kontinuität des Geschichtsverlaufes, aus der Permanenz des deutschen Sprachgebrauches, aus der Konstanz der Rechtsentwicklung und aus dem Charakter der Agrargeschichte bereits erwiesen habe. Die einzige Änderung, die an den Verhältnissen des Landes als erweisbar gelten kann, ist die, daß die Grafschaft Glatz gegen Ende des ersten Jahrtausends unter böhmische Oberhoheit gekommen ist.

a) Auch nicht eine Quelle meldet etwas von einer Abwanderung der Germanen aus Böhmen. Fest steht lediglich daß im Jahre 451 der Name der Markomannen zum letzten Male in einer Quelle angeführt wird, noch dazu in einer, die mehrere Jahrhunderte später abgefaßt ist. Sie besagt auch nur, daß fern in Frankreich markomannische Volksteile auf den Katalaunischen Feldern an der Seite Attilas gekämpft haben. Wenn dann freilich auch der Name verschwindet, so bedeutet das noch lange nicht, daß auch das Volk aus Böhmen verschwunden sein müsse und in der Tat rechnet man ja auch in Böhmen längst schon mit der Tatsache, daß das deutsche Bevölkerungselement niemals ganz aus Böhmen geschwunden sei.

Freilich hat nach den Funden das Bild des germanischen Böhmens in späterer Zeit eine gewisse Veränderung erlitten. „Von der Neueinwanderung eines größeren Germanenstammes kann indessen,“ nach H. Preidel (Germ. i. Böhm. Frühgesch. 24), „keine Rede sein. Die Veränderungen setzen nicht plötzlich und unvermittelt ein, sondern nur allmählich, auch müßte schließlich die Abwanderung der Markomannen in den Bodenfunden irgendwie zum Ausdruck kommen... Wenn auch Umfang und Inhalt der germanischen Hinterlassenschaft Böhmens eine merkbare Verringerung erkennen lassen, so kann man doch sagen, daß die alten Wohnsitze im allgemeinen behauptet wurden. Ob man aber diese germanische Bevölkerung noch als Markomannen ansprechen kann, ist eine andere Frage... Daß mit dem Schwinden des Namens nicht auch der ihn ursprünglich tragende Stamm spurlos untergegangen ist, beweist seine Hinterlassenschaft, die den Grundstock jener Kultur bildet, die die in Böhmen neu in Erscheinung tretende germanische Gemeinschaft umschreibt... Unbedingt aber muß es auffallen,

daß diese Hinterlassenschaft in weitgehendem Maße der der Thüringer in Mitteldeutschland angeglichen erscheint... In Böhmen selbst tritt mit Beginn des 6. Jahrhunderts eine andere germanische Hinterlassenschaft in Erscheinung, die den Langobarden zugeschrieben werden muß."

b) Ebenso wenig bieten die Quellen den leisesten Anhaltspunkt dafür dar, daß zu irgend einem Zeitpunkte, auch nicht im 6. oder 7. Jahrhundert, etwa eine neue slawische Bevölkerung ins Glatzer Land eingewandert wäre. Alles, was man darüber bisher zu lesen bekommen hat, ist Import aus dem tschechischen Ausland gewesen und beruhte in letzter Linie auf Š. Palacky, dessen Anschauungen durch gefälschte Handschriften in der tendenziösesten Weise infiziert gewesen sind. „Von böhmischen Slawen ist" — nach H. Preidel (Germ. in Böhmens Frühzeit 30) — „erst 791 die Rede, als der Frankenkönig Karl der Große ein Heer aus Sachsen und Friesen per Behaimos, also durch das Gebiet der Bewohner Böhmens, gegen die Awaren Ungarns schickte".

Der einzige Beweis, der von Maetschke, Klemenz und Graebisch für die fiktive Einwanderung von Slawen ins Glatzer Land hat ins Feld geführt werden können, ist die Berufung auf die angeblich tschechischen Ortsnamen gewesen. Wie aber diese in Wirklichkeit aussehen, haben meine Studien über den Namen Kudowa und die der Herrschaft Hummel dargetan und werden weiterhin die folgenden Blätter zeigen.

c) Die einzige Änderung, die in der Folgezeit eingetreten ist, war die, daß auch das Glatzer Land mit seiner bisherigen, seit dem Markomanneneinzug bereits bodenständigen germanischen Bevölkerung unter böhmische Oberhoheit gekommen ist und zwar auf Grund eines rein äußerlichen, politischen Vorgangs, den man bloß auf Grund der folgenden Tatsachen zu würdigen braucht, um zu erkennen, daß ihm die umwälzende Bedeutung gar nicht zugekommen sein kann, die man ihm auf Grund der Palackyschen Geschichtsauffassung bisher beizumessen beliebte.

Erstens. Wohl ist es wahr, daß als nach langem Versiegen aller Nachrichten im Jahre 807 zum ersten Male wieder in

fränkischen Quellen der Name „Beheim“ auftaucht, dieses als „das Land der Slawen, welche Böhmen genannt werden,“ bezeichnet wird. Dabei wird aber unbedingt berücksichtigt werden müssen, daß Böhmen in den Jahren 630 bis 940 einen eigentlichen Staat überhaupt noch nicht gebildet, sondern lediglich aus dem Prager Herzogtum bestanden hat, neben dem sich in dieser Zeit auch noch das Fürstentum Libitz bildete, an dessen Spitze die adlige Familie Slawniks gestanden hat. Und im Verlande dieser zweiten Herrschaft treffen wir das Glager Land, als der Name seiner Hauptstadt dem Prager Chronisten Cosmas († 1125) zum ersten Male aus der Feder floß, denn dieser erwähnt als zum Gebiete der Fürstenfamilie Slawnik gehörend zum Jahr 981 auch: contra Poloniam castellum Cladzco situm juxta flumen nomine Nizzam. Daß aber das gar nicht weiter auffallend sein kann, hat schon J. Coserth (Mitt. Inst. öst. Geschichtsforsch. Bd. II [1881] S. 15 ff.) durch den Hinweis begründet, daß es sich bei der Familie Slawniks um ein dem deutschen Kaiserhause nahe verwandtes Geschlecht gehandelt hat.

Zweitens. Daß danach auch nicht von einer irgendwie gearteten Unterwerfung der alteingesessenen germanischen Bevölkerung unter den slawischen Machtwillen die Rede sein kann, ist allgemein anerkannt, „denn niemals sind — nach C. Schmidt (II, 2. 213) — die kriegerisch überlegenen Deutschen in jenen Zeiten vor den slawischen Völkern zurückgewichen“. Von den Usipetern und Tenkterern z. B. hat Caesar die Nachricht verzeichnet: „Die Germanen fangen weder zuerst mit den Römern Krieg an, noch weichen sie, wenn man sie reizt, der Entscheidung durch die Waffen aus. Denn es ist die Gewohnheit der Germanen, die sie von den Vorfahren ererbt haben, gegen jeden, der sie angreift, sich zu wehren, aber nicht, sich auf Bitten zu legen.“

Die Tatsache, daß trotzdem eines Tages die alteingesessene germanische Bevölkerung des Glager Landes unter böhmischer Oberhoheit stand, ist vielmehr einzig und allein aus dem Umstande zu erklären, daß Böhmen damals staatsrechtlich im Verlande des deutschen Reiches sich befunden hat, was ja auch schon der berühmte Aeneas Sylvius mit

dem Hinweis besonders hervorgehoben hat, daß Böhmen damals nicht nur politisch unter dem deutschen Reiche gestanden, sondern auch dem deutschen Kulturkreise angehört hat. Bohemia quamvis slavonico sermone utitur, sub imperio tamen germanico sese continet et moribus utitur theutonicis (Germ. cap. 47). Mit vollem Recht hat darum auch H. Hirsch (Jahrb. I. 29) diese Tatsache „ein Hauptstück böhmischer Geschichte“ genannt und dazu ausgeführt: „Das Abhängigkeitsverhältnis, in das die zur Einheit emporwachsenden slawischen Stämme an der Moldau und der oberen Elbe zum deutschen Reiche schon frühe gerieten, war eben kein drückendes, es war nicht verbunden mit der Absetzung des einheimischen Fürstenhauses und mit der Bedrückung des tschechischen Volkes. Im Gegenteil, die deutschen Kaiser waren es, die aus den Herzogen von Böhmen Könige gemacht haben, unter deren Führung das Land staatsrechtlich in das Deutsche Reich förmlich hineinwuchs. War der König von Böhmen im 13. Jahrhundert bereits Kurfürst des Deutschen Reiches und damit jedem Herzog gleichgestellt, der an der Spitze eines deutschen Altstammes stand, so wurde der Renaissancestaat an der Moldau, für den Kaiser Karl IV. die Grundlagen schuf, vollends der erste im Deutschen Reich überhaupt. Nur die weitmaschige Organisation des Reiches, das über jedem Landesfürsten, auch wenn er den Königstitel führte, noch einen Kaiser als Oberhaupt kannte, hat eine solche Entwicklung möglich gemacht. Als deutscher Reichsfürst aber durfte der Herrscher Böhmens ebenso Hausmachtspolitik treiben wie alle anderen Fürsten... Deshalb wurden die Einverleibungen von Grenzlanden auf der deutschen Nachbarseite nicht als Entfremdungen gefühlt. Böhmen war ja von Deutschland nur durch Landesgrenzen, nicht durch Auslandsgrenzen getrennt. Solche hat erst die kleindeutsche Politik Bismarcks im Prager Frieden von 1866 geschaffen. Jedes andere Verhältnis Böhmens zum Deutschen Reich hätte eine derartige Erweiterung der Grenzen unmöglich gemacht.“

Drittens. Ein Vorkommnis aus frühester Zeit dürfte in dieser Hinsicht besonders lehrreich sein. Nach Thietmar von Merseburg (IV. 9) hat nämlich um das Jahr 990 Miseco von

Polen dem Böhmenherzog Boleslav II. ein Stück Land entriß, da Thietmar den letzteren von Miseco die Zurückgabe des „regnum sibi ablatum“ verlangen läßt. Wohl hat er dabei keinen Namen genannt, es liegt aber auf der Hand, daß es sich dabei nur um schlesisches, wahrscheinlich sogar um das Glatzer Land gehandelt haben kann. Tatsächlich ist das genannte Land ja auch an Böhmen zurückgekommen. So wenig aber die zufällige Erscheinung, daß dieses umstrittene Gebiet eine Zeit lang zu Polen gehört hat, dazu berechtigen kann, seine Bevölkerung für diese Zeit als eine „polnische“ anzusprechen, ebensowenig wird man aus der Eingliederung des Glatzer Landes in den böhmischen Staatsverband die Folgerung ziehen dürfen, daß es eine „slawische“ Bevölkerung aufgewiesen haben müsse. Wie man in Glatz selber späterhin die Zugehörigkeit zu Böhmen beurteilt hat, geht klar aus dem Schreiben des Glatzer Landeshauptmanns, Christoph von Schellendorf, vom 2. Februar 1578 hervor: „Die Grafschaft Glatz ist von Alters her eine Erbschaft für sich selbst gewesen, und die früheren Herrn und Inhaber der Grafschaft haben ein dominium directum et utile gehabt . . . Wenn es sich um Steuern gehandelt hat, so ist immer mit diesem Ländchen durch besonders deputierte Kommissarien zu Glatz verhandelt worden. Die Glatzer Ritterschaft untersteht also nicht dem böhmischen Landrechte.“ Wie eifersüchtig man aber diese Sonderstellung allezeit verteidigt hat, zeigt die Eingabe vom Jahre 1674 (Pf. A. Glatz: Lit. Q. 2), in der die Glatzer Stände mit den Worten dagegen Einspruch erhoben haben, das Glatzer Land als einen bloßen Kreis von Böhmen anzusehen, denn dort heißt es: „Es ist aus den historicis leicht erweislich, daß von Alters her die Grafschaft Glatz bald den Königen in Polen, bald den Königen in Böhmen, bald den Fürsten in Schlesien eigentümlich und zuständig gewesen ist, und daß solche Inhaber mit ihr nach eigenem Belieben ohne alle Befragung der Stände des Königreichs Böhmen disponiert haben, bis Ferdinand I. anno 1560 selbige wieder bekommen hat und sie dann bei den böhmischen Königen verblieben ist. Es ist weder erhört worden, noch zu lesen, daß die Grafschaft jemals ein Kreis des Königreichs Böhmen gewesen sei oder

in Supplementum der böhmischen Verwilligungen irgend etwas habe beitragen dürfen; sie ist vielmehr als ein inkorporiertes Membrum, wie Schlesien und Mähren, geschägt worden. Alle Kontributionen sind von ihr absonderlich und inpedenter von den böhmischen Landtagschlüssen begehrt und bewilligt und immediate in die königliche Kammer, meist aber in das Prager Ober-Steueramt abgeführt worden."

Grenzlandschicksal ist ja zu allen Zeiten stets das Gleiche gewesen. Wo aber ein Grenzlandvolk die Güter seiner nationalen Kultur auch unter fremder Oberhoheit so zäh und zielbewußt, wie das Glatzer, verteidigt und sich erhalten hat, da ist es ein himmelstreichendes Unrecht, wenn deutsche Gelehrte darüber einfach zur Tagesordnung übergehen und ein solches Land als slawisch verschreien. Wo es aber gar auf derart anfechtbare Gründe hin geschieht, wie es bisher beim Glatzer Land der Fall gewesen ist, da grenzt das in der Tat, wie Wittig festgestellt hat, an Verrat am eigenen Volk und an der eigenen Sache.

III. Das Argument aus den urkundlichen Namensformen stellt nun den unverständenen Namen des Hauptflusses des Landes mitten in den Rahmen dieser topographischen und geschichtlichen Gegebenheiten und geht bei seiner Beurteilung zunächst von folgenden feststehenden Belegen aus: 981 Nizza; 1115 Niza; 1201 Nissa; 1289 Nysa, Nycza; 1310 Niza; 1350 Neyse; 1367 Nyse; 1376 Neise; 1561 Neiß. Irre ich nun nicht, dann tragen jetzt schon diese Namensformen ein völliges anderes Gepräge, als sie es nach den bisherigen Deutungsversuchen aufzuweisen schienen.

1. Geschichtlich beurteilt, besteht nämlich gar keine andere Möglichkeit, als die, den Neißnamen als eine germanische Wortbildung anzusehen und zu behandeln.

a) Daß der Name Neisse eine slawische Wortbildung darstellen könnte, ist bei seinem hohen Alter restlos ausgeschlossen, ganz abgesehen davon, daß die bisher behauptete Glatzer slawische Geschichtsperiode niemals etwas anderes als eine aus dem tschechischen Ausland importierte Geschichtsfabel gewesen ist.

b) Ob sich weiterhin unter dem Namen der Neisse etwas Illyrisches oder Keltisches denken läßt, vermag nicht

zu interessieren. Denn von Belang ist nicht die Frage, was sich irgend ein Gelehrter über die sprachliche Bedeutung des Neißename am grünen Tische zusammenreimt, ausschlaggebend kann lediglich die Frage sein, was sich die Germanen, die wir als die ersten wirklichen Besiedler des Landes kennen gelernt haben, bei diesem Namen gedacht haben und, daß das aus keinem Wörterbuch herausgelesen werden kann, ist so klar, daß es nicht besonders betont zu werden braucht.

2. Sprachlich ergeben sodann die aufgeführten Belege, daß der Name der Neiße, der von dem Prager Chronisten Cosmas um 1100 zum Jahre 981 zum ersten Male angeführt wird, im Augenblicke seiner ersten Niederschrift bereits eine sprachliche Entwicklung von rund 1100 Jahren hinter sich gehabt hat, d. h. also bereits erheblich länger durch der Leute Mund gegangen war, als die Zeit ausmacht, die seit seiner ersten schriftlichen Fixierung bis heute verfloßen ist. Was das bedeutet ist klar: Es geht daraus hervor, daß mit der allergrößten Wahrscheinlichkeit der Name des Flusses in seiner ursprünglichen Form gar nicht mehr auf unsere Tage gekommen ist, daß wir vielmehr in dem Namen von heute eine Bezeichnung vor uns haben, die sich im Laufe dieser langen Zeit, genau so wie sich die Münzen abgreifen, wenn sie durch die Hand der Leute laufen, abgeschliffen hat. Schon Raugel hat in seiner „Anthropogeographie“ das Wort geprägt, daß alte Namen „Versteinerungen“ bzw. „Leitfossilien“ sind und auch M. R. Buck hat ihnen nachgesagt, daß sie „Petrefakten gleichen, welche nur der deuten kann, der mit dem Auge seines Geistes in die Tiefen der Erde dringt; sie gleichen eingeritzten Runen, die zwar lebendige Zeugen längst verschollener Tage sind, deren Sprache aber nur jenen Wenigen verständlich ist, die vom Meth der Asen, aus dem Becher des höheren Wissens geschlürft.“ Wenn von irgend einer Glazer Namensbezeichnung, dann gilt das vom Namen der Neiße. Darum wird auch unsere Aufgabe darin bestehen müssen, diesen unverständlichen Namen derart in das helle Scheinwerferlicht der maßgebenden wissenschaftlichen Argumente hinein zu stellen, daß er sich langsam wieder mit Blut und Leben füllt und wir in die Lage kommen, das, was er im Laufe der Zeit

durch Abschleifung und Verkürzung eingebüßt hat, so zu ergänzen, daß er schließlich in seiner ursprünglichen Form und Gestalt von neuem vor uns steht.

3. Inhaltlich wird zuletzt erneut daran erinnert werden müssen, daß in dieser ältesten Flußbezeichnung des Landes in keinem Falle eine derart nichtsagende Bedeutung wie „Niederungsfluß“ enthalten sein kann. Denn, abgesehen davon, daß eine solche Erklärung für die Neisse gar nicht zutrifft, leben in den ältesten Flußnamen frühere Landschaftsbezeichnungen weiter, die mit fließendem Wasser von Haus aus überhaupt nichts zu tun gehabt haben. Und da, wie wir gesehen haben, durch die germanische Landnahme der Glatzer Boden überhaupt zum ersten Male besiedelt worden ist und sich demgemäß nur in einem völlig primitiven Zustand befunden haben kann, vermag ich von allen bisher laut gewordenen Äußerungen über den Neisse-Namen bloß die Angabe von E. Schwarz bestehen zu lassen, daß die endgültige Deutung dieses viel umstrittenen Namen bloß „einen ganz einfachen Sinn“ ergeben kann.

IV. Das Argument aus der deutschen Namengebung sieht sich nun in anderen deutschen Sprachgebieten nach ähnlichen Namensbezeichnungen um und prüft dabei, ob und inwieweit von diesen ein erwünschter Lichtstrahl auf den infolge Abschleifung völlig unverständlich gewordenen Namen des Glatzer Hauptflusses fällt. Denn J. Schmidtkonz (R. B. 1905 S. 366) hat mit seiner Feststellung durchaus Recht gehabt: „Wie die Bearbeitung des Diamanten nur wieder durch Diamanten möglich ist, so können auch gewisse dunkle Flurnamen nur wieder durch ihresgleichen gezwungen werden, uns ihr ursprüngliches Antlitz zu zeigen.“

1. Wenn ich dabei zunächst aus Hessen den im Kreise Fulda gelegenen Ort Niesig anführe, so deshalb, weil sich nach Maetjke gerade von dort die „unumstößlichsten Beweise“ in Sachen der Glatzer Frühgeschichte holen lassen sollen. Der genannte Ort hat nun in folgenden Belegen urkundliche Erwähnung gefunden: 12. Jahrhundert Nusazi, Nusazi. 1250 Nusaze. 1410 Nüesse. Nüess. 1583 Nüesses. 1597 Nuesses. 1613 Nüssig. 1631 Nüssig. 1796 Niesig. Diese Formen aber hat der

anerkannte hessische Namenforscher Th. Haas (S. 6. Bl. 8. Jg. [1909] S. 9), wie folgt, erklärt: „Aus Niuwi-giſāzi, Niuſāzi (Neue Siedlung) entwickelte sich in der mittelhochdeutschen Periode Niuſaeze, Nüſeze. Im 16. und 17. Jahrhundert kommt für Nüses die Form Nüſſig oder Niſſig auf, entweder durch Diffimilation oder vielleicht auch infolge Anlehnung an die in der Volkssprache auf — ich endigenden Namen der Nachbarorte. Auffallend ist, daß sich ebender selbe Vorgang in einem Ortsnamen der fränkischen Schweiz findet: Neufſig aus Neufes (a. 1520); angeblich ist er hier durch die Volkssprache —ſi für — ſes hervorgerufen worden.“ Und eine ganz ähnliche Wortbildung dürfte im Namen Nauſes im hessischen Kreiſe Ziegenhain vorliegen, da dieser im Jahre 1250 Neuenſezen gelautet hat.

2. Noch viel näher liegt es in diesem Falle in Mainfranken, d. h. dem Gebiete des ehemaligen Stiftes Bamberg, Umschau zu halten und zwar aus einem doppelten Grunde.

a) Zunächst fällt nämlich gerade hier die große Häufung von Namen auf, die mit dem der Neife die frappanteste Ähnlichkeit aufzuweisen haben. Ich nenne z. B.: Neufes (Ober-, Unter) im B. A. Bamberg II; 1278 Nufes; 1303 Altenuwſeß, Nüwſeß; 1409 Neufes. Nach A. Ziegelhöfer und G. Hey (Die O. N. d. Hochst. Bamberg [1911] S. 39) „zum neuen (Wohn-)Sitz (ahd., mhd. ſēz Sitz, Wohnſitz). — Neufes im B. A. Ebermannstadt, um 1350 Neufſez. 1375 Neufſezze, 1520 Neufes. (Ebd. 61.) — Neufes im B. A. Forchheim, 1371 Neufſez. 1430 Neufes (Ebd. 85). — Neufes (Groß-Klein) im B. A. Hochstadt a. Aisch, 1303 Nüſeß. 1692 Klein Neufes (Ebd. 105). Diese Namentreihe aber hat Ch. Beck durch die Belege ergänzt: 1326 zu Neufſazze, Dorf bei Hochstet; 1340 zu Großen- und Kleinen Neufſeße; 1336 zu wenigen Neufſez bey Hochstet; 1440 Kleinneufſeß; 18. Jahrhundert Großen-, Klein Neufes. — Neufes im B. A. Kronach, 1333 Neufſezze; 1520 Neufes (Ebd. 127); Neufes am Main, im B. A. Lichtenfels, auch Oberneufes, 1203 Nuſaeze; 1299 Neufſeße; 1299 Neufſeße; 1301 Neufſes; 1322 Neufſeße; 1349 villa Nüſes; 1342 Neufſeß; 1567 Neufes (Ebd. 152). — Unterneufes im B. A. Staffel-

stein, 1149 Nuiſeze; 1157 niuſeze; 1240 nuſe3ze; 1316 Neweſeze; 1520 Neuſes. — Ebendahin gehört auch Neuſig im B. A. Pegnitz, 1415 Newſes unter dem Kutzdientain gelegen; 1520 Neuſes; 1692 Neuſig. Neuſig für Neuſes findet ſich öfters, z. B. Höfen- und Reckenneuſig Unterfr., Rabennäuſſig Thür., 1520 Raben Neuſes (Ziegelhöfer und Hey [1920] S. 191). Ferner hat Ch. Beck (Die O. N. des Rißthales [1926] S. 10, 23, 50 u. 64) dazu angeführt: Hirſchneuſes im A. G. Erlbad (1432 Newſes peym newenhoff; 1617 Hirsneuſes) und Herrenneuſes im A. G. Neuſtadt.

Wie viel Spürſinn mitunter dazu gehört, dieſer uralten Wortbildung wieder auf die Spur zu kommen, können folgende Namen beweifen, die Ch. Beck (S. 112 u. 114) aus dem fränkischen Pegnitztal angeführt hat: Naſnitg, Newſhof, Wüſtung bei Pollanden, Neuſleſhof zu Bommer und Neuſles bei Gräfenberg. Daß ſie aber alle auf den Begriff „Neuſig“ zurückgehen, beweifen die urkundlichen Namenformen, da Naſnitg im Jahre 1119 Nuſeze, 1355 und 1470 Newſe3ze, 1613 Neuſäß und Neuſles, im Jahre 1421 Newſes, 1517 Neuſeß, 1594 Nüſſes geheißen hat.

b) Die Frage nach der tieferen Urſache dieſer auffallenden Namensähnlichkeit führt alsbald zu folgenden hochbedeutſamen Feſtſtellungen:

Erſtens. In dem durch das Vorkommen der vielen „Neuſes“-Namen gekennzeichneten Gebiete, d. h. zwiſchen Rhein, Main und der ſilva Hercynia, etwa zwiſchen Bamberg und Regensburg, haben nach Tacitus (Germ. 28) zunächſt die Helvetier gewohnt, die ſich im 3. Jahrhundert v. Chr. in die Schweiz gezogen haben. Dementsprechend erſcheint dieſes von ihnen verlaſſene Gebiet auf der Karte des Ptolomäus als „helvetiſche Einöde“. Dieſer bisher ganz allgemein verbreiteten Anſchauung gegenüber hat ſich neuereſtens allerdings H. Preidel (Germ. in Böhmens Frühzeit 12) dahin ausgeſprochen, daß „für die Rheinſtöben, zu denen auch die Markomannen zu zählen ſind, eigentlich nur die in der Wetterau bis gegen Gießen und die in der Gegend des unteren Maines bis gegen Würzburg gemachten Funde in Frage kommen“. Ich perſönlich glaube, daß ſich beide Anſchauungen inſofern auf

einer mittleren Linie vereinbaren lassen, als in Wirklichkeit mehr das heutige Mainfranken, insbesondere das Gebiet des ehemaligen Stiftes Bamberg und des ehemaligen Fürstentums Bayreuth bis in die Gegend von Plauen, als ehemaliges Siedlungsgebiet der Markomannen anzusehen ist und werde das bei Gelegenheit auch näher begründen.

Zweitens. Dieses Gebiet, so hat soeben noch R. Much (Die Germ. d. Tacitus in: Germ. Bibl. V. Reihe 3. Bd. [1937] S. 368) zusammenfassend festgestellt, erhielt dann „als brachliegendes Grenzland vom Standpunkt der Mainsweben aus den Namen Mark. Aus suebischen Siedlern, die sich hier niederließen, vielleicht mit einer besonderen Verfassung und zu dem Zweck des Grenzschutzes, erwuchs in der ersten Hälfte des letzten vorchristlichen Jahrhunderts der neue Stamm Marcomanni. Ihr Name erklärt sich durch mhd. marcman, „Grenzhüter, Bewohner einer Mark“. Neben dem Volksstamm der Markomannen siedelten in jener Zeit die Quaden, insbesondere erscheinen sie nach L. Schmidt (Gesch. d. germ. Frühzeit [1825] S. 51) „zur Zeit ihrer größten Ausdehnung im Besitze der Flußgebiete von Fulda, Schwalm, oberer Lahn und Nidda, nördlich bis zum Meißner hin.“

Drittens. Diese beiden germanischen Völkerstämme haben wir nun in der Zeit von 9—2 v. Chr. ihre alten Sitze verlassen und nach Böhmen bezw. Mähren wandern sehen, um den Bedrängungen der Römer vom Rhein her aus dem Wege zu gehen. Unter ihrem Edeling und späteren König Marbod gründeten die ersteren in Böhmen ein mächtiges Reich, dem fast alle suebischen Stämme, unter ihnen auch die Varisten und Hermunduren, untertan waren. Auf welchem Wege die Markomannen und Quaden nach Böhmen und Mähren gekommen sind, ist nach H. Preidel (Germ. in Böhmens Frühzeit 12) „vorläufig nur zu vermuten. In Betracht kommen nur zwei Wege, die Verbindung des Mainbeckens mit dem Egertale und der Weg durch die Straße von Furth im Walde, der zweifellos bequemer war.“

Das Ergebnis dieser Feststellungen ist in der Tat nicht wenig bedeutungsvoll. Sind wir doch dabei sowohl in Mainfranken, wie im baltischen auf zwei verschiedene brachliegende

Grenzmarken gestoßen, die beide nacheinander von dem gleichen germanischen Volksstamm der Markomannen besiedelt worden sind und sich im wesentlichen bloß dadurch unterscheiden haben, daß das mainfränkische Gebiet bereits vorher von einem anderen germanischen Stamm bewohnt gewesen ist, während das Glazer Land bis zur Ankunft dieses Volkes sozusagen Neuland war. Wenn wir nun in dem an zweiter Stelle genannten markomannischen Siedelland, nämlich der heutigen Grafschaft Glaz, auf eine frühgeschichtliche Namengebung stoßen, die, sei es in ihrer Abstammung auf den Grenzlandsbegriff, sei es in einer derart auffallenden Wortähnlichkeit, wie wir sie zwischen dem Namen der „Neiße“ und denen der zahlreichen „Neuses-“Orte in der früheren Heimat der Markomannen haben feststellen können, dann liegt die Schlußfolgerung unabweisbar auf der Hand, daß es sich dabei um eine Namengebung handeln muß, die in beiden Fällen bloß aus dem gleichen geistigen Gefüge herausgewachsen sein kann, das heißt m. a. W., daß die sprachliche und begriffliche Übereinstimmung in der Namengebung des oberfränkischen und des Glazer Landes das schlagendste Argument dafür darstellt, daß in der Tat die frühgeschichtliche Entwicklung dieser beiden Gebiete vom gleichen Volk der Markomannen getragen worden ist.

V. In der Tat vermag das Argument aus der Sprachwissenschaft nunmehr die schlüssige These aufzustellen, daß auch der vielumstrittene Name der Neiße mit dem Namen der Neuses-Orte die größte sprachliche Verwandtschaft aufzuweisen hat, da er, ähnlich wie diese, aus dem gleichen Grund- und Bestimmungswort zusammengesetzt ist und beide auch heute noch, wenn auch in zusammengezogener, verstümmelter Form enthält.

1. Als Bestimmungswort steckt in ihm das Stammwort „neu“, goth. niujis, ahð. niuwi, niwi, mhð. niuwe, niwe, niu, mnd. nie, nige, nigge, nuwe. Im Namen von Neustadt im Bezirk Aschaffenburg erscheint es im Jahre 1151 als „niestad“ und im Namen des bayrischen Neufahrn hat es sich, wie folgt, entwickelt: 740 Niwarin, 804 Niwiwara, 816 Niuiifarom, 980 Niwaron (ZONZ. I. 202). Wenn man nun daraufhin den

Namen der Glazer Neisse mit den oberfränkischen „Neuses“-Namen näher vergleicht, dann kommt man zu folgenden Feststellungen:

a) Zunächst fällt auf, daß unter den älteren Glazer Namen der der Neisse der einzige ist, der mit „neu“ zusammengesetzt ist, während in Oberfranken die mit diesem Stammwort gebildeten Namen außerordentlich zahlreich sind. Die Erklärung ergibt sich unschwer aus der Tatsache, daß die Markomannen bei ihrer Einwanderung ins oberfränkische Land dort bereits zahlreiche Niederlassungen angetroffen haben und im Gegensatz zu diesen ihre Neugründungen auch als solche bezeichnet haben. Bei ihrer Besitzergreifung des Glazer Landes ist dieses aber so gut wie unbefiedelt gewesen, so daß die Bezeichnung „neu“ für das Land vorzüglich paßte, während die mit „neu“ zusammengesetzten Glazer Orte erst einer Zeit entstammen, in der sie im Gegensatz zu inzwischen entstandenen älteren Siedelungen als „neu“ bezeichnet werden konnten, wie z. B. Neudorf, d. i. „das neue Waltersdorf unter dem Silberberge“, Neundorf, d. i. „das neue Ebichartsdorf“ und Neurode, d. i. „vom neuen Rode“. Es liegt also in dieser Feststellung bloß die Bestätigung der auf historischem Wege bereits gewonnenen Erkenntnis vor, daß von einer wirklichen Besiedelung des Glazer Landes erst von dem Augenblick der Einwanderung der Markomannen die Rede sein kann.

b) Die festgestellte Identität des Bestimmungswortes in den oberfränkischen „Neuses“-Namen und in dem der Glazer Neisse ist ja bei dem letzteren in der Form „Neuß“ oft und frappant genug ans Tageslicht getreten. So z. B. steht — um nur ein paar Belege anzuführen — in der Ptolomäusausgabe von Jakob Fleßler und Georg Uebelin vom Jahre 1513 der Fluß als „Neußa“, die gleichnamige Stadt als „Neusse“ verzeichnet. So ist in dem Glazer Privilegium Kaiser Ferdinands III. vom 15. Januar 1629 die Rede von „den zweien Flußwasser, Neuß und Weistritz, Neuß vom Rothen Berg bis zum Dorf Marischau“. So wird Neißbad im Jahre 1635 als „Neußbad“ und in der Rolla von 1653 als „Dorf Neußpacher“ bezeichnet. So hat die Stadt Neisse bereits im Jahre 1474 ihren „Neusser Krieg“ (Jt. 20. 176)

gehabt und auf der Karte des „Schlesischen Kriegs Theatrum 1741“ steht sie, genau wie der Fluß, als Neus verzeichnet.

2. Als Grundwort vermag dann aber nur das uralte Stammwort *ſiozza* bzw. *ſiaza* in Betracht zu kommen, das z. B. in den Ortsbezeichnungen *Mazzenſiozzo* und *Wolfpoldesſiuzza* aus dem 9. Jahrhundert noch in seiner vollen Form erhalten ist. Schon *Dilmar* (*ſieſſ. W. B.* 45; *Kurh. Idiot.* 384 u. *ſieſſ. Zt.* 1. 270 und 4. 93) hat von ihm gehandelt; endgültig ist es aber erst von *Grimm* (*Zt. f. dt. Alt. Bd.* II [1842] S. 7. *Kl. Schr.* V. 332 u. VII. 95 f.) mit der Feststellung wieder ans Licht gehoben worden: „In dieſem *io*, *ia* einen Diphthong der fünften Ablautsreihe, also ein goth. *iu* anzunehmen, verbietet die völlige Abwesenheit einer goth. Wurzel *ſiut*, *ſaut*, *ſut* oder ahd. *ſioz*, *ſôz*, *ſuz*. Es ſcheint also nur übrig, eine Brechung *io* = *ë* oder urſprüngliches *i* zu vermuten, ſo daß unſer Wort der bekannten Wurzel *ſit*, *ſat*, *ſêt* oder ahd. *ſiz*, *ſaz* *ſaz* anheim fiele, was ſich auch mit der Bedeutung Grundſtück oder Beſitzung wohl vereinbart.“ Ungleich klarer hat dann *W. Arnold* (*Anſ. u. Wand.* 358 u. 533), wie folgt, den Sinn und die Bedeutung dieſes vielgebrauchten Stammworts herausgeſtellt. „Das ältere Wort für Weidewegut iſt ahd. *ſiaza*, *ſieza*, *ſioza*, ſpäter *ſoze*, *ſuze*, jetzt *ſüß*... Gehört das Wort, wie *J. Grimm* vermutet, zu *ſizan*, ſo würde es ſoviel wie Anſiedelung Beſitz bedeuten, das Angeliſchſiſche aber ergibt die beſtimmtere Bedeutung Weideweggrundſtück, Weidewegplatz für Rinder, ſo daß das Wort zwar eine feſte Niederlaſſung, aber vorwiegend zum Zweck der Viehzucht bezeichnet. In dieſem Sinn iſt es charakteriſtiſch für die Kultur der Germanen, wie ſie bis zur fränkischen Zeit fortgedauert hat, eine Kultur, die zwar feſte Niederlaſſungen kennt, aber der Hauptſache nach noch in Weidewirtschaft beſteht... So ſteht *Wolfpoldesſiaza* noch zu Anfang des 9. Jahrhunderts in den *Sangaller Urkunden*, ſo *ſiozza* mit der Erklärung *prædia* in einer *Fulder Gloſſe*. Es wird regelmäßig als *femininum* gebraucht.“

Abschließend ſtelle ich danach feſt, daß der Name der *Neiße* in ſeinem Urſprunge eine Zuſammeneſetzung aus den beiden Stammworten „*niuwie*“ und „*ſiozza*“ geweſen iſt. In den 1100 Jahren, die die Sprachgeſchichtliche Entwicklung dieſer

Namenzusammenfügung durchlaufen hat, bevor sie in den Quellen zum ersten Male verzeichnet steht, hat sie sich derart abgeschliffen und verkürzt, daß von ihrer ursprünglichen Lautform bloß die erste und die letzte Silbe übrig geblieben sind. So ist der Name Nizza zustande gekommen, ähnlich wie der kleinasiatische Name Nis aus Nesion, d. i. Insel, oder besser noch, genau so, wie der Name der Bayern als Verkürzung aus „Bai—haim—wari“ zu „Bai—wari“ entstanden ist. Und da diese Art der Verkürzung, wie bereits festgestellt, nicht etwa willkürlich vor sich gegangen, sondern auf Grund einer altdeutschen Kompositionsregel erfolgt ist, wird die Durchschlagskraft der neuen Deutung einem Zweifel nicht mehr unterliegen können.

VI. Das Argument aus der schlesischen Namensgebung. — Bei der Bedeutung des Neisse-Namens glaube ich, auch die frühgeschichtlichen Verhältnisse des Neisser Landes in meine Betrachtung einbeziehen zu dürfen, da mir dieses so viele Berührungspunkte mit dem Glazer Lande aufzuweisen scheint, daß man geradezu auf den Gedanken kommen muß, daß beide Glieder eines einheitlichen Kulturkreises gewesen sind, dessen früheste Entwicklung nicht nur von Siedlern der gleichen Sprache, sondern auch von Abkömmlingen des gleichen Blutes getragen worden ist.

1. Bedeutsam ist zunächst die Landesbezeichnung. Denn mit unserer Feststellung, daß die Neisse in ihrem Quellgebiet ihren Namen erhalten hat, verbindet sich alsbald das von W. Schulte (Rl. Schr. I. 89) für die schlesische Siedlungsforschung aufgestellte Gesetz: „Die Besiedelung folgt dem Laufe der Wasserrinnen und Flußtäler und geht hier stromaufwärts“. M. E. aber kann der Neisse-Name bloß von Glaz aus ins Neisser Land gekommen sein und, daß er hier in frühgeschichtlicher Zeit bereits eine wirkliche Landschaftsbezeichnung gewesen ist, geht daraus hervor, daß er dort noch heute im Namen der Stadt Neisse weiterlebt, der des zum untrüglichen Zeichen darum auch von Rechts wegen — und nicht nur in örtlichen Urbaren, sondern auch in hochoffiziellen Bischofs-, Fürsten- und Kaiserbriefen — konstant den Artikel führt, da es heißt: 1356 von der Nyse; 1350 czu der Neisse; von

der Neyffe (M. v. Bolkenhain, Script. 12, 6); 1490 furstentag zur Neyffe (Ebd. 126); 1497 zur Neiß, gen der Neiß; 1530 zur Neiß (11, 17); 1523 zcu der Neyffe (Ebd. 136); 1547 zcur Neyffe (155).

2. Was weiterhin die Besiedelung des Neisser Landes, das als territorium Nissense und terra Nissensis zum ersten Male in dem Vertrage erscheint, den Herzog Heinrich I. und Bischof Lorenz am 5. Januar 1230 miteinander geschlossen haben, so hat man nach Markgraf und Schulte (Cod. dipl. XIV S. XXXVI) bisher angenommen, daß es „gewissermaßen einen toten Winkel, fernab von dem Lärm des Völkerverkehrs in stiller abgeschlossener Waldeinsamkeit“ gebildet habe und nach der Zeit der Slawenbesiedelung erst zur Zeit der Ostkolonisation mit dem Deutschtum in Verbindung gekommen sei. Daß das nicht richtig sein kann, ergibt sich einmal aus seiner Lage mitten im Grenzwald und zweitens durch seinen Charakter als Passageland für die Straßenzüge über das Gebirge nach Mähren einer- und nach dem Glatzer Lande andererseits. Wird doch schon zum Jahre 1282 die strata publica versus Moraviam angeführt, die über Lipowa (Lindewiese) führte und noch in dem aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts stammenden Registrum Wratislaviense (Darst. u. Qu. III. 226) wird der Zoll in Neisse erwähnt und unter diesem Stichwort sind dann auch aufgeführt: currus qui veniunt de Goltz [Glatz!]; currus de Sweydnytz; currus de Oppauia [Tropau]; currus Cracouienses und currus Strelicensis. Damit aber ist klar, daß dieses Gebiet sich nachdrücklich schon in das Blickfeld der frühesten Siedler der benachbarten Landschaften drängen mußte und da sowohl das Mährische, wie das Glatzer Land in frühgeschichtlicher Zeit von germanischen Völkerschaften besiedelt gewesen sind, kann nicht der leiseste Zweifel daran bestehen, daß auch dieses gegebene Verbindungsland zwischen beiden in der Frühzeit seiner Geschichte von Germanen besiedelt gewesen sein muß. Nun hat aber schon W. Schulte mit besonderem Nachdruck festgestellt, daß Schlesien „bis zum Beginn des 5. Jahrhunderts n. Chr. von germanischen Stämmen bewohnt gewesen ist, die unter dem Namen der Lugier bekannt gewesen sind,“ und da

wir bereits von Strabo (VII. 290 ff.) wissen, daß die Lugier „ein großes Volk“ zum Markomannenreich des Marbod gehört haben, dürfte damit hinreichend klar sein, wie wir uns die kulturellen Beziehungen zwischen dem Glatzer und dem Neisser Lande zu erklären haben werden.

3. In der Tat hat die Namengebung des Neisser Landes mit der der Grafschaft Glatz so viele und so auffallende Berührungspunkte aufzuweisen, daß von selbst einleuchtet, daß diese nicht nur der gleichen frühgermanischen Zeit, sondern auch dem gleichen geistigen Gefüge entstammen muß.

a) Zunächst begegnen wir auch im Neisser Lande einem Fluß mit dem Namen Biele, den man zum Unterschiede von der Glatzer hier die Freiwaldauer Biele nennt. Entsprechend finden wir unter seinen Ortsnamen ein Bielau (1231 Bela), ein Mohrau (1284 Morow), ein Deutsch-Kamitz (Kempnicz magnum, 1284 duo Cameniza, Komentz, Kampnitz), ein Dürr-Kamitz (durre Kempnitz), ein Gläsendorf (Glasitdorf), ein Ludwigsdorf, ein Giersdorf, ein Hertwigswalde, ein Merzdorf, ein Hausdorf, ein Waltersdorf, ein Kungendorf, ein Arnsdorf u. a.

b) Dazu kommt, daß auch die Namengebung des Neisser Landes z. B. mit dem Ortsnamen Gesäß (1291 Gesetze; 1282 Syeszcz prope Pazcow; 1296 Dyezczec bei Patzchkau; 1328 Geseycz; 1527 zum Gesäß) deutlich nach Oberfranken weist, wo dieser Name außerordentlich häufig anzutreffen ist, z. B.: Gesees im B. A. Bayreuth; Gesees im B. A. Berneck; Gesee (Klein-) im B. A. Pegnitz; Wonses im B. A. Ebermannstadt; Fenkensees im B. A. Bayreuth usw. Daß es sich aber bei dem Neisser Namen, trotz aller Verballhornung der späteren Belege, bloß um eine urgermanische Wortbildung handeln kann, zeigt die urkundliche Wendung vom Jahre 1375: *allodium superius quod vulgariter Niethart nuncupatur in Gesese*. Und auch das hohe Alter dieses Namens kann nicht zweifelhaft sein, da es, außer durch die Konstruktion mit dem Artikel auch durch den Flurnamen „Niethart“ noch besonders bestätigt wird.

c) Damit aber scheint mir auch der Name des Dorfes Neunz in unmittelbarster Nähe von Neisse ein völlig neues

Gesicht bekommen zu haben, der in nachstehenden urkundlichen Belegen auf unsere Tage gekommen ist: 1226 Nownicz; 1260 Nuenicz; 1297 Niwonicz; 1299 Nynniz; ca. 1300 Nwoynicz; 1308 Nyny3; 1311 Nunicz; 1332 Newonicz; 1369 Neunicz; 1420 Newnytcz. Wenn nämlich A. Müller (3t. 57. Bd. [1923] S. 1 ff.) dazu ausgeführt hat, daß das Dorf „in vorgeschichtlicher Zeit eine slawische Ansiedelung und ein vorgeschobener Posten des alten slawischen Niza (Altstadt Neisse)“ gewesen sei und damit „die Stammwurzel des Wortes Neunz zurückgehe auf eine sehr ferne Zeit und sprachliche Bildungsstufe, in welcher der polnische Sprachzweig mit dem allen slawische Idiomen gemeinsamen altslawischen Stamme noch sehr nahe stand, also zurück bis zur Zeit der Einwanderung der Slawen in das nach der Völkerwanderung von den Germanen verlassene Schlesien,“ so zeigt das zur Genüge, wie groß auch noch in Schlesien die Macht der Vorurteile ist und wie man auch dort einen förmlichen Horror davor hat, um keinen Preis in die germanische Frühzeit des Landes zurückzugreifen. Dabei begibt es sich, daß nicht nur im Neisser Lande als solchem, nämlich in Köppernik, Konradsdorf, Graßwitz, Friedrichseck und Patzkau prähistorische Funde gemacht worden sind, sondern auch bei Kalkau ein frühgermanisches Urnenfeld zu Tage gefördert worden ist. Mehr noch: Gerade das als slawische Gründung ausgegebene Neunz hat an dem uralten Straßenzuge gelegen, der von Neisse über Oppersdorf durch das Gebiet des Grenzwaldes in das von Germanen dicht besiedelte Gebiet von Leobschütz führte und dort in die alte Bernsteinstraße mündete und es sagt wohl gerade genug, daß man in einer Sandgrube oberhalb Neunz ein Lager Mangan- oder Brauneisen-Steinerde entdeckte, das nur aus dem schlesisch-mährischen Gesenke dorthin gekommen sein kann, da solche Bodenarten in der Gegend nirgends heimisch sind. Daraus aber ergibt sich einwandfrei, daß Neunz nur eine germanische Gründung sein kann und demgemäß auch einen frühgermanischen Namen aufweisen muß, mag dieser auch im polnischen Munde noch so sehr verunstaltet worden sein. Und irre ich nicht, dann verrät jetzt auch dieser Name im Lichte

des neuen Forschungsergebnisses, das wir aus dem Namen der Neisse gewonnen haben, daß im Namen Neunz der Begriff „neuer Sitz“ insofern sogar übersteigert worden ist, als an den bereits abgeschliffenen Namen Neisse ein zweites „Neu“ gefügt worden ist, so daß Neunz in Wirklichkeit nichts anderes als „neues Neisse“, d. i. „neue Neuheimat“ bedeuten kann. Auch W. Schulte hat ja bereits in diesem Namen die Bedeutung „Neuwasser“ gesucht. Daß aber statt des zu erwartenden *hs* der heutige Name des Dorfes in der Endung ein *tz* aufweist, wird bei der früher üblich gewesenen Schreibung und dem polnischen Einfluß nicht weiter auffallen können.

Neue Heimat! Neue Heimat! Also hat das wunderbare Lied durch den kristallinen Dom geklungen, der sich vor meinem geistigen Auge aus den Wassern der Neisse über dem Grabe der Glager Vergangenheit emporgetürmt hat und also wird es fortan aus dem Namen der Neisse von neuem durch die Zeiten klingen. Denn da sich an dieser neuen Deutung, außer der Prophezeiung Dasmers, daß man sich beim Namen der Neisse auf „Überraschungen“ gefaßt machen müsse, auch die Vorahnung von E. Schwarz erfüllt hat, daß dieser Flußname „einmal einen ganz einfachen Sinn gehabt haben muß“, dürfte die sicherste Gewähr dafür, daß sie endgültig ist, in ihr selber liegen. Wohl ist der „einfache Sinn“ dieses Namens schon frühzeitig nicht mehr verstanden worden, wenn es aber wahr ist, daß es auch im Leben der Völker zuweilen zu gehen pflegt, wie im Leben der Menschen, daß bedeutsame Ereignisse aus ihrer Kindheit zutiefst in ihrer Seele haften bleiben, um sich auch in späten Tagen noch in irgend einer Weise an das Licht des Tags zu drängen, dann hat sich das auch an den historischen Erinnerungen erfüllt, die sich im Namen der Neisse bisher so tief verborgen gehalten haben und die sich, sowohl im Glager, wie im Neisser Lande, auch in späteren Tagen im Begriff und im Namen „Neuland“ immer wieder neue Geltung zu verschaffen wußten. Denn ich weiß von einem Neuland in der nächsten Nähe der alten Landeshauptstadt Glatz (1337 als man off daz Neulende get; 1345 und 1560 Neulende), ich kenne eins bei Habelschwerdt (1411 auf dem Neulende; 1560 vom Neulende in Altweistritz) und wenn ich gar der

Neiße außerhalb der Landesgrenzen folge, dann finde ich in der nächsten Umgebung der Stadt Neiße, daß dort Neuland (1494 das Neuland), ferner Mittel-Neuland (Altstadt: 1428 ane die alde stat zur Neiße) und Ober-Neuland eine zeitlang sogar Bezeichnungen von selbständigen Gemeinwesen waren. Ein noch viel stärkerer Beweis für die neue Deutung des Neiße-Namens stellt die Tatsache dar, daß die frühen Namengeber das Glatzer „Neuland“ wirklich zu einer neuen Heimat umgeschaffen haben, denn dafür werden die folgenden Blätter mit jedem ihrer Forschungsergebnisse immer wieder von neuem Bürge stehen.

7. Die Biele.

Zum Unterschiede von der Neiße gehört das Flußgebiet der Biele fast ausschließlich dem Habelschwerdter Kreise an und hat hier nicht nur zwei verschiedenen Dörfern, sondern auch einem großen, aus Gneis und Glimmerschiefer aufgebauten Gebirgsstock, der mit seinen Bergen und Tälern den ganzen südöstlichen Zipfel des Glatzer Landes füllt, den Namen gegeben. Es kann darum kein Zweifel darüber bestehen, daß auch dieser Name in die früheste Vergangenheit des Landes zurückverweist und damit bereits eine sprachliche Entwicklung von mehr als 1000 Jahren hinter sich gehabt haben muß, bevor er in der ersten schriftlichen Aufzeichnung auf unsere Tage gekommen ist. Wir werden darum auch seinem Verständnis nur dadurch wieder näher kommen können, daß wir nach der gleichen Methode, die beim Namen der Neiße zum Ziele geführt hat, auch dieses Mal den haltlosen Erklärungsversuchen der Vergangenheit eine neue Deutung gegenüberstellen, die, weil auf wirklich wissenschaftlichen Argumenten aufgebaut, auch wissenschaftlich allein zu überzeugen vermag.

I. Den bisherigen Deutungen des Biele-Namens steht insofern der Stempel ihrer inneren Haltlosigkeit geradezu auf der Stirn geprägt, als sie fast alle auf dem Märchen von der slawischen Frühbesiedelung des Glatzer Landes fußen.

1. Mit J. Kuzen (Die Gr. Glatz [1873] S. 19) haben bis in unsere Tage hinein alle wissenschaftlichen und unwissenschaftlichen

Kreife den Namen der Biele von tschech. Biala oder Bela, d. i. „die Weiße“, abgeleitet.

2. Auch Graebisch steht auf diesem Standpunkt, wenn er (Hbl. 1929 S. 158) freilich auch die Möglichkeit zugibt, daß „Biele und Weistritz Übersetzungen älterer germanischer Namen sein“ können. Das hat ihn aber nicht abgehalten, apodiktisch zu erklären: „Die Biele hieß Béla weißes Wasser“, obwohl er dabei den Namen in einer tschechischen Schreibung wiedergegeben hat, die in den Glazer Geschichtsquellen nirgends urkundlich überliefert ist. Die gleiche Anschauung muß aber von Klemen z (O. N. 41) als wissenschaftliches Dogma aufgefaßt worden sein, da er lediglich eine Tatsache mit der Behauptung festzustellen vermeinte, daß der Name dieses Flusses „natürlich von aßl. bélu „weiß“ kommt und die Farbe des schäumenden Wassers bezeichnet.“

3. Eine dritte Anschauung hat endlich A. Fische l (Zeit. d. Der. f. Gesch. Mähr. u. Schles. 24. Jg. [1922] S. 10) mit den Worten vorgetragen: „Der Flußname Biela (nach Cosmas Belina) im östlich angrenzenden Gebiet, in dem man wegen des allerdings völligen Gleichklangs nur die slawische Wurzel bel, bil (= weiß, glänzend) heraushören mag, könnte auch anderen Ursprungs, deutsch oder keltisch, sein. Bil heißt in diesen beiden Sprachen milde, gut und das Wort kommt auch sonst in Gegenden vor, in die nie eine slawische Einwanderung vorgegangen ist, in der Schweiz (Bieler See), Rheinprovinz, Frankreich, Spanien und Piemont (Biella).“

Alle diese Anschauungen sind restlos undiskutierbar, bis auf die Vermutung von Fische l, daß der Bielenname auch deutsch sein könne. Daß er nicht nur deutsch sein kann, sondern ist und sein muß, liegt aber derart klar auf der Hand, daß den folgenden Ausführungen bloß noch die Aufgabe zufallen kann, diesen Namen sinn- und sachgemäß zu deuten.

II. Die neue wissenschaftliche Deutung geht von der feststehenden Tatsache aus, daß in den ältesten Glazer Flußnamen alte Landschaftsnamen stecken und daß die alten Landschaften nach den maßgebendsten Eigenschaften des Bodens benannt gewesen sind und zwar entweder nach der Art seiner Verwendung oder nach der Art des Rechts-

verhältnisses, in dem die frühesten Siedler zu ihm standen. Nur, wer das nicht aus den Augen verliert, wird auch heute noch aus den orts-, kultur-, sprach- und namengeschichtlichen Gegebenheiten so viel Licht zu schöpfen im Stande sein, daß ihm auch ein derart dunkler Name wie der der Biele von neuem wieder verständlich wird.

1. Das Argument aus der Geschichte sieht sich zu allererst zu folgenden Feststellungen veranlaßt.

a) Schon bei seinem ersten Auftauchen in den Urkunden ist das ganze Gebiet des oberen Bielebals, das für die Benennung des Flusses bevorzugt in Frage kommt, Eigentum der böhmischen Krone gewesen. Es hat sogar eine Herrschaft mit eigener Gerichtsbarkeit gebildet, die nach der Burg Karpenstein benannt gewesen und vom König von Böhmen an die Familie von Gloubos als Lehen verliehen worden ist.

b) Auch als die genannte Herrschaft bald genug an die Krone zurückgefallen war, ist sie als solche bestehen geblieben und von Burggrafen verwaltet worden. Selbst nach der Zerstörung von Burg Karpenstein am 15. Juni 1443 ist sie nicht eingegangen, sondern als Kammergut verwaltet worden, bis es im Jahre 1684 zu ihrer Dismembration gekommen ist.

c) Damit aber sind wir auch in diesem Falle erneut auf den Unterschied gestoßen, der in frühgermanischer Zeit von so großer Bedeutung gewesen ist, nämlich den zwischen Gemeinde- und Sonderbesitz. Es wird darum gut sein, wenn wir auch dieses Mal die genannte Tatsache nicht aus dem Auge verlieren.

2. Das Argument aus der Topographie schließt alsbald dieser ersten zwei weitere bedeutsame Feststellungen an:

a) Seinen Bodenverhältnissen nach ist das ganze in Betracht kommende Gebiet von seiner Urzeit an ein gewaltiges und zusammenhängendes Waldland gewesen und fast bis in unsere Tage hinein auch geblieben. Nicht umsonst steht noch auf der Karte des Jonas Scultetus beim Schneegebirgsgebiet die vielstimmige Eintragung: „Zwischen dem Schneeberg und Wiesenberg ist die beste Wildbahn“.

b) Besonders entscheidend dabei ist, daß es sich bei diesem Walde um einen Teil des Grenzwaldes gehandelt hat, der auch an dieser Stelle die Nachricht von Cäsar bestätigt, daß die germanischen Völker den größten Wert darauf gelegt haben, möglichst weit um sich herum sogen. „Üblande“ bezw. breite Waldstreifen zu haben. Bei der großen Bedeutung aber, die den germanischen Grenzfluren im allgemeinen und, wie ich in meinen „Hummelmärchen“ nachgewiesen, denen des gläsernen Landes im besonderen zugekommen ist, kann kein Zweifel daran bestehen, daß auch der Grenzbezug in nachhaltiger Weise in die Namengebung gerade des oberen Bieleltals hineingespielt haben muß.

3. Das Argument aus den urkundlichen Namensformen stellt weiterhin die überlieferten Belege fest und zieht aus diesen in kritischer Würdigung die sich ergebenden Folgerungen.

a) Die Belege sind in diesem Falle besonders reich, so daß sich folgende Unterscheidung von selbst aufdrängt.

Erstens. Als Flußbezeichnung erscheint der Name in folgenden Wendungen: 1348 in der bele. 1349 visherey in der Beele. 1427 aus der Bela. 1497 Flusses der Bielaw. 1499 mit Wasser Byle genannt. 1614 die Biela.

Zweitens. Als Personenbezeichnung kommt der Name noch öfter vor, und zwar in folgenden Belegen: 1323 Petrus de Bela (lat.). 1337 Hensel von Bela (deutsch). 1342 Henselinus de Bela. 1350 Henzlinus de Biela (lat.); von der Bele. 1350 de Biela; von der Bele. 1353 de Bela. 1354 von der Bel. 1363 Joh. de Byla. 1364 de Byela. 1368 de Byela; de Byl. 1375. 1388. 1399 von der Bele. 1399 von der Bela; von der Biele. 1403 von der Bela. 1404 von der Bele. 1409 Hans von der Behla. 1416 und 1422 von der Biele. 1423 Martin von der Belen. 1458 Mikolajch Bele. 1470 Bel Hans. 1476 Der Dorwerker Bele. 1482 Hans Reichenspach, Beler genannt. 1486 Hans Bieler von Lutzendorf. 1490 Hans Reichenspach Bieler genannt, zu Lutzendorff geseßen. 1496 und 1498 desgl. 1499 Gebrüder Reichenspach von der Biele. 1500 Nickel Reichenspach Bieler. 1498 Hans Reichenspach, Biel Hans genannt, der Jüngste von Lutzendorff.

Drittens. Als Ortsbezeichnung kommt der Biele-Name in älterer Zeit nur außerhalb des Glazer Landes vor, da das heutige Bielendorf erst im Jahre 1606 gegründet worden ist. Es heißt: 1614 Neugersdorf im Hinderdorf oder das Neue Bielendorf; 1631 Püllendorf; 1653 ebenso. In der Mundart: „s' Bieldorf“ oder „'s Beeldarf“.

b) Aus der kritischen Würdigung dieser Belege ergeben sich nun die nachstehenden Folgerungen:

Erstens. Da die beiden ältesten Namensformen „in der Bele“ lauten, steht der deutsche Ursprung und Charakter des Namens unwiderleglich fest, auch ganz abgesehen davon, daß es gar nicht abzusehen ist, wie ein tschechischer Name überhaupt in dieses Gebiet gekommen sein sollte, da diesseits und jenseits der Grenze eine urgermanische Bevölkerung gesiedelt hat und die fiktiven Slavenmassen, von denen man bisher gefabelt hat, überhaupt nicht ins Glazer Land gekommen sind. Vor allem aber ist ja der Name der Biele in einer Zeit entstanden, in der von Tschechen überhaupt noch keine Rede sein konnte.

Die Form „Bela“, die man bisher als tschechisch angesehen und ausgegeben hat, hat mit diesem ausländischen Sprachidiom niemals auch nur das Allergeringste zu tun gehabt. Sie mit dem deutschen Charakter des Namens in Einklang zu bringen, wird sich später noch Gelegenheit bieten.

Zweitens. Die weitere Tatsache, daß der Name gleich mit dem Beginne der Urkundenzeit als Personen- bzw. Familienbezeichnung auftritt, beweist nicht minder unwiderleglich, daß es sich dabei in der Tat nicht um einen ursprünglichen Fluß-, sondern bloß um einen Landschaftsnamen gehandelt haben kann, aus dem erst später die Flußbezeichnung entstanden ist. Die in dieser Hinsicht aufgestellte Regel findet also auch in diesem Falle ihre eklatante Bestätigung.

Drittens. Geht man bei der Beurteilung des Namens „die Biele“ bzw. „die Beele“ davon aus, daß die meisten Namen aus einem Grund- und einem Bestimmungswort bestehen, dann kann das Grundwort bloß in der Silbe „le“ verborgen, im Bestimmungswort aber nur ein Wortstamm enthalten sein, aus dem sich sowohl die Form mit — ie, wie die mit — ee sprachlich herausentwickeln konnte.

4. Das Argument aus der deutschen Namengebung vermag nun durch Vergleichung mit ähnlichen Wortbildungen in anderen deutschen Sprachgebieten folgende gewichtige Feststellungen zu treffen.

a) Zunächst fällt die die weite Verbreitung der mit „Biel“ zusammengesetzten Namenbildungen auf.

Aus Oberfranken z. B., das sich soeben noch als ehemalige Heimat der Markomannen so nachdrücklich in unseren Gesichtskreis eingedrängt hat, nenne ich nur den Namen Beilenstein, der nach Ch. Beck (Die O. N. des Pegnitztales [1909] S. 66) im Jahre 1119 Pilenstein und im Jahre 1439 Peilstein gelautet hat. Noch viel aufschlußreicher aber dürfte der Name des vogtländischen Dorfes Pöhl sein, da er nach M. Benedict (Mitt. Alt. Ver. Plauen. 14. Jahreschr. a. d. Jahr 1900, S. 19) die gleichen urkundlichen Belege, wie der Glazer Biele-Name aufweist, nämlich: 1292 Bel, 1288 Bele, 1405 Beel, 1466 zur Bele, 1533 Poehla, 1545 Pehl, mundartlich Biel. Daß auch er nicht, wie Benedict gemeint hat, von dem slaw. belu, d. i. licht, hell, kommen kann, sondern fraglos deutsch ist, beweist allein die Konstruktion mit dem Artikel und für seine Deutung ist es wesentlich, daß der Ort, den er bezeichnete, nach C. v. Raab (Mitt. 15. Jahreshft [1902] S. 35 ff.), ein uraltes Lehengut war.

In Hessen führen des weiteren mehr als ein Dutzend Berge den Namen „Bielstein“. Fast ebenso oft findet er sich in Thüringen, in Lippe, im Rheinland, in Württemberg, in Baden, an der Mosel, im Elsaß, in Belgien, Bayern und Österreich, nach Schoof „teilweise in der Schreibweise Beilstein, Beilenstein, Peilenstein, die auf älteres Bilstein, Bilestein, Pilstein, Pilenstein, Pilstein (Sörstemann Bd. II. 3. Aufl. S. 453/) zurückgeht. Der Bilstein im Dogelsberg heißt in der dortigen Volksmundart „Billstei“, d. h. das Bestimmungswort von Bilstein hat, wie die Schreibung Bielstein zeigt, ursprünglich langes i gehabt, welches sich heute in den verschiedenen Mundarten teils zu ei, teils (unter dem Einfluß der folgenden Silbe) zu kurzem i weiterentwickelt, in anderen Gegenden wieder sich als Dokallänge erhalten hat. In Hessen hört man heute Bielstein neben Billstein

unterschiedslos." Zu der gleichen Stammwurzel hat der Genannte aber auch den Marburger Straßennamen „am Pilgrimstein“ gestellt, der urkundlich als Billichen- oder Bullichenstein erscheint und daraus gefolgert, daß auch zahlreiche andere Berg- und Flurnamen zum gleichen Stamme gehören, wie „z. B. der Belchen, 1291 Belichen, uralter Name der beiden höchsten Bergköpfe des Söhrewaldes, Billig (Luxemburg), ca. 645 Billiche, ferner Billig (Kreis Trier), 1152 Billiche, Pilliche (castrum), nassauisch auf der Belgen, Belgenstein, Bilgeskopf, Billestein. Biling. Dgl. auch Soerstemann, Altd deutsches Namenbuch Bd. 2 D. N. 3. Aufl. S. 454 ff.: Bilinga, Pillungesbach (1100), Pillungesriut (1040), heute Pillenried bei Nabburg, Billungenstein, heute Biemstein, Pilungesdorf, heute Pillingsdorf, usw. Auch die höchste Spitze des Schwarzwaldes heißt der Belchen."

Und, was im besonderen das Böhmenland betrifft, so weist nach E. Nider (A. d. Besied. d. Elbegaves Tetschen. 4. Lief. 1926 S. 14) der böhmische Bezirk Tetschen allein die folgenden Beispiele auf: „Dorf Biela (einst Rohndörfel), Bielrand bei Eiland, Bielbad von Rainwiese nach Herrnskretsch, dürre Biele, Bielgrund zwischen Dittersbad und Grundmühle, Biele oder Biela von Eiland nach Königstein usw... Im Harzgebirge hat schon Bonifazius die „bielahaine“ der Sachsen zerstören lassen. Noch heute gibt es dort Bielhaine, Bielfelder und die Bielhöhle.“ Dann aber fügt er hinzu: „Es wäre lächerlich, irgend eine slawisch-wendische Grundform wie z. B. Bela = Weißbach zu suchen, da hierzu keinerlei Anhaltspunkt vorliegt. Auch in jetzt tschechischen Gegenden trifft die dort beliebte Übersetzung biel — weiß wohl nicht in allen Fällen tatsächlich zu.“

b) Aus der weiten Verbreitung dieses Stammwortes hatte nun schon Dilmar (Jdiot. v. Kurhessen [1868] S. 37) geschlossen: „Der Name ist uralte und muß eine allgemein bekannte appellativische Bedeutung gehabt haben; welche dies jedoch sei, ist nicht leicht zu ermitteln.“ Er selber hat einen Zusammenhang mit dem starken Verbum bilu, bal, bolans, „hervorspringen, steil aufspringen“ vermutet, sein Nachfolger Pfister hat den Namen zu „Bill = Recht, Satzung“

gestellt, J. Grimm aber hat ihn von mhd. bil „Beil“, einem „früher sehr gangbaren Jägerwort“ ableiten wollen, während Th. Haas auf bil = „Steinbeil“ zurückgegriffen hat, und z. B. Bielefeld als „Stadt am Fels“ zu deuten suchte.

Demgegenüber hat schließlich W. Schoof sowohl dem Namen Pilgrimmstein (H. L. 1916 S. 241 ff.), wie dem Namen Bielefeld (Rav. Bl. 1916 S. 20 ff) und dem Namen der Bilsteine (H. L. 1917 S. 130 ff.) besondere Untersuchungen gewidmet und ist dabei zu der Folgerung gekommen, „daß die Häufigkeit des Vorkommens der mit Bil, Biel gebildeten Namen auf ein Appellativum schließen läßt, das von altersher allgemein bekannt gewesen sein und mit der Lebensweise unserer Vorfahren irgendwie im Zusammenhang stehen muß, zumal wenn wir bedenken, daß eine erkleckliche Zahl der älteren Flurnamen — und Bilstein weist auf ein sehr hohes Alter hin — im Lauf der Jahrhunderte verloren gegangen ist.“

c) Und auf Grund dieser Feststellungen ist es dann auch gelungen, die mit „Biel“ zusammengesetzten Namen auf das ahd. Stammwort piunda, biunda, mhd. piunt, biunde, obd. peunt zurückzuführen, das uns im Namen des Binsbergs bereits bekannt geworden und speziell in Oberfranken, der ehemaligen Heimat der Markomannen, besonders gern und lange gebräuchlich geblieben ist, wie folgende Wendungen aus dem Lehnbuche des Markgrafen Friedrich I. von Brandenburg beweisen: ca. 1420 bei Holvelt „ein peunt unter Schirndorff, genant die Reutlempleiten“, „in der der peunt bei Allachdorff“; bei Königsfeld „ein gepewntlein uf dem Schoren“.

5. Das Argument aus der Sprachwissenschaft ist damit in der Tat in der Lage, die sprachliche Entwicklung des Biele-Namens in der einwandfreiesten Weise aus dem Dunkel seiner bisherigen Verknennung herauszuheben.

a) Als Bestimmungswort steckt in dem Gläzger Biele-Namen ganz ohne allen Zweifel das ahd. Stammwort biunda, zu dem ich folgende Feststellungen treffe:

Erstens. In seinem Erstbegriff stellt es nach Sch. von Guttenberg (Arch. f. Anthr. N. F. Bd. VIII [1909] S. 208 ff.) „ein als Aßplatz für Weidewieh gerodetes, eingezäuntes

Stück an der Wand oder Grenze der Mark, des Waldes" dar... Jedes Peunt bezw. Biunda benannte Stück Land hat den Namen erhalten von der uanta der marka; bi un uanta wurde es durch Rodung geschaffen. Diese Bezeichnung geht in jene Zeiten zurück, in welchen Urkunden noch nicht auf uns gekommen sind. Darum finden sich auch als die ältesten schriftlich beurkundeten Formen für das Wort bereits Verwitterungsformen desselben. So ist schon im Jahre 779 das a ausgewittert und erscheint das Wort als: „bi—unta“.

Mithin liegt in diesem Wort eine ausgesprochene Grenzbedeutung und im Hinblick auf seine Etymologie dürfte die Feststellung von besonderem Interesse sein, daß sich ehemals auch im Gläzer Lande die Begriffe „Wand“ und „Grenze“ geradezu miteinander gedeckt haben. So z. B. setzte König Przemisl Ottokar durch Urkunde vom 3. November 1260 fest, daß in Bestätigung der von seinen Vorfahren ausgegangenen Privilegien das Gebiet der Propstei Politz auch das ultramontes, qui steni et parietes vulgariter nominantur liegende Land umfassen sollte, wie ja auch noch heute an einem Teile der Heuschauer die Bezeichnung „Die Wände“ haftet. Und in der Mittelwalder Teilungsurkunde vom 30. September 1358 wird des weiteren eine Grenze gezogen „also verse [weit] als onse gebirge wendit.“

Zweitens. Was weiterhin die Sprachgeschichtliche Entwicklung dieses Stammwortes zum heutigen „Biele-“Namen betrifft, so darf ich mich wohl deswegen auf Schoof berufen, der in seiner Erklärung des Namen Bielefeld (Rav. Bl. 1916 S. 21) den Vorgang, wie folgt, verständlich gemacht hat: „Da sich neben Bielstein gelegentlich auch Bienstein findet, wie z. B. der Bienstein in der thüringischen Gemarkung Gossel, neben Billwiese auch Biewiese, z. B. in der hessischen Gemarkung Amönau, oder neben oberdeutsch Bettelhofen eine ältere Form Pettinghofen, so darf man Übergang der Liquida n in l annehmen bezw. Dissimilation des n durch l, worauf wohl Schreibungen wie Billenfeld, Stenbillen, auf der Biele, auf den Beihlen schließen lassen. Da der in Nassau und Hessen übliche Flurname Beutel im Volksmund Beul und Beil lautet und

lippisch Bolland aus älterem Botteland (1721) hervorgegangen ist, so dürfte Beul, Beil, Biel in ähnlichem Verhältnis zu Beutel, Beitel, Bietel stehen wie Bienkopf, Bienberg, Bienbad, Bienfeld zu Biedenkopf, Biedenweg, Biedenbad, Biedenfeld, und wir dürfen für Beul, Bil eine ältere Lautstufe auf der Beu[n]ten, Bien[n]ten voraussetzen, woraus unter volksetymologischem Einfluß Beu[n]tel, Bie[n]tel und schließlich Beul, Biel geworden sein kann. Immerhin dürfte die erste Möglichkeit mehr für sich haben und Bielefeld identisch sein mit dem nassauischen Flurnamen Beunfeld, dem westfälischen Büenfeld (1314 Budenfelde) Dorf im Kreis Meschede, im Büdenfeld bei Bramsche, Büdefeld (890 Budieneveldum), Wüstung in Waldeck."

Drittens. Auch die Sprachgeschichtliche Entwicklung dieses Stammwortes, wie sie beim Namen der Biele in der „bi-“ und der „be-“ Form in die Erscheinung getreten ist, hat längst ihre Aufklärung gefunden. Denn nach Frh. v. Guttenberg ist wohl „die bi-Anlautsform die älteste. Die be-Form scheint erst durch die Franken heimisch geworden und durch dieselben vom Niederrhein ins Moselland, den Hunsrück ins württembergische Franken, nach Unter-, Mittel- und Oberfranken, nach der Oberpfalz und Südbayern, ins Salzkammergut und ins Stubaital getragen worden zu sein. Die Schaffung der pe- und be wnte-Fluren an den Waldgrenzen der alten Germanen scheint mit dem Eintreffen der Franken in den jeweiligen Landstrichen zusammen zu hängen."

b) Das zugehörige Grundwort kann dann nur in der Endung enthalten sein, die, wie die urkundlichen Namensformen ausweisen, in der dreifachen Form: a, le und aw bezw. au erscheint. Dazu aber stelle ich nunmehr fest:

Erstens. Für die Deutung der a-Endung bietet sich eine doppelte Möglichkeit. Entweder sie ist die Verkürzung des ahd. aha, wie bei der Bielah im österreichischen Bezirk Melk, die 1091 Bielaha, 1125 Bielhad und 1187 Pila genannt worden ist. Oder aber — und das erscheint nach dem Ausweis der Belege als das Gegebene — sie ist aus dem Lateinischen übernommen, denn mit ihr taucht zum ersten Male der Familienname in der lateinischen Urkunde von 1323 auf, wobei es allerdings nicht ausgeschlossen ist, daß von tshedjo-

philer Seite dieses a als Anklang an das Tschedjische besonders begrüßt worden ist. Der Prager Prof. Simak hat in seiner Karte von 1919 den Namen sogar mit tschedjischen Sprachzeichen versehen und da sich auch Graebisch (Hbl. 1929 S. 158) zum gleichen Vorgehen verleiten ließ, brauche ich wohl nur die Feststellung zu treffen, daß es sich in beiden Fällen um Namensformen handelt, die in keiner einzigen Glatzer Quelle vorkommen, mithin nur auf willkürlicher Erfindung beruhen können.

Zweitens. Die Endung —le, die ja von allem Anfang an bis heute die herrschende war, geht auf das alte deutsche Wort „Loh“ zurück, denn „Der oder das Loh“ ist eine weit verbreitete Bezeichnung für „Wald, Holz und Gebüsch“; mit dem weiblichen Artikel „die Loh“ bedeutet es „Waldwiese, Sumpfwiese und niedriger Grasanger“. Ich habe dieses Wort, das sich, wie schon W. Arnold (Anf. u. Wand, 117) festgestellt hat, „jetzt regelmäßig in la, le, len oder eln abgeschliffen hat“ früher bereits (Gr. Gl. 1936 S. 27 ff.) im Namen der „Hohen Eule“ nachgewiesen und aus der jetzigen Feststellung, daß dieses gleiche Stammwort auch im Namen der Biele steckt, dürfte sich für jeden Einsichtigen klar ergeben, weshalb ich selbst den überholten Einwendungen von Graebisch (Ebd. 45) gegenüber, diesem ersten Aufsätze an anderer Stelle (Hbl. 1936 S. 120 ff.) einen zweiten habe folgen lassen, in dem ich unter ausführlicher Widerlegung der vorgebrachten Gegengründe die neue Deutung in einer Weise erhärten konnte, daß jeder Widerspruch verstummen mußte.

Daß aber in diesem Grundwort, ähnlich wie im Eule-Namen, auch für die Landschaft des Bielengebirges ein deutlicher Hinweis auf den Sumpfscharakter der Umlandchaft enthalten ist, bekundet allein schon die Tatsache, daß die Biele aus den beiden Quellflüssen der „Weißen“ und „Schwarzen Biele“ entsteht, von denen die letztere nach einem nahen Moor ihren Namen führt. Die Unterscheidung in Schwarz- und Weißbäche aber ist uralte und kommt in der Wendung: *pura et nigra Calbaha* bereits im Jahre 1011 vor (S. G. Bl. XI. 3).

Drittens. Die beiden Biela-Formen von 1497 und 1614 vermögen die Ableitung der Endung von dem genannten

„loh“ nur zu erhärten, da für dieses früher vielfach low bezw. law, d. i. „lau“ geschrieben worden ist.

6. Das Argument aus den Namensanalogien in anderen deutschen Sprachgebieten stellt in diesem Falle geradezu eine Bestätigung der neuen Deutung dar.

a) Wieder gehe ich zunächst auch dieses Mal nach Oberfranken, wo die Markomannen ihre Sitze gehabt, bevor sie nach dem Osten gekommen sind. Dort stoße ich auf den O. N. Bindlach im B. A. Bayreuth, 1317 Bintlock; 1390 Pintlock; 1404 Pyntlock; 1404 und 1408 Pintloch; 1449 Bindloch; 1421 Pyntloch; Byntloch. Es ist nicht wenig bezeichnend, daß man früher diesem Namen mit der Deutung gerecht werden zu können glaubte: „Bindlach, ein großes Dorff des Amts Bayreuth, wobey es viel Löcher und Lachen an der Straßen zu verbinden und auszubracken... giebet“. Tatsächlich liegt in diesem Namen genau die gleiche Wortbildung wie im Namen der Biele vor, denn wie selbst Ziegelhöfer und Hey (1920 S. 6) richtig erkannt haben, ist er aus bi und a und lôh zusammengesetzt und bezeichnet einen „Beundewald“.

b) An zweiter Stelle werfe ich einen Blick ins Neißer Land, denn dort finde ich die sogen. Freiwaldauer Biele, die bereits im Reg. Vratislav. in der bezeichnenden Wendung de aquis Bele vorkommt und sowohl dem heutigen Bielau (1231 Bela, 1232 Bela, 1348 Bela, 1552 Bilaw, ca. 1746 Bielau), wie dem heutigen Bielitz im Kreis Falkenberg (1284 und 1285 Belici, 14. Jahrhundert Belitz, ca. 1527 Bilitz) den Namen gegeben hat. Daß hier der gleiche Name vorliegt wie in Glasz, wird durch die Tatsache erhärtet, daß die Neißelandtschaft im Bereich des Grenzwaldes gelegen gewesen ist und dazu auch noch die Biele ehemals die Grenze zwischen dem Neißer und Ottmachauer Distrikt gebildet hat. Dem entspricht ja auch, daß Ottmachau aus einer frühgeschichtlichen Siedelung herausgewachsen ist, die nach L. Biller „an der Stelle der heutigen Mühl-Dorstadt zwischen Mühlgraben und Neisse gelegen war“, später ein Dorort Ottmachaus geworden ist und den Namen Bielitz geführt hat, der heute noch im Flurnamen „Die Bielitzen“ weiterlebt und mit dem richtigen Finger-spitzengefühl für seine Bedeutung noch im Jahre 1925 der

„Bielitzstraße“ beigelegt worden ist. Trotzdem aber heute alle Welt noch glaubt, daß dieser Name einer slawischen Siedlung eigen gewesen sei, stellt er eine urgermanische Wortbildung dar und zwar genau die gleiche, wie wir sie im Gläzzer Biele-namen feststellen konnten. Des zum Zeichen liegt im nahen Österreich-Schlesien auch ein Bielitz, das klar und eindeutig den Artikel vor seinem Namen führt, denn es heißt: 1606 ein Meil von der Biliz.

c) Schließlich möchte ich auch noch auf ein weiteres früh-germanisches Siedlungsgebiet zu sprechen kommen, nämlich das ehemalige Fürstentum Schweidnitz. Denn auch dieses weist mit dem Namen der Wütenden und der Kleinen Neiße, den einer Weistritz, einer Comnitz und Kamnitz, vor allem aber mit den O. N. Bielitz, Langenbielau und Peilau, eine auffallend nahe Verwandtschaft mit der Gläzzer Namengebung auf.

Was zunächst Bielitz betrifft, so ist, wie M. Treblin (Darst. u. Qu. 6, 48) festgestellt hat, „der Gebirgsanteil des Schweidnitzer Landes ein Teil des großen Bannwaldes gewesen“ und ist „südwestlich unseres Gebietes zwischen Jauernig—Mahlendorf und Bielitz am rechten Neißeufer, bei Banau und Schönwalde urkundlich bekannt geworden.“ Damit ist klar, daß auch Bielitz im Kreise Falkenberg (1284 Belice, 14. Jahrhundert Belitz) nichts anderes als ein urdeutscher Grenzwaldname sein kann.

Langenbielau, 1288 Beala, 1209 Bela superior, 1305 Bela inferior, 1456 dy Bele, 1576 zur Bielau, hat nach M. Treblin (Darst. u. Qu. 6. 31) seinen Namen von der Biele und ist eine anerkannt deutsche Dorfgründung. Daß auch sein Name nicht slawisch sein kann, sondern der gleichen Erklärung folgt, beweist, außer seiner Lage im Grenzwald, die Konstruktion mit dem Artikel.

Das Gleiche gilt von Peilau (Ober-, Ober-Mittel-, Mittel-, Nieder-Mittel- und Nieder-). Urkundlich erscheint es in den Formen: 1189 Pilawie; 1219 circa Pilaviam; 1230 in Pilawia; 1261 Peila; 1400 Pylavia superior und inferior; 1431 Betzche zur Peile; 1576 zur Peile. Daß es sich auch dabei um eine von allem Anfang an deutsche Dorfgründung

handelt, steht fest. Denn 1230 erhält das Kloster Kamenz vom Herzog Heinrich I. das Recht, die ihm geschenkten 150 großen Hufen von des Herzogs Wald iure theutonico locare, prout omnibus Theutonicis in Pilawia concessimus. Weiter ist dabei von Theutonicis circa Pilaviam die Rede. (Cod. dipl. 14. S. 86). Nach M. Treblin (Darst. u. Qu. 6. 31) soll das Dorf seinen Namen vom Flusse Pilavia haben, dessen Name vom altslawischen pila, d. i. Seile, Säge, kommen soll. Tatsächlich ist er deutsch und mit dem der Biele gleichbedeutend; als ehemalige Grenzwaldbezeichnung führte er darum ehedem auch in der Schriftsprache, wie noch heute in der Mundart („ai der paile“), die Konstruktion mit dem Artikel.

Damit aber blickt uns jetzt auch der Name der Biele aus einem derart festgefügtten und unantastbaren Rahmen entgegen, daß man gar nicht begreifen kann, wie man ihn so lange und hartnäckig als slawisch hat verschreien können. Steht doch sein urgermanischer Charakter ebenso unerschütterlich fest, wie die Berge, die nach der Biele benannt sind, festgewurzelt an ihren Ufern stehen. Die Biele ist der deutsche „Grenzwaldfluß“ und wird es bleiben für alle Zeiten, so daß es keiner slavophilen Erklärung mehr möglich sein wird, sich an diesem Namen zu vergreifen, zumal es sich noch zeigen wird, wie tief und nachhaltig er ehedem mit dem ganzen Landschaftsgebiet verankert gewesen ist, aus dessen frühester Entwicklung er herausgewachsen ist.

III. Die Flußläufe rechts der Neiße

Von den Flußläufen, die auf der rechten Neißeite die von den Bergen rinnenden Wasser weiter durch die Lande leiten, gehört die kleinere Hälfte dem Flußgebiet der Neiße, die größere dem der Biele an.

Zum Flußgebiet der Neiße gehören im Süden die Wölffel, im Norden die Plomnitzbach und das Weißwasser.

Das Flußgebiet der Biele erhält dagegen sein Wasser fast ausschließlich vom Glatzer Schneegebirge her, von dem nach Osten das Tal der Mohre, nach Süden das der Wölffel ausgeht. Zwischen beiden liegen, durch steile Gebirgszüge von

einander getrennt, drei Täler, deren Abgeschlossenheit und Eigenart es vollauf erklärt, daß sie schon in frühester Zeit besondere Namen erhalten haben, nämlich: das Tal der Kamnitz-, der Kleffen- und der Seitenbach, zu denen ganz im Osten auch noch das der Koblitzbach kommt.

Damit treten acht weitere Flußnamen in die wissenschaftliche Debatte ein, von denen bisher auch nicht ein einziger eine zutreffende Erklärung gefunden hat.

8. Die Mohre.

Im Flußsystem der Biele ist die Mohre nicht nur ihrer Größe, sondern auch ihrer Bedeutung nach der hervorstechendste Wasserlauf, und da der genannte Flußname im Namen eines großen und berühmten Flusses jenseits der Landesgrenze einen leibhaftigen Zwilling Bruder aufzuweisen hat, ist leicht ersichtlich, daß der Name der Mohre ein Problem darstellt, dessen richtige Lösung auch über die Grenzen des Glatzer Landes hinaus von Wichtigkeit ist.

1. Die bisherigen Erklärungsversuche haben so ziemlich alle Möglichkeiten ausgeschöpft, dieses Namens Herr zu werden, sie sind aber auch in diesem Falle über bloßes „Rätselraten“ nicht hinausgekommen.

1. Aus dem Keltischen hat zunächst K. Wehse (Karpenstein 147) diesen Namen mit den Worten abzuleiten gesucht: „Mora oder Morav ist vielleicht wie der böhmische Name des Landes Mähren (Morava) keltischen Ursprungs. Mor bedeutet im Keltischen: Wasser, murava im Polnischen: Rajen“.

2. Nicht minder seltsame Blüten haben die Versuche gezeitigt, den Namen der Mohre aus dem Slawischen zu erklären.

a) Klemenz z. B. ist auf diesem Wege zu folgenden widerspruchsvollen Resultaten gekommen. Früher (Diert. VI. 295) sollte nach ihm der Name dieses Flusses „entweder von dem Pers.-Namen Mor oder von dem Appellativum Mora kommen, das im Slawischen bald Rajen, bald Wasser, Fluß bedeutet“. Jetzt erklärt er den Namen zwei Mal als deutsch (O. N. 49 u. 69), und zwar ohne die slawische Ableitung aufzugeben, denn „in Anbetracht des slawischen Namens

Moraw" soll nach ihm eine slawische Herkunft des Namen der Klasse nicht ausgeschlossen sein.

b) Nicht minder gründlich hat sich der Prager Univ.-Prof. Dr. Simak in dem ihm zur Verfügung stehenden wissenschaftlichen Material vergriffen, denn in der von ihm im Jahre 1919 entworfenen Karte der Grafschaft Glatz im Jahre 1450 figurirt der Fluß unter der Bezeichnung: Morávka, das Dörflein Mohrau aber, das damals noch gar nicht bestanden hat, unter dem Namen: Morava. Es genügt wohl, wenn ich zur Charakterisierung dieser Art, Geschichte darzustellen, die Feststellung treffe, daß beide Namensformen, so weit sie für das Glatzer Land als maßgebend ausgegeben wurden, glatte Erfindungen sind, die die Tendenz, in deren Dienst sie gestellt worden sind, deutlich genug verraten dürften.

3. Als dritter hat schließlich der Prager Univ.-Prof. Dr. E. Schwarz (O. N. d. Sudeten als G. Qu. [1931] S. 10) den Namen der Mohre, den er zunächst deutsch erklärt hatte, mit der Begründung als eine illyrische Wortbildung ausgegeben: „Daß hier überall an letzten Endes illyrische Namengebung zu denken ist, folgt einmal aus der illyrischen Benennung der Hauptgewässer (March, Oppa, vielleicht auch Neiß); ferner daraus, daß die vom gleichbedeutenden altslawischen mare etwa mögliche Benennung Morinica ebenso wie Morava in Böhmen fehlt.“ Dabei hat sich Schwarz von dem Gedanken an den Namen der serbischen „Morava“ gefangen nehmen lassen, der im Altertum als Margus erscheint. Indem er diesen dem Namen der March an die Seite gestellt hat, die alt bekanntlich Marus hieß, hat er sich in diesem Falle nicht um einen Laut mehr oder weniger besorgt gezeigt. Da indessen bei Förstemann (O. N. 2, 1567) zum Jahre 1067 als Bezeichnung einer Au gegenüber Worms der Name Marchowo verzeichnet steht, entsteht die Frage, ob es sich auch bei diesem rheinischen Namen um eine illyrische Wortbildung gehandelt hat oder ob man nur außerhalb der Sudetenländer stets bloß an den Stamm march, d. i. „Pferd“ zu denken haben wird.

Auf jeden Fall stelle ich fest, daß keine dieser Erklärungen den Anspruch darauf erheben kann, ernstlich in Betracht gezogen zu werden, weil sie auf Grund von unheilbaren Vorurteilen

Geschichte in diesen Namen hineingelegt haben, statt solche aus ihm herauszulesen, im übrigen aber, ohne jede Rücksicht auf die Topographie, bloß mit einem jeweils passend erscheinenden Wörterbuch an die Deutung dieses Namens herangegangen sind.

II. Die neue Deutung geht demgegenüber nicht von allen möglichen „Annahmen“ und Voraussetzungen, sondern von sichereren und feststehenden Argumenten aus.

1. Aus der Geschichte ergibt sich zu allererst die eindeutige Folgerung, daß auch der Name der Mohre seiner Entstehung und lautlichen Entwicklung nach dem gleichen germanischen Sprachkreise angehören muß, aus dem uns bereits die Namen der Neisse und der Biele wieder verständlich geworden sind.

a) Daß der Name der Mohre nicht slawisch sein kann, habe ich bereits mit aller Ausführlichkeit an anderer Stelle (Fabeln I/II S. 165 ff.) dargetan. Die Anschauung von der slawischen Herkunft dieses Namens ist ja auch lediglich den Vorurteilen der Kolonisationstheorie entsprungen, die heute für das Glager Land in einer Weise widerlegt und abgetan ist, daß man sich in der schlimmsten Weise bloßstellen würde, wenn man sich noch weiter auf sie berufen wollte.

b) Daß ferner der genannte Name auch nicht illyrisch oder keltisch sein kann, ergibt sich daraus, daß uns auch nicht die leiseste historische Nachricht darüber überliefert ist, daß derartige Völker im Glager Land gesiedelt haben sollten, vielmehr haben wir einwandfrei die Feststellung treffen können, daß es Neuland gewesen ist, auf dem sich als erstes historisch greifbares und quellenmäßig verbürgtes Volk eine germanische Bevölkerung niedergelassen hat, die, aus Mainfranken kommend, das Waldland des Ostens in Besitz genommen und dort das ausgedehnte Reich der Markomannen ins Leben gerufen hat.

c) Im übrigen sind es ja auch weder historische, noch sprachgeschichtliche Anhaltspunkte gewesen, die zu den bisherigen Deutungsversuchen die Veranlassung geboten haben, vielmehr sind sie als bloße Verlegenheitslösungen anzusehen, die zu reiner Wörterbuchweisheit ihre Zuflucht genommen haben, weil man in allen möglichen Vorurteilen befangen war

und die einzig mögliche deutsche Deutung nicht zu finden vermochte.

2. Durch die urkundlichen Namensformen werden denn auch diese Feststellungen in der eklatantesten Weise erhärtet, denn auf Grund von archivalischer Forschung, von der bei den bisherigen Namenerklärern überhaupt nicht die Rede gewesen ist, ergeben sich für die Namensbeurteilung folgende Belege: 1346 Moraw. 1501 die Mahr. 1571 das Marchwasser. 1571 von dannen in die große Mehre bis an den Schneeberg. 1571 Caspar auf der Mahr. 1578 auf der Mär. 1578 Mohre oder Marchwasser. 1631 die Mohrau oder Marche. Wenn man nämlich diese Belege einer kritischen Würdigung unterzieht, dann müssen alsbald eine Reihe von Folgerungen in die Augen springen.

a) Zum ersten Male tritt uns der Name in der Form „Moraw“ in der Urkunde vom 14. Februar 1346 entgegen, in der die Gebrüder von Glubos die Erklärung abgaben, daß sie Schloß und Hertschaft Karpenstein vom böhmischen König Johann zu Lehen erhalten haben. Aber nicht der Fluß ist dabei gemeint gewesen und auch nicht das heutige Dorf Mohrau, sondern das sogen. „Kammergut Klessen Mohrau“. Diese Namensform aber wird, wie folgt, beurteilt werden müssen.

Erstens. Daß das o in dieser Namensform weder aus dem Slawischen stammen, noch ursprünglich in diesem Namen enthalten gewesen sein kann, habe ich früher bereits (Sabeln a. a. O.) bewiesen. Die Urkunde, in der die genannte Form sich findet, ist ja auch gar nicht im Glazer Land, sondern in Prag entstanden und die Willkür, die in den Prager Kanzleien die Namen verballhornt hat, zu bekannt, als daß darüber viel gesagt zu werden brauchte. Die Entwicklung, die weiterhin dieser Name durchgemacht hat, zeigt ja auch zur Genüge, daß das heutige o endgültig erst zu Ende des 16. Jahrhunderts in den Namen hineingekommen ist. Wir haben damit für das Aufkommen der o-Formen die beiden Jahre 1346 und 1578, die trotz der tschechisch-nationalistischen Hochkonjunktur, die sie kennzeichnen, für tschechischen Einfluß nichts beweisen, da der Übergang von a zu o deutsch-mundartlich ist.

Damit aber erledigt sich die Annahme von Graebisch (Sibl. 1929 S. 158), daß der Name „vielleicht erst über die verflawte Form Morava“ entstanden sein könne, von selber, ganz abgesehen davon, daß die genannte Form im Lande selber schon deshalb nicht „verflawt“ worden sein kann, weil dort eine slawische Besiedelung zu keiner Zeit jemals in die Erscheinung getreten ist. Die übliche Prager Kanzleischreibung wird aber von niemand ernst genommen werden können.

Zweitens. Wie im Glazer Lande selber der Name ausgesprochen und geschrieben worden ist, dürfte in diesem Falle einwandfrei aus dem Umstande gefolgert werden können, daß auch er, ähnlich wie der Name des Nonhübels und der der Biele, schon frühzeitig eine Familienbezeichnung geworden ist, da nach dem Glazer Signaturbuch (III 19a 83) am Sonntag St. Diti des Jahres 1495 Hans Seydelicz von der Maraw und Hans Schoff, Gotz genannt von Heinzendorf die Güter zu Taylheim und Lewten bei Landeck an Jakob Standken von Corytaw verkaufen.

Drittens. Daß aber die Endung -aw nichts anderes als das deutsche „Au“ verkörpern kann, liegt so klar zu Tage, daß sich jedes weitere Wort erübrigt, wenn ehemals auch Au „Ache, Wasser, Fluß“ bedeutet hat.

b) Auch die weiteren Namensformen stimmen mit dieser Feststellung so restlos überein, daß über die tatsächliche und ursprüngliche Gestalt des Namens nicht der leiseste Zweifel obwalten kann.

Erstens. Vor mir liegt ein im Jahre 1501 im Glazer Land vollzogener Kaufvertrag, laut dem die Herzöge von Münsterberg dem Hammermeister Andreas Waidlich eine Eisenhütte, die Klesse genannt, verkauften, „gelegen am Flusse Mahr“.

Zweitens. Des weiteren kann ich mich auf die Zeugenaussage in einem der großen Grenzprozesse berufen, in der am 13. Juli 1571 ein einheimischer Zeuge den Verlauf der Glazer südlichen Landesgrenze, wie folgt, geschildert hat: „dem Rottenfluß nach, so oberhalb der Straßenn im Mittelwaldischen entspringt, welche Straße von Mittelwaldt aufs Klosterlen gehet. Daselbe wasser sey auch von Alters her der Rotte fluß genannt vnnnd vor die Granitz gehalten wordenn, vnnnd von dannen an

bis zu dem Eschen Stockh, welcher stehet bey der Straßen, so von Mittelwaldt auß aufs Wichstättlein zugehet, am gehennge darein weilenndt daß von Zampachs Vater selbst ein Kreuz gemachet vnnnd vnnn dem Eschbaum hinumb auf die Pocksteine, von dannen in die große Mehre bis an den Schneeberg (St. A. Br.: Rep. 23. I 4c).

Drittens. Im Urbar der Graffschaft Glatz vom Jahre 1571 (M. A. Habelschwerdt: Ur. 228 fol. 173) ist beim Dorfe Seitenberg auch ein Besitzer aufgeführt, der dort als: „Caspar auf der Mahr“ verzeichnet steht.

Viertens. Schließlich kommt in dem Bericht über die Meilenmessung vom ersten Fastensonntag des Jahres 1578 die Stelle vor: „von Landeck aus nach Schreckendorf gemessen $\frac{1}{4}$ Meile und 40 Schnüre ... von da weiter wurde ein Scholz, Hans Gottwald, mit einer halben Meile und 50 Schnüren erreicht; von da weiter bis an den Ort, so genannt wird auf der Mär, allda wohnet Ambrosius Zäbisch, Hammermeister, schenkt Wein und Bier.“

Damit liegen aus vier verschiedenen Zeiten und Quellen vier verschiedene alte Namensformen vor, die alle ein und dieselbe Bezeichnung enthalten, nämlich: die Mehre, die Mahr, die Mär. Und da weiterhin für die Mohre im Jahre 1571 auch die Bezeichnung „Marchwasser“ erscheint, bezw. in den Jahren 1578 und 1631 die Namen Mohre und Marchwasser mit einander gleichgestellt werden, könnte die Sachlage gar nicht eindeutiger dargestellt werden, als sie in Wirklichkeit zu Tage liegt.

c) Ein Drittes geht aus diesen Formen klar und einwandfrei hervor, nämlich die Tatsache, daß es sich auch bei diesem Glatzer Flußnamen, der bereits mehrfach festgestellten Regel entsprechend, um nichts anderes als eine frühere Landschaftsbezeichnung handeln kann. Das bezeugt in der unwiderleglichsten Weise nicht nur der Artikel vor dem heutigen Ortsnamen, das geht auch klipp und klar aus den Wendungen 1571 „in die große Mehre“, 1578 „auf der Mär“, 1603 „in der großen Mohrau“ hervor, denen ja auch die Gepflogenheit der Mundart heute noch dadurch voll entspricht, daß sie nicht bloß die Wendung „of de Moahre“ kennt, sondern

auch ausdrücklich „de aale Moahre“, „de Väardermoahre“ und „de Hendermoahre“ von einander unterscheidet (Hbl. 1935 S. 134).

3. Der sprachlichen Deutung bleibt damit gar keine andere Wahl zur Verfügung, als den Namen der Mohre abzuleiten von got. mari „Meer“ (sprich mari), ahd. mari, mhd. mere, „stehendes Binnengewässer“ bezw. „Sumpf“. Bestätigt aber wird diese Ableitung durch folgende Analogien:

a) Der Flur-Name „An der Maar“ ist von A. Meyer (Diss. Bonn 1933) aus den rheinischen Gemeinden Girelsthath, Golzheim und Merzenich mehrfach nachgewiesen und im gleichen Sinne erklärt worden.

b) Mehre (1308 Mere) ist der Name eines Ortes im Kreise Ulzen, der nach G. Matthias (Sprachl.-sachl. Flurnamendeutung [1936] S. 75) wahrscheinlich nach dem in der Nähe liegenden „Meerer Pfuhl“ benannt worden ist.

4. Damit stimmt in der eklatantesten Weise die Topographie überein. Das Flußgebiet der Mohre bildet nämlich noch heute den Revierförstereibezirk Neu-Mohrau, aus dem ich folgende Waldbezeichnungen anführen möchte: Höllenköppel, Uelich Wiese, Ranser Lehne, Bildstock, Unglücksrand, Hirsdfelsen, Kalkhau, Plagenberg, Tanz Plan, Schweden Grab. Daß es sich aber bei diesem Waldgebiete, zumal in der Frühzeit seiner Geschichte, um einen ausgesprochenen Sumpfwald gehandelt haben muß, läßt sich auch heute noch einwandfrei beweisen.

a) Zunächst weist die in Betracht kommende Gegend noch heute Moorboden auf und daß das auch von der Bevölkerung richtig erkannt worden ist, kann der im Tale des Flusses gelegene Moorbusch beweisen, wozu trefflich die Feststellung von Kutzen paßt, daß er an einem Quellfluß der nahen Wölfel „blühende Brunnenkrasse bis zu drei Fuß, die weiße Niesewurz zu fünf Fuß und die Alpengänsedistel sogar bis zu sechs Fuß Höhe“ habe wachsen gesehen.

b) Indessen nicht nur in den Niederungen des Mohretals ist ausgesprochener Sumpfboden feststellbar, vielmehr ist es eine auffallende Eigentümlichkeit gerade des Glager Schnee-

gebirges, daß es bis in seine höchsten Regionen stärkste Sumpfbildung aufzuweisen hat. Das ist heute noch in der eindeutigsten Weise feststellbar, obwohl im Laufe der Zeit sich auch hier das ehemalige Bild der Urlandschaft nicht wenig verändert haben mag. Ich erinnere an die sog. Saalwiesen (1040 m), denen jenseits der Landesgrenze die sog. Mährischen Saalwiesen (1076 m) entsprechen, deren Name, da „Sal“ nicht selten mit „Sol“ identisch ist (Buck 226 u. 260), auf „der, das Sol, Söl, bezw. die Söhle“ zurückgeht, d. i. eine Sumpflache, in der sich das Wild zu wälzen pflegt (R. B. 1917 S. 92). Diese Bezeichnung ist ja, nach den Belegen (840 palus Sala; 783 Eburessol; 1148 Rotensol; 1171 Winterful) nicht nur uralt, sie kommt auch im Gläzger Schneegebirge noch heute im Glur-Namen „Die Suhlen“ vor. Dazu kommen weiterhin Glur-Namen, wie „Hirschenbaden“, „Rote Sümpfe“ (1104 m) und schließlich die jenseits der Grenze gelegene Sumpfwiese, ferner die sog. Seepfügen und Seefelder, zwei bekannte Hochmoore, die nach A. Otto (Wanderb. 49) noch heute eine „typische Moorflora“ aufzuweisen haben.

c) In geradezu klassischer Weise aber wird der frühere Sumpfscharakter der Gegend erhärtet durch zwei Glurbezeichnungen, die hier besonders oft im Munde der Leute sind.

Die erste ist die sog. „Flammenpappel“ am Grenzstein 83, aus der neuere Karten eine „Pflaumenpuppe“ (1175 m) gemacht haben. In Wirklichkeit stellen beide Namen Verballhornungen aus „Pflaumenpappe“ dar, was nach Seliger eine „feuchte Gegend bedeutet, deren Oberfläche das Aussehen eines Pflaumenfußes hat, und daher Pflaumenpapp genannt wird“. Daß diese Stelle schon sehr früh bekannt und gebührend gekennzeichnet gewesen sein muß, beweist der Name des nahen „Sieh dich für“, von dem beim Schneeberg bereits die Rede war.

Als zweiten Namen nenne ich den Toten Wald. „In wüstem Durcheinander ragen in ihm viele Bäume, meist Fichten, kahl und abgestorben, in falbem Ton abstechend von dem Grün ihrer Umgebung, wie Überreste einer versunkenen Welt, empor zum Himmelsblau. Ohne Nadeln, seit Jahrzehnten mit verdorrten Ästen, die weit ausgreifen, starr und kahl, stehen die Bäume,

an denen lange Bärte von Flechtenmoos in wunderlichen Formen herabhängen. Weder Verwitterung noch Säulnis hat die alten Baumriesen... zu Fall gebracht, wie versteinert stehen die harten Stämme mit ihren eckigen Astformen nebeneinander." Wie er entstanden ist, erfahren wir aus der Geologie, denn also heißt es bei E. Kayser (Lehrbuch. 2. Aufl. [1905] S. 465): „Hochmoore können dadurch, daß der sie umgebende Sphagnumgürtel sich allmählich ausdehnt, immer weiter um sich greifen und sogar in Wälder eindringen und deren Baumstämme zum Absterben bringen.“

4. Diese neue Deutung erhärtet auch noch folgender Analogiebeweis.

a) Zunächst treffen wir auch im Neisser Land ein Dorf Mohrau an, dessen Name im Jahre 1284 als Morow, 1552 als Muhrau, Muhrav und 1746 als Mohrau erscheint. Daß auch für ihn bloß die gleiche Ableitung in Frage kommen kann, ergibt sich, außer aus der Lage des Dorfes im Inundationsgebiet der unteren Neiße, aus der Tatsache, daß auch das Neisser Land in der Frühzeit seiner Geschichte, ähnlich wie das Flußgebiet der Glazer Mohre, „quellige Hochwiesen und Moore“ aufgewiesen hat (Cod. dipl. XIV. S. XXXVI).

b) Desgleichen liegt im ehemaligen Fürstentum Schweidnitz das Dorf Muhrau (Kreis Striegau), das 1266 als Moraw erwähnt ist und da es nach M. Treblin (Darst. u. Qu. 6. 70) „hinter einer sumpfigen Niederung“ errichtet ist, ist klar, daß sein Name in genau der gleichen Weise erklärt werden muß.

Damit aber dürfte in der einwandfreiesten Weise erwiesen sein, daß der Name der Mohre in Wirklichkeit nichts anderes als einen Sumpflandfluß bezeichnen kann. Denn, wo eine Deutung derart nachhaltig durch die topographischen Verhältnisse der Urlandschaft bestätigt und erhärtet wird, da darf man sie mit gutem Gewissen als die einzig mögliche Lösung eines Problems bezeichnen, das nur deshalb bisher so problematisch gewesen ist, weil man auch diesen Namen unter das Joch jener tendenziös entstellten Geschichtsauffassung gezwungen hat, die man aus der tschechischen Fremde ins Glazer Land übertragen hat, wo sie als exotisches Gewächs niemals die geringste Heimatberechtigung gehabt hat.

9. Die Kleffenbad.

Dem Großen Schneeberg aus zieht sich ein schmaler, aber steiler Gebirgsarm in einer Länge von acht Kilometern nordwärts bis zum heutigen Dorf Alt-Mohrau, der den westlich gelegenen Kleffen- und den östlich sich anschließenden Kamnitzgrund voneinander scheidet. Deutet schon dieser Umstand auf eine gewisse Gemeinsamkeit der kulturgeschichtlichen Vergangenheit dieser beiden Flußtäler hin, dann liegt in der zutreffenden Deutung ihrer Namen erst recht der Beweis dafür, daß wir in ihnen eine Art von „Gruppenbenennung“ vor uns haben, die auch in diesem Falle auf die gleichen frühgeschichtlichen Zeiten und Verhältnisse zurückverweist, wie wir sie in den bereits besprochenen Flußbezeichnungen kennen gelernt haben.

1. Wenn die bisherige Namensklärung auch dem Namen der Kleffenbad bis auf den heutigen Tag völlig verständnislos gegenüber gestanden ist, so ist das daher gekommen, daß sie sich im Banne ihrer slavophilen Vorurteile nicht zu dem Gedanken aufzuschwingen vermochte, daß in dieser Bezeichnung eine Wortbildung vorliegen könnte, die bei ihrem ersten Auftauchen in den Urkunden bereits eine längere sprachliche Entwicklung hinter sich gehabt hat, als die Zeitspanne ausmacht, die seitdem bis heute verstrichen ist.

1. Klemen z (O. N. 45) hat die Etymologie dieses Namens als „schwierig“ bezeichnet und nur festzustellen vermocht, daß „eine befriedigende Erklärung noch nicht gefunden“ sei. Er hat diesen Namen mit einem Pochwerk in Verbindung gebracht und hält sogar „in Anbetracht der slawischen Namen in der Nähe: Moraw und Kamnitz (Fluß), eine slawische Herkunft des Namens nicht für ausgeschlossen.“ Eine Widerlegung lohnt sich indessen schon deshalb nicht, weil, genau so, wie der Name der Mohre auch der der Kamnitz niemals auch nur das Allergeringste mit dem tschechischen Sprachidiom gemeinsam hatte.

2. Nicht minder gegenstandslos ist der Deutungsversuch von U. Linde (Gl. L. 12. Jg. [1932] S. 42), der aus dieser uralten Ortsbezeichnung den Pers.-Namen Nikolaus herauslesen wollte und damit Kleffengrund als „Klausgrund“ interpretieren zu können glaubte.

3. Nicht minder abwegig war der Versuch Adalbert Hoffmanns (Hbl. 1924 S. 133), der Klesse als Glesse oder Glässe zu deuten und auf eine ehemalige Glashütte zu beziehen versuchte.

II. Die neue wissenschaftliche Deutung geht auch in diesem Falle von sicheren und feststehenden Argumenten aus.

1. Sie beruft sich zunächst auf folgende urkundliche Namensformen: 1466 czwene hammer off der Klesse. 1483 Gerechtigkeit „off der Clesse“. 1499 off der Eiseinhotte zw Seydinberg off der Clesse. 1501 Eisenhütte, Klesse genannt, am Flusse Maht, in der Grasschaft gelegen. 1521 der Bischoffs stollen igunder Sant Jacobs stollen zun Sunff Fursten genant auf der Klessen. 1577 in der Klesse. 1578 desgl. 1606 die Schmelzhütte auf der Klesß. 1614 auf der Klesse hinter Seitenbergh. 1614 Klessenmohra. Andreas Morenberger hält dieses Kammergutt zur Klesßen Morau. 1656 Klessenmoraw. Aus der kritischen Würdigung dieser Belege ergibt sich nämlich, was folgt:

a) Zunächst ist auch in diesem Falle nicht daran zu denken, daß der Name etwa als Flußbezeichnung entstanden sein könnte, vielmehr kann nach der mehrfach bestätigten Regel der Fluß bloß von der Landschaft seinen Namen erhalten haben.

b) Daß wirklich im Namen der Klesse ein wirklicher Flur- bezw. Landschaftsname vorliegt, beweist die Tatsache, daß er die Konstruktion mit dem Artikel führt.

c) Da mithin der heutige Name ursprünglich am Boden gehaftet hat, ergibt sich von selbst, daß in ihm entweder bloß die Art seiner frühgeschichtlichen Benutzung oder die rechtlichen Beziehungen ihren Ausdruck gefunden haben können, die in den frühgeschichtlichen Zeiten maßgebend gewesen sind, die für sein Aufkommen allein in Frage kommen. Wenn aber der Name aus der Art der Bodenbenutzung herausgewachsen ist, dann kann es sich dabei nur um die primitivsten Verhältnisse gehandelt haben, da die ausgesprochene Urwaldbedeckung der Gegend bloß die primitivste Art der wirtschaftlichen Bodenausnutzung zugelassen hat, so daß für die Namensdeutung ebensowenig die Berufung auf die Eisenverhüttung, wie auf die Glasfabrikation in Betracht kommen kann.

Was insbesondere die Glasfabrikation betrifft, so sind Glashütten im Glazer Land bereits im 14. Jahrhundert erwähnt. Tatsächlich aber ist in den romanischen Ländern Glas bereits bald nach der Völkerwanderung in immerbrennenden Öfen hergestellt und in den Handel gebracht worden. Und schon Strabon (De univ. XVII. 10) hat aus Isidor von Sevilla († 636) die nachfolgende Stelle zitiert: *levibus enim aridisque lignis (vitrum) coquitur, abjecto Cypro ab vitro, continuisque fornacibus ut æs liquatur massæque fiant.* In Deutschland hat denn auch tatsächlich die Glasindustrie bereits im 8. Jahrhundert in hoher Blüte gestanden, die ältesten Glazer „Glas“-Namen aber können mit dieser Industrie schon deshalb nichts zu tun gehabt haben, weil sie um rund sieben Jahrhunderte älter sind und Wortbildungen darstellen, die nicht einer bestimmten Örtlichkeit, sondern einer größeren Landschaft gegeben worden sind und darum bloß in engster Verbindung mit dieser richtig verstanden und zutreffend erklärt werden können.

2. Soweit für das Verständnis dieser Belege die Topographie in Frage kommt, wird ein Doppeltes berücksichtigt werden müssen.

a) Auch das Flußgebiet des Kleßbachs ist in der Urzeit seiner Geschichte ein Teil des großen Grenzwaldes gewesen und wie nachhaltig es diesen seinen Waldcharakter zu wahren verstanden hat, kann der Umstand zeigen, daß es heute noch die Revierförsterei Kleßengrund bildet, in der die folgenden alten Waldbezeichnungen von besonderem Interesse sind: *Rothes Floß, Toter Wald, Schweizerhau, Pferde Kopf, Donner Loch, Hüllen Loch.*

b) Insbesondere zeichnet sich das genannte Flußtal durch seinen schluchtartigen Charakter und seine großartige Romantik aus, so daß es nach J. Peter (Langenau 176) „zu den schönsten Thalgründen des ganzen Sudetengebirges gehört“ und man es mit Recht „das schlesische Chamounythal nennen könnte“. Damit aber ist klar, daß wenn der abgelegene und abgeschlossene Kleßengrund schon in der Frühzeit der Glazer Geschichte von germanischen Siedlern aufgesucht und benannt, besiedelt und wirtschaftlich ausgenutzt worden ist, er

in keinem Falle anders, denn als Weidegebiet verwendet worden sein kann. Und daß diese Art der Bodenverwendung der genannten Landschaft bis heute irgendwie in ihrem Namen feststellbar geblieben sein muß, stellt nur eine Folgerung dar, die sich für den geschulten Historiker ganz von selbst ergeben muß.

3. Die sprachliche Deutung sieht sich damit denn auch in der Tat auf einen durchaus gangbaren Weg gewiesen.

a) Zunächst stellt sie nämlich fest, daß das Stammwort „Glas“, das man bei uns in sklavischer Abhängigkeit von der Sirene des äußeren Wortklanges unbesehen mit der Glasfabrikation in Verbindung gebracht hat, auch in Namen von Bergen und Bächen vorkommt, die mit aller Bestimmtheit niemals mit einer Glashütte etwas zu tun gehabt haben können. Darum hat auch schon R. Werneburg (Jahrb. d. Akad. Erfurt. N. F. Heft XII [1884] S. 179) in den thüringischen Ortsbezeichnungen, wie Glasewald, Glasstrut, Glasberg, Glasbach, Glasgrund, das Stammwort „glas“ im Sinne von „Grenze“ gesucht.

b) Der richtige Sinn der auf die germanische Frühzeit zurückgehenden „Glas“-Namen ist uns aber erst durch R. Dollmann (Dt. G. 25. Bd. [1924] S. 3) erschlossen worden, der die zahlreichen Glasäcker, Glasberge und Glasharte zu dem alten verschollenen Stammwort *lās* (angels. *laes*) mit dem Sinn von „Weideland“ bzw. „Gemeindeweide“ gestellt hat. Bezugnehmend auf den großen, alten Staatsforst *Glassenhart*, südwestlich *Günzburg a. D.*, der ehemals dem Kloster *Eldingen* gehörte und schon im Jahre 1225 in der Wendung „in *Glassenhart*“ (Wirtt. Urkbch. 5, 417) erscheint, führte er aus: „Es war wohl ursprünglich die Gemeinweide der umliegenden Dörfer. Daraus deutet auch die Herkunft des Namens: Ich suche in dem bisher ungeklärten Namen das merkwürdige (in der *Lex Baiuvariorum* und in *Freisinger Urkunden* auftretende) ahd. *calasneo* (auch *galasino*, *gileisno*) „*commarcanus*“, d. i. Mitmäcker, Markgenosse (ahd. auch *gamarco*); frühalthochd. *ca* = *ga*—, *gi*—, nhd. *ge*— (wie in *gaferto* = *Gefährte*) mit dem Begriff des Teilhabens; der Stamm *lasn* (aus *lasna* oder *lasan*?) ist derselbe wie angelsächsisch *laes* „Weideland, Gemeindeweide“; — *eo* (—*jo*)

ist Endsilbe wie in ahd. ferjo = Ferge (Fährmann). Demnach wäre Glaffenhart, richtig G(e)lasenhart, „Weidewald der Markgenossen“; die Schreibung Klassenhart ist also etymologisch ebenso wenig berechtigt wie Kreut = G(e)reut, Kag = G(e)hag. Zu las(n) „Weide“ gehören wahrscheinlich auch die Flurnamen Glashart (Glasert, Klassert), Glaffen-äcker, -brunnen, -gasse, -holz, -hof u. a.“

c) Daß in der Tat nur diese Deutung für den Glager Namen in Frage kommt, kann außer seinem hohen Alter die Tatsache beweisen, daß er, so gedeutet, geradezu das selbstverständliche Gegenstück zu der Bodenbezeichnung darstellt, die wir im Namen der Biele haben feststellen können. Dort der Begriff des eingezäunten und der allgemeinen Nutzung entzogenen Sondergutes, hier, im Gegensatz dazu, der Begriff der gemeinen Mark, die der Nutzung durch die Markgenossen für Viehwirtschaft und Weidebetrieb überlassen war.

4. Schließlich füge ich aus der deutschen Namensgebung auch noch folgende Namen an, die ich unbedenklich zu dem gleichen Stammwort stelle:

a) Aus dem rheinischen Bezirk Bergheim den Namen Glessen, der dort schon zum Jahre 1108 erwähnt wird. Ferner aus dem österreichischen Bezirk Weyer den Namen Glasen, der in folgenden Belegen auf uns kam: ca. 1313 in der Chlosen; 1575 in der Claßen; 1599 in der Classenn. Aus dem österreichischen Bezirk Lembach den Namen Glotzing, der im Jahre 1231 noch Glasingen geheißen hat.

b) Ebenso dürfte die aus Bayern erwähnte Curia Klöshau (M. B. XIV. 127) zu diesem Stammwort gehören, sowie die im oberfränkischen Bezirk Kulmbach gelegenen Klötzhöfe.

c) Im Neißer Lande endlich weise ich auf den Namen Gläsendorf im Kreise Grottkau hin. Denn da dieser in den Formen: 14. Jahrhundert Glasirdorf, Glezeri villa, 15. Jahrhundert Glejerdorf, 1527 Glejerdorf, Glasjerdorf, 1746 Glaffen-dorf, Glasendorf erscheint, kann gar kein Zweifel daran bestehen, daß es sich auch dabei um einen alten germanischen Namen handelt, in dessen zweiter Silbe das alte deutsche „hart“ enthalten ist, das wir im Namen des „Niethart“ bei Gefäß schon kennen lernten. Was dabei besonders auffallen muß, ist

der Umstand, daß auch hier dicht neben Gläsendorf ein Camnig sich befindet und daß beide Dörfer dicht an der Grenze gegen Münsterberg bezw. Brieg gelegen sind, was mit Nachdruck daran erinnert, daß gerade die alten Grenzwaldregionen in frühester Zeit zu Weidezwecken verwendet worden sind.

Wieder sind wir also auch im Namen des Klessenbaches nicht nur auf ein uraltes germanisches Stammwort, sondern auch auf einen urgermanischen Begriff gestoßen, die sich beide derart gut und restlos in das maßgebende Bild der Urlandschaft fügen, daß kein Zweifel bestehen kann, daß damit auch das Problem des Namens der Klesse seine endgültige Lösung gefunden hat.

10. Die Kamnitzbach.

Während im Westen des Gebirgszuges, der sich, von der Riemerkoppe und dem Mühlberge überhöht, vom Schneeberg bis zum Kreuzberg bei Seitenberg hinzieht, der romantische Klessengrund liegt, zieht sich an ihm im Osten der Kamnitzgrund entlang. Beide aber haben in ihrer Lage und ihrem Aussehen so viele gemeinsame Berührungspunkte, daß von vornherein damit gerechnet werden darf, daß in dem gleichen Rahmen, aus dem uns jetzt der Name der Klesse so vertraut ins Auge blickt, auch der Name der Kamnitz nicht mehr länger mit seinem Geheimnis hinter dem Berge halten kann. Denn daß die bisherigen Erklärungsversuche nicht ernst genommen werden können, dürften die folgenden Darlegungen in der eindeutigsten Weise erkenntlich werden lassen.

I. Die bisherigen Erklärungsversuche haben sich, wie folgende Feststellungen zeigen, die Sache außerordentlich leicht gemacht.

1. Folgende Behauptungen wurden aufgestellt:

a) Nach F. Hübler (11. Jahressb. d. G. D. f. d. Jeschken- u. Jfergeb. [1910] S. 10) sollte der Name bojokeltisch und auf kam, d. i. „krumm“, zurückzuführen sein.

b) Slawisch wurde der Name dagegen von Klemen z (O. N. 44) und Graebisch (Hbl. 1935 S. 135) erklärt, und zwar sollte er nach diesen von dem tschechischen Stammwort kamen, d. i. „Stein“ abzuleiten sein.

2. Die wissenschaftliche Kritik stellt nun dazu Folgendes fest:

a) Der bojokeltische Deutungsversuch bedarf einer Widerlegung nicht, da er lediglich eine Verlegenheitslösung darstellt, die die Geschichte und Topographie überhaupt nicht berücksichtigt hat.

b) Das Gleiche gilt von dem slawischen Deutungsversuch. Übereinstimmend haben nämlich Graebisch und Klemenž bekannt, daß „ältere Belege leider fehlen“. Tatsächlich hat es nicht an Belegen, sondern bloß an der nötigen Mühewaltung gefehlt, diese auf archivalischem Wege festzustellen.

Aber auch ganz davon abgesehen, hat weder das Kamnitz im Habelschwerdter, noch das Kamnitz im Glazer Kreise jemals auch nur das Allergeringste mit dem tschechischen Stammwort kamen, d. i. „Stein“, zu tun gehabt. Daß es sich bei dieser Deutung bloß um eine Vergewaltigung der ehemaligen Wirklichkeit gehandelt hat, dürfte klar sein. Denn wenn ich feststelle, daß sich sowohl K. Wehse (Karpenstein 8) bei Kamnitz im Habelschwerdter, wie F. Graebisch (Hbl. 1934 S. 1) bei dem gleichnamigen Dorfe im Glazer Kreise, auf die tschechische Stammform Kamenice berufen haben, obwohl dieselbe in keiner Glazer Quelle überliefert ist, dann zeigt das zur Genüge, daß die bisherige Glazer Namenserkklärung mit Vorurteilen an die zu deutenden Namen herangegangen ist, die sich mit objektiver Geschichtsauffassung nicht mehr vereinigen lassen. In diesem Falle hat sie sogar das tschechische Urbar des tschechophilen Freiherrn von Pernstein vom Jahre 1549 (St. A. Br.: Rep. 23 VIII 3d fol. 30) noch in Schatten gestellt, da dieses das Glazer Dorf als „Wes Kamicz“ aufführt, mithin auch im Traume nicht an eine tschechische Stammform Kamenice gedacht haben kann.

II. Die wirklich wissenschaftliche Namensdeutung baut solchem Vorgehen gegenüber ihre Untersuchungen auf feststehenden Tatsachen auf und kommt dabei zu folgenden entscheidenden Feststellungen:

1. Schon rein geschichtlich kann gar nicht davon die Rede sein, daß der Name der heutigen Kamnitz jemals mit dem tschechischen Sprachidiom das Geringste zu tun gehabt haben

könnte. Das Glazer Land und insbesondere der Kreis Habelschwerdt sind vom Anfange ihrer Geschichte an von germanischen Völkern besiedelt gewesen und sind es von da ab bis in unsere Zeit hinein auch geblieben. Und da auch späterhin Slawen in nennenswerter Zahl in das Habelschwerdter Kreisgebiet überhaupt nicht eingewandert sind, wird man die Frage, wie denn unter solchen Umständen Kamnitz zu einem slawischen Namen gekommen sein sollte, gar nicht erst zu stellen brauchen. Der Name des Kamnitzflusses ist also ohne den allergeringsten Zweifel deutsch und zwar ebenso deutsch, wie es der Name des Glazer Kamnitz von seinem Ursprunge bis zur Jetztzeit an gewesen und geblieben ist.

2. Topographisch stellt das Flußgebiet der Kamnitz ein Waldland dar, das heute die Revierförsterei Kamnitz unter ihrer Obhut hat und daß dieses in der Tat niemals mit tschechischer Namengebung in Berührung gekommen sein kann, können die folgenden Waldbezeichnungen beweisen, die hier zumeist aus früherer Zeit schon am Boden haften geblieben sind: Spieglicht Saule; Sauberg; Romburg Saule; Seefelder, Pfefferkuchenhügel; Saalwiesen; Wild Suhle; Teufelsfahrt; Wolfsgurgel; Sybillen Kreuz; Kämmel; Eibiglehne; Kohlhäue; Mühlberg; Schneeberg.

3. Faßt man weiter die urkundlichen Namensformen ins Auge, dann stößt man auf folgende Belege: 1545 zur Kamitz; 1571 die Camitz; 1614 Morau und Kamitz; 1614 Kamitz (Ort); 1631 Camitz und in der Kamnitz; 1631 gegen der Camitz zue (U. B. Br.: IV. Fol. 139 c fol. 24); 1641 die Kamitz (Fluß); Kamitz (Dorf); 1653 Camitz und Kamnitz; 1672 die Camitz. Daraus aber ergeben sich nachstehende Folgerungen:

a) Der heutige Name stellt eine spätere Verballhornung dar, so daß jede Deutung, die von der heutigen Namensform ausgeht, schon von vornherein in die Irre gehen muß.

b) Die ursprüngliche Form des Namens hat „Kamitz“ (ohne n) gelautet und lediglich die beiden Formen aus Rechs Dekanale von 1631 und der Rolla von 1653 springen aus der Reihe. Da aber vorher noch bei Helurius (S. 215) für das Jahr 1625 die Form „Kamitz“ verzeichnet steht und weitersch

selbst das Glager Hypothekenbuch (St. A. Br.: Rep. 23 III 22 b fol. 110) im Jahre 1733 das genannte Dorf nur unter dem Namen „Camitz“ kennt, ist eindeutig klar, daß das n im heutigen Namen bloß eine spätere Einschlebung, mithin im ursprünglichen Namen gar nicht enthalten gewesen ist.

c) Auch über die Entstehung des Namens wird ein Zweifel nicht obwalten können. Da das heutige Dorf nach Kögler (Diert. I. 201) erst im Jahre 1596 entstanden ist, ist klar, daß es nach dem Flusse seinen Namen trägt. Aber auch der Flußname stellt keine selbständige Wortbildung dar, vielmehr kann auch er bloß als Landschaftsname entstanden sein, was auch in diesem Falle noch besonders dadurch erhärtet wird, daß das Dorf, wie ehemals auch in der Schriftsprache, noch heute in der Mundart („de Kaamze“) die Konstruktion mit dem Artikel vor seinem Namen führt.

4. Die dritte Feststellung ist namenkundlicher Art, denn diese stellt zunächst alle ähnlich gebildeten Glager Namensbezeichnungen zusammen und sucht deren Sprachgeschichtlicher Entwicklung dadurch wieder auf die Spur zu kommen, daß sie dieselben zu ähnlichen Namen anderer deutscher Gebiete in Parallele setzt, für deren Beurteilung ältere Belege zur Verfügung stehen, als das bei den Glager Namen der Fall ist.

a) Was zunächst das Glager Land betrifft, so muß sofort die Tatsache auffallen, daß hier sämtliche Namen, die die Endung — nitz aufweisen, zugleich Flußbezeichnungen darstellen, denn es handelt sich um folgende: Kamnitz (Kreis Glag), Kamnitz (Kreis Habelschwerdt), Lomnitz, Plomnitz und Raumnitz (Kreis Glag). Alle diese Namen sind ausnahmslos germanische Wortbildungen. Man hat sie bisher im Banne von unüberwindlichen Vorurteilen bloß als tschechisch ausgegeben und zu diesem Zwecke auch tschechische Namensformen für sie erfunden, so: Kamönice für die beiden Kamnitz (Wehse u. Graebisch), Lomnice für Lomnitz (Palacky-Kalousek), Plomnice für Plomnitz (Simak) und Rominice für Raumnitz (Klemenz, Diert. VI. 294).

Damit entsteht die Frage, wie diese eigenartige Endung in diese urdeutschen Namen hineingekommen ist. Und da der Erklärungsversuch von E. Schwarz (G. Qu. 183) nicht als

stichhaltig angesehen werden kann, wende ich mich zwecks Vergleichung auch in diesem Falle nach Oberfranken, von wo wir germanisches Volk in den herkynischen Grenzwald haben einwandern sehen.

b) Die Parallele mit Oberfranken stellt in der Tat eine Reihe von Namen fest, die alle die gleiche —ig-Endung aufzuweisen haben. Gemlenz im B. A. Kulmbach, 1217 Gemlenze, 1398 Gemlit; Kemerit ebendort, 1311 Kemerenze; Förmit im B. A. Mündberg, 1419 Forent, 1441 in der Niedernforent; Pegnit im B. A. gleichen Namens, 912 Paginza, 1140 Begeuze, 1293 Begnit, 1402 Begenit; Weidnit im B. A. Lichtenfels, 1207 Widenze, 1334 Weinden, 1341 Weyden; Püchit im B. A. Staffelstein, 1126 Buchenze, 1232 Buochen; Lübnit im B. A. Berneck, 1399 zu der Lypnit, 1421 Libenit by dem Gefreß; Döllnit im B. A. Kulmbach, 1286 Dolenz, 1288 Tolencz, 1311 Döln, 1402 Tölnit. Ferner: Zwernit, 1161 Zwern, 1217 Zwarenze, 1222 Zwerince, 1234 Zwerenze; Pölz und Pölit, 1096 Bolence, 1182 Bolenza, 1197 Tiffenbollent, 1380 Polnit; Teuchit, 1288 Tuchenze, 1326 Teuchen, 1430 Teugit. Wie allein dabei der Augenschein beweisen kann, stellt das —ig in keinem einzigen Falle die ursprüngliche Endung dieser Namen dar, sondern ist in allen diesen Fällen erst seit dem 14. Jahrhundert zum Vorschein gekommen, so daß von slawischem Einfluß gar nicht die Rede sein kann. Damit ergibt sich für die Beurteilung dieser Endung, was folgt:

Erstens. Wenn ich von diesen —ig-Namen den dritten herausgreife, so ergibt sich, daß er von dem am Nordabhange des Waldsteins im Fichtelgebirge entspringenden Flusse Formitbuch auf den Ort übertragen und mit dem O. N. Förit bei Eichsdorf, zwischen dem Eichit- und Föritberg im A. G. Sonneberg in Sachsen-Meiningen, gleichbedeutend ist. Der erstgenannte Name erscheint 1361 als Dorn- und Dormit, aber noch 1419 als For-ent und Dorn. Der zweite dagegen lautet 1152 Forhenze, 1317 Dorch—(en)enze. Daraus ergibt sich, daß beide Namen aus dem Bestimmungswort ahd. foraha, forha, mhd. vorhe, d. i. Föhre, Kiefer und aus einer Art von Grundwort bestehen, das anza bezw. enza gelautet haben muß.

Zweitens. Die grundwortähnliche Endung *anza* bzw. *enza* hat man nun zunächst ganz allgemein bald als keltisch, bald als slawisch angesehen, bis Th. Lohmeyer (Beitr. z. Etymol. dt. Flußnamen [1881] S. 19) für ihre deutsche Herkunft eingetreten ist, „weil dieselbe in Verbindung mit Bestimmungswörtern erscheint, welche auch in norddeutschen Flußnamen von entschieden deutscher Herkunft sehr häufig vorkommen“. Seitdem ist auch diese Frage restlos geklärt, denn man hat festgestellt, daß die älteren Namen nicht selten mit der Sammelendung —*ach*, ahd. *ahi*, nhd. *icht* zusammengesetzt worden sind, die ein Vorkommen in größerer Menge bezeichnete und darum gern bei Pflanzenbezeichnungen zur Ortsnamenbildung verwendet worden ist, wie sie ja auch das Glatzer Land in den Ortsbezeichnungen: Sichtig, Ehlich, Lindig, Kieferich, Tannigt, Weidicht und Eibigt aufzuweisen hat. Dieses —*ach* greift nun nach B. Eberl (I. 34) „von Pflanzennamen auch auf andere Grundwörtergruppen über, gern auf solche, die eine Geländebeschaffenheit aufzeigen“. Insbesondere aber ist der oberfränkischen Namenbildung auch noch das Suffix „*enze*“ eigen, das mit —*ach* ziemlich gleichbedeutend ist, und, wie folgende Belege zum Namen Hof beweisen, als Sammelendung verallgemeinernde Bedeutung hat, denn es heißt: 1268 in Curia Regnitz; 1281 in Richeniz; 1288 zum Hof und uf dem lande zu Regnit; 1318 die Stat zu dem Hofe und daz Lant ze Regenitz; 1323 Opidum dictum Raegentzhof; 1357 die Stat und hus zum Hofe und das Lant zcu Regniez genant (Ziegelhöfer 1920 S. 77 f.).

Drittens. Der sprachliche Entwicklungsvorgang bei den genannten Namen ist damit klar. Bei der Entstehung der Lautverbindung *ns* in Vorhenze erfolgte Einschub von *t* zwischen *n* und *s*, das heißt, es entstand die Affrikata *ts*. Durch Abschleifung in *Vornz* entstand weiter eine Form, die wegen der drei aufeinander folgenden Konsonanten *r n* und *z* von selbst die Einfügung eines *i* verlangte, so daß sich *Vornitz* und mit folgendem *n*-Verlust *Föriz* gebildet hat.

Da nun, wie bereits festgestellt, alle Glatzer Ortsnamen die heute die Endung —*nitz* aufweisen, ebenfalls Flußbezeichnungen darstellen, ist damit in der eindeutigsten Weise auch

der Weg zu ihrer Deutung gewiesen. Die Endung —iſ in diesen Namen hat in Wirklichkeit mit dem behaupteten slawischen Suffix niemals das Geringste zu tun gehabt, vielmehr ist ihre Entstehung einem rein phonetischen Vorgang zuzuschreiben. In Mainfranken hat man das mit dem erfreulichen Erfolge auch bereits erkannt, daß Chr. Beck (M. Bote von O. Fr. 1934 S. 23) energisch die Forderung erhoben hat: „Der Slawenlegende in Orts- und Flußnamen des Frankenlandes muß doch einmal ein Ende gemacht werden. Dazu bedarf es freilich noch ernster wissenschaftlicher Forschung. Auch werden wir uns noch mehr von dem deutschen Erbübel freimachen müssen, das Fremde auf Kosten des Einheimischen zu überschätzen. Die Siedelungsarbeit der Deutschen, besonders des bayrischen und des thüringisch-sächsischen Volksstammes steht in den deutschen Grenzgebieten doch unendlich viel höher als die der Slaven.“ Daß aber das Gleiche nachdrücklich auch für Glatz verlangt werden muß, versteht sich wegen der dortigen Grenzlandsverhältnisse von selber.

5. Die sprachliche Deutung vermag nun auch wirklich auf diesem Boden sicher das ihr vorgesteckte Ziel zu erreichen, denn sie folgert:

a) Der Name Kamniſ als solcher ist — wie alle anderen Glager Namen auf —niſ — als Landschaftsname entstanden und zwar hat er ursprünglich eine einsilbige Wortbildung dargestellt. An diese ist, als er auf den Fluß übertragen wurde, als Sammelbegriff die Endung —enz getreten, so daß die Form „Gamenz“ entstanden ist.

b) Das Grundwort in dieser neuen Bezeichnung hat sich nun zunächst in die Form „Gamnſ“ zusammengezogen und in diese hat sich zwischen das n und z bezw. ts aus phonetischen Gründen das i eingeschoben, so daß „Gamnits“ entstanden ist.

Die beste Bestätigung für diese Entwicklung bietet der Name des Dorfes Kamniſ im Kreise Glatz. Ist doch dieser urkundlich, wie folgt, überliefert: 1351 Camencz; 1361 Kamenſ; 1390 das gut Kamencz adit Kamenicz genannt; 1417 von der Kamenitz; 1417 Kmenencz; 1494 Camenitſ; 1631 gegen der Camiz zue. Daraus aber geht in der eindeutigen Weise hervor, daß auch bei diesem Namen der gleiche sprachliche Ent-

wickelungsvorgang vorliegt, wie ich ihn im Gebiete des ehemaligen Stiftes Bamberg habe feststellen können. Und damit ein Blinder sehen kann, daß dieser Beweis bis in seine letzte Konsequenzen schlüssig ist, taucht in der urkundlichen Wendung vom Jahre 1496: Jhan Haugwicz von Bischwicz zu Kemtz (6. Qu. II. 484) auch noch die Zwischenform, die das i noch nicht aufweist, ans Tageslicht, der ja im übrigen auch die Mundartform „de Kaams“ oder „de Kaamz“ entsprechen dürfte.

c) Was das Bestimmungswort betrifft, so kann überhaupt nur die Ableitung von dem Stammwort „die Gam (Saum)“ in Frage kommen, das zuweilen auch als Maskulinum erscheint und nach Grimm (W. B. IV. 1. 1574) ein „uraltet Wort“ darstellt, das so viel wie Hut, Beobachtung bedeutet. Mit österreichisch-bayrischem Dialekt gam bedeutet es noch heute in Oberbayern einen „Ort zum Hüten“, im Chiemgau auch eine „Hütte für die Hirten“. Im gleichen Sinne spricht man von „gamlosen Fickern“ und Schmeller (I. 912) hat das gleiche Wort in der alten Bestimmung nachgewiesen: „Das Vieh soll man nicht lassen gamlos gehen“. In der Schweiz kommt das gleiche Stammwort auch als Bezeichnung eines gebannten Waldes vor (Schw. Jd. II. 301).

6. Die damit gefundene Deutung dieses so schlimm verkehrten Namens läßt sich durch das Argument aus der Topographie auch noch über den letzten Zweifel heben. Denn, daß wir hier in der Tat auf altgermanischem Weideboden stehen, ergibt sich aus folgenden Feststellungen.

a) Ganz allgemein hat zunächst schon J. Kuzen (Die Gr. Blatz 116) hervorgehoben, daß die Höhenlage der Talgegenden des Bielen- und Schneegebirges die Ursache ist, „daß die Bodenverhältnisse an Fruchtbarkeit und Tragfähigkeit landwirtschaftlicher Erzeugnisse den beiden größeren Tälern der Grafschaft, denen der Neiße und der Steine, bei weitem nachstehen. Der Boden ist vermöge der Strenge des Klimas keine Gegend für lohnendes Gedeihen von edleren Feldfrüchten und Obstbäumen...; dagegen bietet Ersatz ein herrlicher Flach und reiche, kräftige Nahrung aus Wald und Wiese für Nutzvieh, Butter- und Käsewirtschaften. Ihre Produkte gehören zu den geschätztesten des Landes.“

b) Im besonderen entsprechen dieser Tatsache auch eine Reihe von Flurnamen, von denen mir die folgenden besonders erwähnenswert erscheinen.

Da stoßen wir zunächst auf einen Sauberg, dessen Name weiterer Erklärung gar nicht erst bedarf. Weiter liegt dort der Hemmberg, denn nach H. Strunk (Sl. N. des Dielandes 5) ist „ein Hamm, Hemm das durch Gräben eingefriedigte Weide- oder Wiesenland“.

Am allerbeweiskräftigsten aber dürfte der Name „das Kamel“ sein, den ich auf einer alten handgezeichneten Karte des 16./17. Jahrhunderts aus dem Geheimen Staatsarchiv Dahlem nördlich des Zechenberges habe feststellen können. Denn da Kamele im Gläcker Lande niemals beheimatet gewesen sind, kann in diesem Namen nur das Bestimmungswort „Gam“ enthalten sein, und zwar mit dem Grundwort „old“, d. i. Wald, das sich oft in „el“ abzuschwächen pflegte.

Wir haben also unmittelbar neben der Klasse einen zweiten Weidenamen ausfindig gemacht und deren Häufung im Grenzgebiet am Schneeberg wird umso weniger auffallen können, als, wie bereits festgestellt, gerade die Grenzwaldzonen früher bevorzugt für die Weidewirtschaft ausgenutzt worden sind.

7. Damit bleibt höchstens noch die Aufgabe, das mehrfach genannte Stammwort auch aus der allgemeinen deutschen Ortsnamengebung nachzuweisen.

a) Im allgemeinen verweise ich zunächst auf den Bergnamen Gamrich in der Sächsischen Schweiz (E. Walther, Vorgesch. d. Sächs. Schweiz) und die Flurbezeichnung Gamen, die H. Hanner in seinem Aufsatz über: „Die Weidewirtschaft im Spiegel der Flurnamen“ (Bl. Schw. Alboer. 38. Jg. [1936] S. 53 ff.) nachgewiesen hat. Im übrigen erscheint auch Kemnitz bei Löbau in der Wendung: 1427 von der Kemnitz; Kemnitz im Riesengebirge heißt in der M. A.: „ai der Kams“. Kemnitz, östlich von Gefell im Sichelgebirge wird 1382 von der Kemnicz; 1418 Kempnicz; 1428 zur Kempnicz; 1445 zur Kempnicz bezeichnet und selbst vom ehemaligen Stift Camenz bei Wartha heißt es im Jahre 1423 „der apt von der Kemmencz“ (Cod. dipl. Lus. I. 139). Daß Camenz als

eine von einem Böhmenherzog gegründete Burg von Anfang an einen tschechischen Namen erhalten haben müsse, ist darum gar nicht so „selbstverständlich“, wie Klemenz (Schl. 6. Bl. 1935 S. 25) das hingestellt hat, da allein der genannte Beleg schon zeigt, daß hier ein noch älterer Flurname vorliegt. Mag wohl sein, daß derartige Namen in späterer Zeit volketymologisch auf Kamen, d. i. Stein, umgedeutet worden sind, von Haus aus sind sie genau so deutsch, wie ich das an den beiden Glatzer Namen erwiesen habe. Daran vermag auch der Umstand nichts zu ändern, daß Cosmas von Prag berichtet hat, die im Jahre 1093 von Bretislav II. errichtete Burg Camenz sei deshalb so benannt worden, weil sie auf einem „hohen Felsen“ (super altum scopulum) erbaut worden ist. Denn einmal lehrt ein einziger Blick auf die Topographie, daß ein „hoher Fels“ dort niemals Wirklichkeit gewesen ist. Die einzige Bodenerhebung, die überhaupt in Betracht hätte kommen können, war die, auf der am 15. Oktober 1838 der Grundstein zum heutigen Schlosse gelegt worden ist und, wenn ich dazu feststelle, daß diese den alten germanischen Namen Harthaberberg geführt hat, dann sieht jeder, wie trefflich dazu der Name Camenz als ehemalige Weidebezeichnung paßt, da „hart“ mit „Weidewald“ identisch war. Die im Jahre 1093 von Bretislav II. angelegte Burg Camenz hat nach einer Camenzer Handschrift von 1592 in der Ebene und zwar an der Stelle der heutigen Kirche gelegen, so daß schon die Vorzeit, um den Zusammenhang des Namens mit Kamen, d. i. Fels, einigermaßen glaubhaft zu machen, zu der gezwungenen Begründung ihre Zuflucht nehmen mußte, daß „ein großer Theil Mauerstein auf der Stelle seyn gebrochen worden, wie dies der Schutt und Rähricht, wo man in die Kirche eingräbt, ausweist“. Mit Recht hat darum schon J. Klapper (Schl. Dkde. 17) die alte Erklärung des Cosmas nicht mehr ernst genommen und den Namen von Kamēnec, d. i. „Alaun“, abzuleiten gesucht, was Klemenz (U. Heim. II. 44) wieder als „unbegründet, gesucht und willkürlich“ bezeichnet hat. Im übrigen ist ja Camenz nicht etwa die erste Befestigung in dieser Gegend gewesen, vielmehr hat sie bereits in germanischer Zeit eine Vorläuferin gehabt, deren Erinnerung noch heute im Namen des nahen Baiteu

weiterlebt, der ebenfalls als urgermanischer Flurname entstanden ist und demgemäß vom ersten Augenblicke an, da er in deutschen Urkunden erscheint, die Konstruktion mit dem Artikel führt (1393 yn unnd uff das gerichtē czu dem Byczan; 1400 gerichtē czum Byczan; 1417 czu dem Beiczan).

b) Besonders beweiskräftig erscheinen mir indessen die Beispiele aus dem Neisser Lande, denn dort kommt — außer dem bereits genannten Camnig — der gleiche Name zu drei verschiedenen Malen vor, nämlich: Kamitz, 14. Jahrhundert Kempnycz prope Paczkow; ca. 1530 Kemnitz; 1740 Kamnitz. — Deutsch-Kamitz, 1284 Cameniza, Kemptnig magnum, 14. Jahrhundert Kemptnig Theutonica; 1424 Dewcza Kempnicz; 1530 Deutsch-Kamitz, Deutsch-Kamitz. — Dürr-Kamitz, 1360 Dorren Kemptnig, 14. Jahrhundert Sucha Kamonka vulgo Dürckamitz; 1530 Dürr Kemnitz; 1740 Dürr Kemnitz.

Hier haben diese Namen, übereinstimmend mit der im Registrum Nissense (Cod. XIV. 19) genannten Überschar Kamitz in Österreichisch-Schlesien, sogar die ursprüngliche Form ohne n bewahrt und führen ebenfalls den weiblichen Artikel. Daß keiner von ihnen mit Kamen, d. i. Stein, zusammenhängen kann, zeigt die polnische Form des dritten. Auch hier gehen diese Namen ohne Zweifel auf den Weidebetrieb im Grenzwald zurück.

c) Schließlich weist auch das ehemalige Fürstentum Schweidnitz nicht nur den Namen Kamnitz auf, der auch hier einem Ort und einem Flusse eigen ist, sondern auch hier deuten mancherlei Anzeichen auf eine ähnliche sprachliche Entwicklung hin, wie wir sie in Oberfranken kennen gelernt haben. Außer dem Namen Schweidnitz (1315 Swidenitz; 1373 von der Swidnicz; 1548 zur Schweidnitz), verweise ich auf den Namen der Lohē, die im Jahre 1155 noch „Selenza“ geheißen hat, auf den der Polznitz, in dem das gleiche deutsche Stammwort steckt, wie im Namen des Glazer Piltz (Hbl. 1936 S. 121) — auch Polznitz bei Freiburg heißt heute noch in der Mundart: „ai der pulst“ — vor allem aber auf den auch in Glazer Quellen vorkommenden Namen Domantz: 1480 Heinz Domantz zu Schrepsdorf; 1482 Heinz Domanze von Schrepsdorf; 1545 zu Gerßdorf unter dem Domamez; 1631

zue Giersdorff underm Domang. Hier ist die Bezeichnung bereits Familiennamen; aber im Kreise Schweidnitz kommt sie noch als Ortsbezeichnung vor (1193 Demanc. S. R. 59); 1576 auf Domantze; 1641 Domantze). Daß auch dieser Name als Landschaftsbezeichnung entstanden ist, beweist seine Konstruktion mit dem weiblichen Artikel („von der Domancze“). Sein hohes Alter und seine Weiterentwicklung zu einem Flußnamen aber beweist die Wendung vom Jahre 1277: a monte Malost per antiquam viam usque ad antiquum pontem Domanicz. Tatsächlich ist an dieser Brücke auch der Flurname „Zollgasse“ erhalten geblieben, weil hier die Straße nach Mohnau und Frauenhain die Brücke überquerte.

Daß es sich sehr wohl verlohnt, diesen Zusammenhängen noch weiter nachzugehen, tut der Umstand dar, daß gerade im Schweidnitzer Gebiet für den heutigen Jobten bei Thietmar zum Jahre 1017 und in der Papsturkunde von 1148 der Name Slenz überliefert ist, den man bekanntlich mit dem Namen Schlesien in nahe Verbindung gebracht hat. Und auch diese Bezeichnung hat ja Maetschke noch unlängst (Nachrichtenbl. f. dt. Sl.-Nkde. 4. Jg. [1935] Heft 1) als eine „slawische Namensform“ mit der Begründung ausgegeben: „Die Germanen werden den Berg etwa Sling, Sleng, Schleng genannt haben, woraus bei den Slawen Slenz oder Slez wurde“. Tatsächlich stellt sich auch dieser Name als eine urgermanische Wortbildung dar, die nach der Regel erklärt werden muß, daß in den ältesten Bergnamen uralte Landschaftsbezeichnungen stecken. Wie nachhaltig aber auch dieser als slawisch verkehrte Landschaftsname nach Mainfranken, in dem wir die ehemalige Heimat der bei Maetschke so unbeliebten Markomannen erkannt haben, hinüberweist, geht in der allereindeutigsten Weise daraus hervor, daß dort noch im Jahre 1502 eine Flur mit dem Namen „in der slentz“ an der Stelle bezeichnet worden ist, an der sich „die markung und raynung“ des Dorfes Leubnitz angehoben hat. Auch in diesem besonders bedeutsamen Falle hat also die von Maetschke angefochtene Regel nicht getrogen, daß Ortsbezeichnungen, die den Artikel führen, unwiderruflich erstens deutscher Herkunft und zweitens ehemalige Flurbezeichnungen sind.

Schon diese wenigen Beispiele zeigen, daß auch für Schlesien die Abkehr von der bisherigen slavomanen Namendeutung höchstes Gebot der Stunde ist. Und gerade im Frankensteiner Kreise liegt ja für die polnische Verballhornung von uralter germanischen Ortsbezeichnungen ein sehr instruktives Beispiel im Namen des Ziegenrückens vor, der im Heinrichauer Gründungsbuch in der Mitte des 13. Jahrhunderts in der Wendung erscheint: *mons Ciginrucke vel in Polonico Co-secrepte*. Während Stenzel diesen Berg „südlich dicht bei Herzogswalde und westlich der Reinertskuppe“, Kopicz (Gesch. dt. Kultur Frankenstein 44) im „Grochberg mit dem langgestreckten Rücken des Wadberges zwischen Tarnau und Baumgarten“ gesucht hat, weil er „bei einiger Phantasie leicht als der Rücken einer Ziege, der Grochberg aber als Kopf derselben aufgefaßt werden kann“, hat ihn Bretschneider mit dem „Harthekamm allein“ identifiziert. Die polnische Verballhornung dieser altgermanischen Ortsbezeichnung stellt nun aber bloß eine wörtliche Übersetzung dar, da *Koza* „Ziege“ und *Krepa* „Krempe“ heißt. Nicht von seinem Aussehen aber hat der Berg seinen Namen erhalten, sondern, wie aus dem Gründungsbuch eindeutig hervorgeht (Bretschneider 53), von seiner Eigenschaft als Grenzpunkt des Heinrichauer Stiftsgebietes. Dazu brauche ich ja dann wohl bloß noch festzustellen, daß der obere Grenzteil von Obersteine Ziegenviertel heißt und eine eigene Sage sich dieses Namens bemächtigt hat (G. O. 1926 S. 116) und daß sowohl an der Glazer Nordgrenze bei Giersdorf, wie an der Südgrenze beim Schneeberg der Name Ziegenrücken als Flurname vorkommt, dann wird jedermann einsehen, daß in allen diesen Bezeichnungen bloß die Stammworte *Ziche*, d. i. „Grenze“ und *Rick*, d. i. „Zaun, Gehege“ enthalten sein können, so daß der Name durch die polnische Verballhornung nicht nur in welsche Laute, sondern auch in einen fremden Begriffskreis hineingepreßt worden ist. Daraus aber ergibt sich von selber, daß, wie schon F. Rotter (Mitt. Schl. Ges. Dkde. Bd. 24 [1923] S. 94) verlangte, auch bei der Deutung der schlesischen Ortsnamen „eine Art organischen Schauens“ an die Stelle der bisherigen wertlosen Deutungsmethode treten, vor allen Dingen aber, daß der bisherigen

slawischen Deutungsmanie ein für alle Mal ein gebieterisches Halt entgegen gerufen wird. Geschieht das, dann wird sich schon von selber zeigen, daß, wie das allein schon der Name Schram (1293 Stram) dartut, auch die schlesische Namensforschung vielfach gerade dort am ersten und einwandfreiesten auf urgermanisches Sprachgut stößt, wo bisher die größten slavomanen Vorurteile sich am siegesichersten breit gemacht haben. Denn, während Klemenz (U. Heim. II. 77) bloß zu erklären vermochte, daß er „diesen offenbar slawischen Ortsnamen bei dem Fehlen eines entsprechenden [[lawischen] Etymons nicht zu deuten vermöge“, braucht man bloß die in dem Worte „offenbar“ enthaltene „Annahme“ auszuhalten und auch diesen Namen im Lichte der Urkundenstelle: 1283 mons qui dicitur Zram objektiv zu würdigen. Denn dann ergibt sich, daß auch Schwaben einen Schramberg aufzuweisen hat und daß das Bestimmungswort „Schram“ in diesem Namen in der Bergwerkssprache ein „schmales Loch im Gestein, neben dem eigentlichen Gang“, sonst aber jedes „enge Loch an einem Berg oder Fels“ bezeichnet (Schmeller II. 601. Buck 249). Dazu aber brauche ich dann wohl nur noch festzustellen, daß in der Urkunde über Schram vom 16. Februar 1349 auch ein altes Goldbergwerk erwähnt ist (de duabus gasis aurifodinarum, que „hutte“ nuncupantur vulgariter), um jedermann davon zu überzeugen, wie nahe mitunter auch in Schlesien die lautere Wahrheit am Wege liegt und wie achlos man an ihr bisher vorübergegangen ist, um im Banne der unhaltbarsten Vorurteile mit den ausgefallensten slavomanen Fiktionen und Fabeln sich und anderen ein E für ein U vorzumachen.

Der Name der Klesse und der der heutigen Kamnitz stützen sich jedenfalls gegenseitig in einer Weise, daß über keinen mehr gesagt zu werden braucht. Zumal bei der Erörterung des zweitgenannten ist es deutlich in die Erscheinung getreten, daß man sich bei seiner Deutung noch nicht einmal die Mühe genommen hat, die älteren Namensbelege festzustellen, sondern sich damit abgefunden hat, der Erklärung die verballhornte Namensform von heute zu Grunde zu legen und dazu auch noch eine tschechische Form Kamenice zu erfinden, die in keiner

irgendwie gearteten Gläger Urkunde nachweisbar ist. In Wirklichkeit gehört auch dieser Name der gleichen frühgermanischen Gläger Entwicklungsperiode, wie die übrigen Flußnamen, an, von denen bisher die Rede gewesen ist.

11. Die Seitenbach.

Der Vollständigkeit halber wird in diesem Zusammenhange auch die Seitenbach nicht übergangen werden dürfen, wenn auch über ihren Namen nicht allzu viel gesagt zu werden braucht.

1. Im Namen Seitenbach liegt die frühere Bezeichnung eines kleinen Nebenflusses der Mohre vor, wie die Stelle im Urbar von 1614 (fol. 125) beweist: „Heudörffel an der Seittenbach“. Dann heißt es weiter: „Die Seitenbach kommt vom Heudorf undt Johannesberg undt fleußt durch Seitenberg bis sie unterm Richterhut zu Seitenberg in das Morwasser fellet.“

2. Heute wird der genannte Bach als das „Heudorfer Wasser“ bezeichnet. Auch er hat also diesen Namen von dem Boden angenommen, den er bewässert, und zwar von dem in seinem Quellgebiete gegründeten Heudorf, dessen Name daran erinnert, daß auch das Flußgebiet des Heudorfer Wassers ein Teil des alten Grenzwaldes darstellt. Noch heute bildet das genannte Dorf eine eigene Hegerei, in deren Bereich die folgenden Waldbezeichnungen von besonderem Interesse sind: Zehenberg; Steiger Stück; Otter Köppel; Ausruck; Bärsteine; Wolfsstück.

3. Wie der heutige Name des Flusses ist auch die frühere Bezeichnung Seitenbach kein selbständiger geographischer Flußname gewesen, vielmehr ist er durch Verkürzung aus „Seitenberger Bach“ entstanden. Es ist also in ihm ebensowenig der Begriff eines Nebenbachs enthalten gewesen, wie Seitenberg mit einem Seitental jemals etwas zu tun gehabt hat.

Was das Bestimmungswort „Seiten“ in diesem Namen in Wirklichkeit bedeutet hat, wird sich zeigen, wenn bei der Besprechung der Dorfnamen der Name Seitenberg an die Reihe kommt. Denn, im sogenannten „Grund“ entstanden, stellt auch er eine urgermanische Wortbildung dar.

12. Die Koblitzbach.

Nicht allzu weit von der Seitenbach, südlich von Alt- und Neugersdorf, vereinigt sich mit der Biele ein kleiner Fluß, dessen Name sich sogar in die drei Bezeichnungen Vorder-, Mittel- und Hinter-Koblitzbach gespalten hat und der aus einem doppelten Grunde unser besonderes Interesse verdient: einmal, weil er die ominöse Endung *-itz* aufweist und sodann, weil er in einem alten Flurnamen bei Habelsdwerdt einen Namensvetter aufzuweisen hat. Der richtigen Deutung des Koblitz-Namens kommt mithin nach einer doppelten Richtung hin besondere Bedeutung zu. Diese aber ergibt sich aus folgenden Argumenten:

1. Aus der Topographie geht zunächst hervor, daß es sich beim Flußgebiet der Koblitzbach um das gleiche Gebiet des ehemaligen Grenzwaldes handelt, dem auch die Biele, die Mohre, die Klesse und die Kamnitze ihre Namen zu verdanken haben. Das aber läßt mit aller Sicherheit darauf schließen, daß auch der Name der Koblitzbach diesem gleichen Walde seine Entstehung zu verdanken hat, so daß er auch nur im Zusammenhang mit diesem zutreffend erklärt werden kann.

2. Geschichtlich sind außerdem folgende beiden Tatsachen verbürgt:

a) Zunächst steht fest, daß es sich beim Namen der Koblitzbach überhaupt erst um eine Wortbildung von erheblich jüngerem Alter als bei den Namen der Mohre, der Biele, der Klesse und der Kamnitze handelt, da sie erst in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts entstanden ist, in der im Zusammenhang mit der damals eingerichteten Holzflöße die eigentliche Erschließung der Bielelandschaft in die Wege geleitet worden ist.

b) Des weiteren ergibt sich, daß der eigentliche Ausgangspunkt der Erschließung des Flußgebietes der Koblitzbach die Errichtung einer Hegererei gewesen ist, aus der dann auch die heutige Kolonie entstanden ist, die nach dieser Hegererei bezw. dem Bach, an dem sie ehemals gelegen gewesen ist, heute den Namen „Koblitzbach“ führt.

3. Namenkundlich ergibt sich daraus, daß die dem heutigen Namen eigene *-itz*-Endung, selbst wenn sie echt und

mit dem Namen schon bei seiner Entstehung verbunden gewesen wäre, in keinem Falle für eine slawische Besiedelung der Gegend das Allergeringste zu beweisen vermöchte. Tatsächlich ist aber weder das eine, noch das andere der Fall, so daß die im Lande bisher üblich gewesene Gleichstellung der Endung -ig mit dem tschechischen Suffix ice auch dieses Mal restlos falsch wäre. Vielmehr hat auch in diesem Falle, genau so, wie wir das beim Namen der Kamnitz haben feststellen können, die genannte Endung lediglich einem phonetischen Vorgang ihre Entstehung zu verdanken, wie das folgende Feststellungen einwandfrei beweisen.

a) Der ursprüngliche Name hat nämlich bei seiner Entstehung die -ig-Endung überhaupt noch nicht aufgewiesen. Im Urbar von 1614 hat das genannte Fließwasser noch „die Kobelsbach“ geheißen und im Jahre 1748 hat die inzwischen in seinem Flußgebiet entstandene Kolonie noch den Namen „Kobelsdorf“ geführt.

b) Im heutigen Namen aber hat sich die ominöse -ig-Endung ganz von selbst auf folgendem Wege herausgebildet. Bei der Aussprache des Namens „Kobels“ hat sich lautgerecht ein t in den Namen eingefügt, so daß die Affrikata ts (Kobelts) entstanden ist, in die sich dann von selbst das i eindrängte.

4. Damit dürfte auch die sprachliche Deutung des Namens Schwierigkeiten nicht mehr bereiten können.

a) Im allgemeinen bezeichnet das Wort „Kobel“ einerseits einen überragenden Fels, unter dem Hirt und Weidetiere Schutz zu suchen pflegen, während es zugleich auch der Name für ein kleines Hofgut mit einem geringen Wohngebäude ist. So z. B. heißt es zum Jahre 1450: Um Nürnberg sind vier Siedköbel, worinn alte Männer und Weiber unentgeltliche Kost und Wohnung haben (M. B. 25. 64). In diesem Sinne dürften Bezeichnungen wie „Kobeltgut“ und „Kobelmühle“ bezw. der von Buck (S. 141) bereits zum Jahre 830 verzeichnete Name „Cobelbach“ bezw. der im Jahre 1294 erwähnte „Cobelwald“ zu deuten sein, denn nach dem Genannten (S. 112) wurde in Bayern ein Sechzehntelhof als „Kobel“ bezeichnet und nach Grimm (M. B. V. 1539) wurde

in der Oberpfalz und Franken als „Köbler“, altbayrisch „Häusler“, der Landmann bezeichnet, der nur ein Wohnhaus und keine oder nur wenig, höchstens ein Viertel Gut Feldwirtschaft besaß.

b) In dem hier vorliegenden Sonderfalle dürfte von den genannten Bedeutungen dieses Stammwortes ausschließlich die zweite in Frage kommen, nach der der Name Koblitz bloß dem Hegerhaus bezw. Hegergut seine Entstehung zu verdanken haben kann, aus dem die heutige Kolonie herausgewachsen ist. Das beweist die folgende urkundliche Notiz aus dem Jahre 1672 (St. A. Br.: Rep. 23 I 11 c): „Dan ist hinter den Altgörsdorffer Pawergütern in der Kobelsbad ein altes Hegerhaus, so nunmehr aber ganz eingefaulet, und niemand mehr darinn wohnen kan.“

Damit aber haben wir neben dem Namen der Kamnitz einen zweiten Flußnamen mit der „allbereiten“ Endung -itz ausfindig gemacht, der eine urdeutsche Entwicklung aufzuweisen und mit dem tschechischen Sprachidiom niemals etwas zu tun gehabt hat. Es wird gut sein, daß wir uns diese Tatsache nicht gleich wieder aus dem Sinne schlagen, damit uns auch vor den übrigen itz-Namen nicht mehr bange zu sein braucht.

13. Die Wölfel.

Während die bisher behandelten Wasserläufe auf der rechten Neisseite zum Flußsystem der Biele gehören, führen die drei folgenden ihr Wasser dem Hauptflusse des Landes, der Neisse, selber zu. Unter ihnen ist die Wölfel nicht nur der größte, sondern auch der bekannteste, weil ihr Name in den beiden Ortsnamen Wölfelsdorf und Wölfelsgrund wiederkehrt.

1. Die bisherigen Erklärungsversuche haben nach einer dreifachen Richtung hin des Namens der Wölfel hiet zu werden gesucht.

a) Auf den Personen-Namen Wölfel hat ihn Klemenz (O. N. 55) zurückgeführt, indem er sich dabei die folgende Auslassung von Graebisch (Hbl. 1923 S. 62) zu eigen gemacht hat: „Wölfelsdorf hat seinen Namen zweifellos vom Personen-namen Wolfil (Wölfel) oder Wolfin, vgl. die alten Namen Wolfilsdorf, Wolfli villa; Wölfelsgrund hieß früher Neu-

Wölfelsdorf, 1631 wird es von Kock als „Wolfgrund“ angeführt. Vielleicht geht letzterer Name auf den Tiernamen zurück, wie z. B. Hirschenwald, und ist „Wölfelsgrund“ aus einer Vermengung der beiden Namen (Neu-)Wölfelsdorf und Wolfgrund entstanden. Der Flußname „die Wölfel“, der mehr durch die Schule eingeführt sein dürfte, als die echte, dem Volksmunde entstammende Namensform, scheint erst später aus Wölfels(grunder)-Wasser gebildet worden zu sein. Im Volksmunde wird meist nur „s Wosser“ gesagt (Wölfelsdorf) oder „s Welsdroffer oder Welsgrender Wosser“.

b) An zweiter Stelle hat unlängst J. Schmidt (Hbl. 1937 S. 100) die, wie er meinte, „recht plausible Vermutung“ ausgesprochen, „daß das „el“ in dem Namen von hella = Höhle, Höhle kommt, wobei das h des Grundwortes in der Verbindung mit dem Bestimmungsworte Wolf ausgefallen ist... Wölfel bedeutete alsdann Wolfhöhle, Wolfhöhle“.

c) Eine dritte Erklärung stammt ebenfalls von Schmidt: „Wolf ist gleich „Olef“, einem Flüßchen bei Schleiden, ist gleich „Ulf“, einem Nebenflusse der Our bei Malmedy, gleich der Alf bei Brünn, ist daselbe wie Alb, Alba, Albula, Elf, Elbe-Fluß.“

2. Demgegenüber wird sich die neue Deutung zunächst bloß auf folgende Feststellungen zu berufen brauchen:

a) Wie alle übrigen Glatzer Flußnamen stellt auch der der Wölfel keine selbständige geographische Bezeichnung dar, sondern ist auch in diesem Falle von der Landschaft auf den Bach übertragen worden. Das hat ja auch Graebisch ausdrücklich zugegeben und bestätigt wird es durch den dem Flußnamen vorgesetzten weiblichen Artikel, zu dem ohne Zweifel das Grundwort „bach“ zu ergänzen ist. Mithin ist „die Wölfel“ nichts anderes als die durch Wölfelsdorf fließende Bach, so daß damit die beiden Erklärungsversuche von J. Schmidt von selbst entfallen.

b) Wenn weiterhin Graebisch den Namen Wölfelsdorf und damit auch den der Wölfel mit dem Personennamen Wolfil oder Wolfin in Verbindung gebracht hat, so ist an diesem Deutungsversuche bloß das eine „zweifello“, daß weder die genannte Flußbezeichnung, noch der Name des Dorfes jemals

das Geringste mit dem genannten Personennamen zu tun gehabt haben kann. Dieser Deutungsversuch fußt auf der fiktiven „Lokatoretheorie“, nach der man bisher in allen möglichen Glazer Ortsnamen den Namen eines „Gründers“ bezw. „Lokators“ gewittert hat. Und da nach meiner erschöpfenden Beweisführung die angeblichen Glazer Lokatoren niemals etwas anderes als reine Phantasiestalten gewesen sind, ist eindeutig klar, daß es ein *lucus a non lucendo* ist, wenn man eine auf dieser Fiktion beruhende Namensklärung heute noch als eine „wissenschaftliche“ zu bezeichnen versucht.

c) Ausschlaggebend ist, daß auch der Name Wölfelsdorf ein Kind der ältesten Glazer Ortsnamengebung ist und da diese, so gut wie restlos, topographisch orientiert gewesen ist, steht unwiderleglich fest, daß auch dieser Name bloß aus der Topographie der Urelandschaft richtig erklärt werden kann.

Welche Erklärung damit für den Namen der Wölfel ganz allein in Frage kommen kann, wird sich zeigen, wenn die Deutung der beiden Namen Wölfelsdorf und Wölfelsgrund akut geworden ist. Von den bisherigen Erklärungsversuchen wird dabei freilich nichts mehr übrig bleiben, dafür wird aber dann auch diese Namensdeutung derart nachhaltig in der Topographie ihrer landschaftlichen Umgebung verankert sein, daß sich an ihr nicht mehr rütteln läßt.

14. Die Plomnitzbad.

Es ist ein wahres Glück, daß wir uns an den Namen der Kamnitz und der Koblitz das Gruseln vor den *itz*-Namen abgewöhnt haben, weil wir nunmehr auch beim Namen der Plomnitz nicht mehr vor dem Gedanken kopfscheu zu werden brauchen, daß eine tschechische Wortbildung mit dem Suffiz (n)ica in ihm enthalten sein müsse, wie es von den Glazer Slavomanen zur Zeit noch behauptet wird. Was in Wirklichkeit von diesem Namen zu halten ist, ergibt sich aus folgenden Feststellungen.

1. Die bisherigen Deutungsversuche. — Um sie zu charakterisieren, genügt ihre Aufzählung und die sich aus ihnen ergebende Kritik.

1. An Versuchen, den Namen der Plomnitzbad zu deuten, sind, soweit ich sehe, drei an des Tages Licht getreten.

a) Zunächst ist Goebels handschriftliche Chronik (M. A. Glag: Sign. 64 fol. 233) darauf verfallen, daß der Name „von einem der Plomnitzer geheissen“, herkommen soll.

b) Nicht minder ausgefallen ist die Ansicht von F. Töpfer (21. Jb. d. G. D. f. Jeschken- u. Jsergeb. [1911] S. 33): „Plomnitz kann möglicherweise ein verstärktes Comnitz sein. Die Endung itz, sowie die Lautverbindung mn bekunden slavischen Ursprung“.

c) Ungleich mehr aber hat sich eine dritte Erklärung in den Vordergrund gedrängt. Sie wird von Klemenz vertreten, der früher (8. J.-Ber. d. G. G. D. 54) den Namen mit tschechischem plon, d. i. Ebene, in Verbindung gebracht hat, neuerdings (O. N. 51) im Verein mit Graebisch (Hbl. 135 S. 134) darauf schwört, daß der Name Plomnitz von tschechischem plaviti, d. i. flößen, kommen und damit einen „Flößbad“ bezeichnen soll.

2. Die Kritik vermag nun alle diese Deutungen durch folgende Feststellungen restlos und endgültig abzutun:

a) Alle diese Anschauungen sind ohne jede Rücksicht auf Ortsgeschichte und Topographie lediglich auf Grund einer gewissen Ähnlichkeit im äußeren Wortklang zustande gekommen. Der reinste Zufall ist also auch hier zum Gott der Geschichte gemacht worden.

b) Des weiteren ist in diesem Falle der Begriff des Holzflößens in eine Zeit verlegt worden, in der im Glager Lande von ihm noch gar nicht die Rede sein kann, da die Holzflöße tatsächlich erst im 16. Jahrhundert eingerichtet worden ist. Im übrigen aber hat die Plomnitzbad überhaupt zu keiner Zeit jemals für die Flößerei in Betracht kommen können, da der genannte Bad nicht nur wegen der Enge seines Bettes, sondern auch wegen seiner zahllosen Kurven für solche Zwecke völlig unwendbar war. Und daß er dazu auch nicht verwendet worden ist, bestätigt eine mit vorliegende Karte des 17. Jahrhunderts aus dem Geheimen Staatsarchiv Dahlem, in der die Flößgelegheiten genau verzeichnet stehen, ohne daß bei der Plomnitzbad eine entsprechende Angabe zu finden wäre.

c) Schließlich hat es sich auch bei der jetzt von Klemenz und Graebisch vertretenen Erklärung nicht etwa um eine auf Grund von etymologischer Sprachkenntnis und an der Hand von eigenen geschichtlichen Studien gewonnenen Deutung, sondern um eine bloße Anleihe aus dem Auslande gehandelt. Wie sehr aber die dort bisher maßgebend gewesenen historischen Anschauungen durch tendenziöse Geschichtsbaumeisterei entstellt und vergiftet gewesen sind, kann gerade in diesem Falle die Tatsache beweisen, daß der Prager Prof. Dr. Simak den Namen dieses Dorfes als Plomnice in seiner Karte verzeichnet, mithin dafür eine „urkundliche“ Form gewählt hat, die in keiner Glager Urkunde nachweisbar, sondern frei erfunden ist.

II. Die neue Deutung. — Wieder sucht sich auch dieses Mal die wissenschaftlich orientierte Namensdeutung selbständig ihren Weg. Nicht auf der Weisheit trockener Wörterbücher und auf den tendenziösen Vorstellungen des Auslandes, sondern auf folgenden verlässlichen Argumenten baut sie auf:

1. Aus der Geschichte vermag sie nämlich zunächst mit aller nur erwünschten Sicherheit die Feststellung zu treffen, daß die Plomnitzbach durch eine urdeutsche Gegend fließt. Und wenn sie daraus schließt, daß dann auch der Name der Plomnitzbach gar nichts anderes als eine urdeutsche Wortbildung darstellen kann, dann befindet sie sich dabei in vollster Übereinstimmung mit der eindeutigen Feststellung von Klemenz (G. O. 1915 S. 91), daß der „mit geschichtlichen Tatsachen rechnende Forscher gar nicht auf den Gedanken kommen wird, in einem in rein deutscher Gegend vorkommenden Ortsnamen eine slavische Wurzel zu suchen.“

2. Namenkundlich ergeben sich des weiteren folgende entscheidende Feststellungen:

a) Zunächst tritt die wiederholt schon angeführte Regel in ihr Recht, daß, wie alle älteren Glager Flußbezeichnungen, auch der Name der Plomnitzbach gar nicht als selbständige Flußbezeichnung angesehen werden kann, sondern aus einem Landschaftsnamen entstanden und erst später vom Boden der Flur auf den Fließbach übergegangen ist.

b) Die Bodengebundenheit des Namens der Plomnitzbach dürfte ja auch in folgenden Belegen deutlich zum Ausdruck

kommen, denn es heißt: 1533 Plomnitzbad; 1815 Plomnitzwehr. Und dem entspricht auch die frühe lateinische Wendung in der Urkunde von 1423: iuxta aquam Plomnicz. Damit übereinstimmend hat ja auch schon Seliger festgestellt, daß sich das Glasgrundwasser zu Kieslingswalde mit dem dortigen Fluennwasser vereinigt, „welches zu Plomnitz den Namen Plomnitzbad erhält“. Dementsprechend ist für den Oberlauf dieses Baches in früher Zeit bereits ein anderer Name im Gebrauche gestanden, nämlich: „Das Weißwasser“. Und, wie geschäftig das Volk in der Benennung des Unterlaufes gewesen ist, kann ja wohl am besten die Tatsache zeigen, daß es diesem u. a. den Namen „Habel“ beigelegt hat, mit dem man eine zeitlang sogar den Namen Habelschwerdt in Verbindung zu bringen suchte. Tatsächlich war dieser Name, der sich übrigens schon bei J. J. Dittrich (Reinerz [1838] S. 312) findet und den auch Kögler (Diert. X. 244) bereits angeführt hat, von dem sogen. Habelgut hergenommen, dessen Besitzer um 1750 ein gewisser Habel gewesen ist, wie ja auch ein solcher gleichen Namens von Volkmer (Habelschwerdt 187) noch zum Jahre 1823 angeführt wird. Das genannte Habelgut aber ist nach P. Futters dankenswerten Feststellungen (Gr. Gl. 1928 S. 54) mit dem ehemaligen Freirichtergut Dittersbach identisch gewesen, da es „die jetzt von der Pfarrwidmut und den sogen. „Wiefeln“ eingenommene Gemarkung umfaßt und daher am Plomnitzbad gelegen hat.“

c) Zuletzt kann auch der Charakter des umstrittenen Namens als ehemalige Landschaftsbezeichnung nicht im mindesten zweifelhaft sein, weil er auch in diesem Falle im Namen eines Dorfes weiterlebt, der des zum Zeichen auch die Konstruktion mit dem Artikel führt, denn es heißt noch heute „de Plooms“ oder „de Ploomz“, ähnlich wie beim Ortsnamen Plottnitz (1369 Plotenicz) im Kreise Frankenstein („ai de ploms“), an dem sich Damroth dadurch vergriffen hat, daß er ihn mit slaw. bloto, d. i. Morast, in Verbindung brachte.

3. Sprachlich ist damit die Deutung insofern völlig klar, als auch der Name der Plomnitzbad nur in der gleichen Weise richtig erklärt werden kann, die uns bei der Deutung des Namens der Kamnitz zum Ziele geführt hat. Tatsächlich stellt

nämlich auch dieser Name eine zusammengesetzte Wortbildung dar.

a) Der ursprüngliche Landschaftsname kann nur eine einsilbige Wortbildung dargestellt haben und muß damit auf eine Zeit zurückgehen, in der die Sprache noch zahlreiche Begriffe mit einsilbigen Worten auszudrücken vermochte, was durchaus mit dem hohen Alter dieses Namens zusammenstimmt. Welcher Wortstamm dafür allein in Frage kommen kann, wird sich später erweisen.

b) Als Flußbezeichnung hat nun dieser Name in gleicher Weise wie der Name Kamnitz, das auf eine Sammelbezeichnung eingestellte Suffix *enz* angenommen und dieses in die heutige Endung *nitz* abgeschliffen. Ich habe diesen Vorgang bereits beim Namen der Kamnitz (Nr. 10) an zahlreichen Beispielen aus Oberfranken erläutert, so daß ich nur auf den Namen der Pegnitz zurückzuverweisen brauche, der sich, wie folgt, entwickelt hat: 912 Paganza; 1021 Pagenza; Paganica; 1119 Pagenz; 1269 Pagenz; Begenz; 1333 Pegentz; 1357 Begnitz; 1402 Begnicz; 1407 an der Pegentz. Da nun selbst der slavophile Hey (Ziegelhöfer u. Hey II. 192) bei diesem Namen „slawischen Ursprung als ausgeschlossen“ hat bezeichnen müssen, ist klar, daß auch er nur in ähnlicher Weise wie der Name der Kamnitz erklärt werden kann.

Da weiterhin auch der Name der Plomnitz in den Belegen: 1423 zu der Plomenicz, 1508 und 1577 zu der Plomtcz Entwicklungsformen aufweist, die wie ein Ei dem anderen den entsprechenden Belegen des Namens Kamnitz gleichen, ist klar, daß auch der Name der Plomnitzbad nur die gleiche sprachliche Entwicklung durchgemacht haben kann. Die slavophile Voreingenommenheit, die in allen möglichen Glazter Ortsnamen alle möglichen slawischen Suffixe gewittert hat, ist also auch in diesem Falle eine durch unüberwindliche Vorurteile bedingte optische Täuschung gewesen, da auch die Endung *-nitz* im Namen der Plomnitzbad niemals auch nur das Allergeringste mit einem solchen Tschedensuffix zu tun gehabt hat, sondern urdeutschen Charakter trägt.

Als vorläufiges Ergebnis stelle ich damit unwiderruflich fest, daß auch der Name der Plomnitz eine urgermanische

Wortbildung darstellt, die man in schlimmster Weise vergewaltigt hat, als man sie mit Hilfe eines tschechischen Lexikons mit einem tschechischen „Flößbach“ auf die gleiche Stufe gestellt und damit auch in diesem Namen die altherwürdigsten Laute der eigenen Muttersprache an ein fremdes Sprachidiom verrotten hat. Denn in Wirklichkeit steckt im Namen der Plomnitz einer der ältesten Glazier germanischen Landschaftsnamen und, wenn ich diesen erst aus dem Dunkel seiner bisherigen Verknennung werde herausgehoben haben, wird wohl niemand mehr die Lust verspüren, sich noch weiter an ihm zu vergreifen.

15. Das Weißwasser.

Aber da scheint mir nun doch noch im Namen des Weißwassers eines jener Rinnsale über den Weg zu laufen, auf die sich Graebisch noch unlängst (Gr. Gl. 1936 S. 45) mit größtem Nachdruck berufen hat, als er mit dem Hinweis meine neuen Forschungsergebnisse erschüttern zu können glaubte, daß die Glazier Fluß-Namen „versteckt die Eigenschaft des eilenden Wassers enthalten, denn nur eilende, schnelle, reißende Wässer fallen durch ihren Schaum als „Weißwässer“ auf.“ Darum bleibt mir nur die Wahl, diese Frage auch an dieser Stelle nochmals zu klären, wobei es wohl kaum mehr zweifelhaft sein kann, daß nicht ich dabei der zweite Sieger bleiben werde.

1. Bekanntlich ist der Name „das Weißwasser“ heute einem Dorfe eigen, das im Jahre 1560 von Neaetius als „Waiswasser“ zuerst erwähnt und dabei als „neues Dorf“ bezeichnet wird. Nach den weiteren Belegen (1597 im Weisfloß; 1614 zum Weißwasser; 1631 die gemeine zum Weiswasser) ist klar, daß es sich auch bei diesem Namen nur um eine alte Flurbezeichnung handeln kann, die längst vor der Gründung des gleichnamigen Dorfes entstanden sein und damit ein hohes Alter aufweisen muß.

2. Daß der Name Weißwasser, wie in Übereinstimmung mit Graebisch (Hbl. 1929 S. 158) auch Klemenz (O. N. 55) gemeint hat, „natürlich dem weiß schäumenden Wasser“ seine Entstehung zu verdanken habe, ist restlos irrig.

a) Einmal kann vom Schäumen eines derart beschiedenen Rinnfels überhaupt wohl nicht gut die Rede sein.

b) Zweitens folgt auch dieser Name zweifellos der wiederholt schon bewiesenen Regel, daß die alten Gläzger Flußnamen Landschaftsbezeichnungen sind.

c) Wenn allerdings die Mundart den Bach als „s weiße Wasser“ bezeichnet, so ist das ausgesprochene Volksetymologie, mit der sich eine wirklich wissenschaftliche Namendeutung nicht zufrieden geben darf.

Auch die Schwarzwässer sind ja nicht etwa nach der Farbe ihres Wassers benannt, sondern haben ihren Namen entweder von schwarzem moorigem Boden, wie die „Schwarze Biele“, oder von dunklen Tannenwäldern, aber nicht immer. Wie leicht nämlich auch dabei volksetymologische Umdeutung ihre Hand im Spiele gehabt haben kann, hat Sch. v. Guttenberg (R. f. Anth. N. S. VIII. 209) am Ortsnamen Schwarzenbach a. S. gezeigt, der auf ein in der Saale gebautes Steinwehr zurückgeht, nach dem der Bach „I-wer-zem-bach“ genannt worden ist, woraus das Volk dann „Schwarzenbach“ gemacht hat.

Und daß es auch mit den sogen. Rotbächen bezw. Rotflüssen nicht anders ist, wird sich, wenn Zeit und Rat kommt, noch mit aller Eindeutigkeit beweisen lassen.

3. Eine wirklich schlüssige Entscheidung über die Bedeutung des genannten Namens vermag auch in diesem Falle bloß die Topographie zu ermöglichen.

a) In Seligers handschriftlichen „Topographien“ (Un. Bibl. Br.: Cod. III. Fol. 9) ist von dem Fließwasser, an dem heute die Dörfer Weißwasser, Rieslingswalde und Plomnitz liegen, immer nur als dem „Auenwasser oder Dorfbach“ die Rede, das „teils auf dem schwarzen Berge, teils im Dorfe Martinsberg entspringt und von Weißwasser kommt; es hat meist westlichen Lauf, geht im Anfange in der Schlucht zwischen dem Dürren und vorderen oder Mittelberge durch“. Diese Feststellung schließt aber nicht aus, daß der Name „Weißwasser“ der früheste Name dieses Baches gewesen ist, der bloß außer Gebrauch geraten ist, als er der Name des an ihm liegenden Dorfes geworden war, wie das in ähnlicher Weise z. B. auch beim Rotflössel der Fall gewesen ist.

b) Die am meisten charakteristische Eigenschaft der in Betracht kommenden Gegend dürfte ja gerade in diesem Falle nachhaltig genug in die Augen fallen. Hat doch Seliger seiner Topographie von Rieslingswalde ein besonderes Kapitel über die gerade dort sehr häufigen „Schluchten“ beigelegt. „Die größte Schlucht — so schreibt er — wird von dem Dürren- und Vorder- oder Mittelberge gebildet. Sie fängt bei den Dörfern Weißwasser und Martinsberg an und hat eine westliche, aber etwas abweichende Richtung. Sie wird von den Abdachungen beider Berge und zwar auf der Südseite von dem Beerberge und auf der Nordseite von der Hirtenlehne und dem Galgenberge fortgesetzt. Auf der Südseite endet sie beim Eintritte des Glasgrundwassers in das Rieslingswalder Auenwasser; alleine auf der Nordseite wird sie beinahe bis zum Wiesenwirthshause auf Habelschwerdter Gründen ausgedehnt.“ Von weiteren solcher Schluchten weist er dann in der gleichen Gegend nach: am Dürren Berge 5; an der Hirtenlehne 2; am Vorder- oder Mittelberge u. a. „die tiefen Gründe“ und „das Melcherloch“; und am Galgenberge den „tiefen Graben“ oder „Höllengraben“, der nach ihm zuweilen auch „die Drehe“ genannt wird. Ferner fügt er hinzu, daß der östliche Teil der Kessellehne auf dem nördlichen Teil des Panwitzgutes in Rieslingswalde ein tiefer Graben ist, der „das Höllenloch“ heißt.

4. Die sprachliche Deutung des Namens des Weißwassers ist damit klar, denn sie sieht sich zwangsläufig auf den gleichen Weg gewiesen, den ich anderwärts (Hbl. 1936 S. 108 ff.) bei der Erklärung des Namens der Reinerzer Weistritz besprochen habe, die in früheren Tagen die Bezeichnung „das Hellenwasser“ geführt hat.

a) Der Name des Weißwassers hat in seinem Ursprunge mit der weißen Farbe nicht das Geringste zu tun gehabt, sondern kommt von „die Weize“, ahd. uuīzi, mhd. wīze, einem bekannten Stammwort, das in der alten Sprache zunächst Hüllenstrafe, dann aber auch „Hölle“ bedeutet hat. Der Fluß hat also von dem bei Seliger genannten „Höllengraben“ seinen Namen.

b) Da sich weiterhin Graebisch (Hbl. 1929 S. 158) auch auf

den Namen von Weißwasser, jenseits der Landecker Grenze berufen hat, brauche ich wohl nur festzustellen, daß auch zwischen diesem Dorfe und Maifritzdorf eine alte „Hölle“ liegt und daß genau der gleiche Flurname auch an einer Flur in der Nähe des sogen. „Weißen Brunnns“ beim Landecker Heidelberg haften geblieben ist.

Das Glazier Land sieht also wirklich anders aus, als es sich nach der bisherigen Glazier Namenerklärung zu präsentieren schien und daß wir bis jetzt auf der ganzen rechten Neißeseite — trotz der Namen der Kamnitz, der Koblitz und der Plomnitz — auch nicht eine einzige slawische Flußbezeichnung haben entdecken können, zeigt zur Genüge, was für eine tiefe Kluft sich jetzt schon zwischen den bisherigen Erklärungen und den neuen wissenschaftlichen Deutungen dieser Blätter aufgetan hat.

IV. Die Flußläufe links der Neiße

Nicht ganz so reichverzweigt, wie das Flußsystem auf der rechten, ist das auf der linken Neißeseite. Immerhin finden sich auch hier eine Reihe von interessanten Namen, wie z. B. der der Duhne, der Lomnitzbach, der Weistritz, der Steinbach, des Rothflössels und der Schnalz, von denen jeder insofern auch heute noch ein Problem darstellt, als die bisherige Glazier Namenskunde mit ihren Erklärungsversuchen fast bei jedem einzelnen in der hellsten Problematik stecken geblieben ist.

16. Die Duhne.

Wenn ich auch den Namen dieses nördlichsten Flußlaufes in meine Untersuchungen einbeziehe, obwohl er nur auf einer sehr beschränkte Strecke dem Habelschwerdter Kreise zugehört, so geschieht es, weil auch in ihm ein uralter germanischer Name auf unsere Tage gekommen ist, der seinerseits in der anschaulichsten Weise die Tatsache bestätigt, daß die Namen der alten Glazier Wasserläufe eigentliche Flußbezeichnungen gar nicht sind, sondern daß in ihnen die ältesten Landschaftsbezeichnungen auf unsere Tage gekommen sind.

1. Erfreulicherweise hat in diesem Falle schon Graebisch (Sibl. 1929 S. 158 f.) im Namen der Duhne einen alten germanischen, „ja — wie er hinzufügt — vielleicht schon vorgermanischen Namen“ vermutet. Nach ihm soll er „gewiß zum Namen der Donau (germ. *Donawi) gehören. Aber dieser Name muß schon vor dem Eintritt der zweiten germanischen Lautverschiebung (d zu t), also vor dem 8. Jahrhundert, von den Slawen übernommen worden sein.“ Dazu ist nun Folgendes zu sagen:

a) Der Name der Duhne kann nicht vorgermanisch sein, da nach meinen geschichtlichen Feststellungen das Glazer Land vor der Einwanderung so gut wie überhaupt nicht besiedelt gewesen ist und gar keine Rede davon sein kann, daß von den wenigen Hegerstationen an den Straßenzügen aus ein derart kleiner Fließbach benannt worden sein könnte. Damit aber kann auch der genannte Name gewiß nicht zu dem der Donau gehören, da in diesem nach M. Förster (Zt. f. slaw. Phil. 1. 1 ff.) eine keltische Bezeichnung für „Fluß“, nach Turneyssen (Zt. f. vergl. Sprachf. 59. 13 f.) das keltische *danu*, d. i. „stark“, enthalten sein soll. Vgl. dazu jetzt: R. Much, Die Germ. des Tac. in: Germ. Bibl. I. Abt. V. Reihe 3. Band [1937] S. 13 f.

b) Der Name der Duhne kann auch nicht von den Slawen übernommen bzw. von diesen in seiner sprachlichen Entwicklung irgendwie beeinflusst worden sein, da Slawen bloß nach den unhaltbaren und auf tschechischer Geschichtsfälschung beruhenden Annahmen der bisherigen Kolonisationstheorie in Massen ins Glazer Land gekommen, aber nach dem klaren Ausweis der geschichtlichen Vergangenheit des Landes zu keiner Zeit jemals dauernd in dieses eingewandert sind.

c) Der Name der Duhne kann somit ganz ausschließlich bloß eine germanische Wortbildung und als Flußbezeichnung bloß vom Boden der Landschaft hergenommen sein, der dieser Flußlauf angehört. Datum wird auch die Bedeutung des Duhne-Namens in keinem Falle jemals dadurch festgestellt werden können, daß man zu diesem Namen ein ähnlich klingendes Stammwort in irgend einem Wörterbuche sucht, wenn überhaupt, dann werden Sinn und Bedeutung

dieses Namens bloß durch archäologische Forschung aus der topographischen Eigenart des Geländes der Urlandschaft in verlässlicher Weise zu eruieren sein.

2. Die Topographie führt nun alsbald zu der Wahrnehmung, daß es sich in diesem Falle um zwei verschiedene Flußläufe mit dem gleichen Namen handelt. Der nördliche heißt die „hintere Duhne“ und entspringt bei der Jogen. Oberkolonie oder den Altenhäusern nördlich der Steinberge. Der südliche wird zunächst Steinbergwasser genannt (1418 Steinbergwasser; 1540 an der Steinbad; 1567 an der Steinbad; 1587 ein Stück Wald, der Steinernberg; 1625 der Steinbusch zu Neu Perzdorf), nimmt dann aber den Namen „Vordere Duhne“ an und entspringt im Süden des gleichen Gebirgsstocks. Beide gehören sie der welligen Hochebene an, die sich vom Altwilmsdorfer Hainwalde und von den Lomnitzer Steinbergen bis ins Tal der Neiße erstreckt und die nicht nur deshalb besonders ins Auge fallen mußte, weil sie sich markant genug von der ebenen Lage des südlichen Gläzer Kreisgebietes abhebt, sondern auch deshalb, weil hier, längst vor der Errichtung des Kreises Habelschwerdt, die alte Grenzschiede zwischen dem Habelschwerdter und dem Gläzer Weichbilde verlaufen ist. Gerade die letztgenannte Tatsache aber stellt den ausschlaggebenden Grund dafür dar, daß diese Landschaft bereits in frühgermanischer Zeit einen eigenen Namen erhalten hat. Daß aber der Name an der Landschaft gehaftet hat, wird dadurch erhärtet, daß die Vordere Duhne an ihrer Quelle noch heute das Steinbergwasser bezw. der Steinbad heißt und erst dort, wo sie die Steinberge verlassen hat, ihren eigentlichen Namen annimmt.

3. Die sprachliche Deutung dürfte damit klar sein. Der Name der Duhne kann nur auf ahd. *dûn*, *dûna* zurückgehen, ein Stammwort, das zu ahd. *donjân*, *donen*, mhd. *Donen*, nhd. *Dohnen* gehört und die Bedeutung „sich spannen“ bezw. „aufschwellen“ hat. Es wird damit eine Boden-erhebung, d. i. Bodenanschwellung bezw. hoch- liegendes Land bezeichnet, wie wir es ja in diesem Falle als das charakteristische Merkmal der in Betracht kommenden

Gegend haben feststellen können. Was übrigens die sprachliche Verwandtschaft unserer heutigen Worte „Düne“ und „Zaun“ betrifft, so hat ihr S. Repp (Jahrb. DGD. 2. Jg. [1929] S. 34 ff.) eine ausführliche Untersuchung gewidmet, bei der er zu dem Ergebnis gekommen ist, „daß für „Zaun“ und „Düne“ bereits fürs Jdg. zwei Wurzeln anzunehmen sind: *dun* und *dhun*, erstere in der Bedeutung „Umzäunung“, Befestigung, letztere in der Bedeutung „Erhebung“.

4. In der Tat wird diese Deutung durch zwei interessante Analogien noch besonders erhärtet.

a) Die erste besteht darin, daß E. Christmann (ZONZ Bd. VI [1930] S. 230) den Flurnamen „Auf der Duhn“ auch im Saargebiet festgestellt hat, wo er eine Anhöhe an der sog. „Rainstraße“ bezeichnet, an der eine alte Grenze entlang gelaufen ist. Und eine solche Grenzbezeichnung muß auch die alte germanische Bezeichnung dargestellt haben, die im Namen der Glatzer Duhne erhalten geblieben ist, wie sich später noch zeigen wird.

b) Nicht minder beweiskräftig ist der Zusammenhang, den Joeben noch W. Latke (Zeit. 71. Bd. [1937] S. 66) zwischen dem wandalischen Volksstamme der Duner und dem „Mährischen Gesenke“ festgestellt hat, und zwar auf Grund der alt-nordischen Heroasaga, in der für das Germanienland am Fuße des Gesenkes der Name „Dunheidi“ überliefert ist. Dabei stellt er fest, daß die Bezeichnung „Dunheide“ ausgezeichnet auf die einst von den Dunern bewohnte Lößlandschaft paßt, die mit dem Grundwort in ihrem Namen ja wohl auch lebhaft genug an den in dem Worte „heide“ festgestellten Grenzbegriff zurückerinnern dürfte.

c) Im übrigen ist das genannte Stammwort auch sonst verbreitet gewesen. Ich stelle dazu z. B. den Namen des Duenwaldes im rheinischen Bezirk Mülheim (1129 Duenwald), den Ortsnamen Daun im rheinischen Kreise Kreuznach (1198 Duna, Düne), Donaville in der belgischen Provinz Lüttich (746 Duna) und schließlich auch den Namen der Düna, der bekanntlich teilweise die russisch-polnische Grenze bildet.

Damit aber reiht sich auch der Name der Duhne in geradezu vollendeter Weise in die frühgermanische Namengebung des

Landes ein und das ist in diesem Falle umso erfreulicher, weil er sich damit als der beste Schrittmacher für den Namen der Lomnitzbad erweist, der der gleichen Landschaft angehört und damit sicherlich auch aus dem gleichen geistigen Gefüge herausgewachsen ist.

17. Die Lomnitzbad.

In der Tat fällt aus den Feststellungen, die wir am Namen der Duhne über die Topographie des nördlichen Grenzgebiets des Habelschwerdter Kreises haben treffen können, auch auf den Namen der Lomnitzbad ein völlig neues Licht, wenn freilich zur Stunde auch noch in- und außerhalb des Glazier Landes alle Welt förmlich Stein und Bein darauf schwört, daß dieser Name in keinem Falle etwas anderes als eine slawische Wortbildung darstellen könne.

I. Alle bisherigen Deutungsversuche haben in der Tat mit einer geradezu erstaunlichen Einmütigkeit den auch außerhalb des Glazier Landes weit verbreiteten Lomnitz-Namen als eine slawische Wortbildung ausgegeben, obwohl man nicht zu sagen vermag, daß diese Anschauung jeweils auch in wissenschaftlicher Weise begründet worden wäre. Vielmehr haben die Glazier Heimatkundler, Graebisch und Klemenz, bloß die übliche Allerweltserklärung von auswärts unbesehen auf das Glazier Land übertragen, wenn sie sich darauf festgelegt haben (O. N. 48), daß Lomnitz eine „alte tschechische Siedelung“ sei, deren Name „von asl. lomü Bruch, meist i. S. von Stein-, Schiefer-, aber auch Windbruch kommen und mit dem tschechischen Suffixe (i)nica“ zusammengesetzt sein sollte. Daß das bloß Phantasie gewesen sein kann, ergibt sich einwandfrei aus folgenden Feststellungen:

1. Zunächst hat es eine „tschechische Siedelung“ weder in, noch in der Umgegend von Lomnitz zu keiner Zeit jemals gegeben. Sie hat ganz ausschließlich und alleine auf einer jener willkürlichen „Annahmen“ beruht, wie sie die Anhänger der bisherigen Kolonisationstheorie auf Grund ihrer unheilbaren Vorurteile auf Schritt und Tritt in die Glazier Geschichte hineingetragen haben. In Wirklichkeit ist Lomnitz von allem Anfange an eine urgermanische Gründung gewesen, die weder

in ihrer geschichtlichen Entwicklung, noch mit ihrem Namen jemals auch nur das Geringste mit den ihnen unterschobenen Tschedjenphantasien zu tun gehabt hat.

2. Daß das tschedjische Stammwort lomü irgendwie mit dem Namen Lomnitz in Berührung gekommen sein könnte, ist insofern völlig unmöglich, als es sich bei diesem Namen um eine urgermanische Wortbildung handelt, für die das genannte Stammwort bloß auf Grund seiner Ähnlichkeit im äußeren Wortklange aus einem tschedjischen Wörterbuch herausgesucht worden ist, ganz abgesehen davon, daß in einem steinigen Berglande, wie dem Glazger, ein Steinbruch doch nicht wohl gut als charakteristisches Merkmal angesehen werden kann, das den ersten Siedlern derart bedeutsam hätte erscheinen können, um es als Unterscheidungszeichen in der Namensgebung zu verwenden.

3. Am allerabwegigsten aber ist die Unterstellung gewesen, die in die Endung -nitz rücksichtslos und ohne der tatsächlichen Entwicklung des Namens durch archaische Forschung auf den Grund zu gehen, das übliche tschedjische Suffix hineininterpretiert hat. Denn dazu stelle ich fest, daß der Name im Jahre 1600 Lomitz lautete, daß auch Aelutius (S. 216) das Dorf im Jahre 1625 nur unter diesem Namen kannte und auch noch die Rolla vom Jahre 1653 die beiden Dörfer als Alt- und Neu-Lomitz bezeichnet hat, lauter Namensformen, von denen jede einzelne die Unterstellung von Klemenz Lügen straft, da selbst das berüchtigte Urbar des Freiherrn von Pernstein vom Jahre 1549, das wahrhaftig an tschedjophiler Namensverkegung alles Mögliche geleistet hat, bloß die Form Lomicze kennt und damit seinerseits auch nicht von weitem an das von Klemenz angeführte Suffix gedacht haben kann, wenn auch diesem Falle das e der Endung einen willkürlichen Zusatz darstellt, der sonst aus keiner einzigen Glazger Urkunde belegbar ist. Daß aber die neuere „wissenschaftliche“ Forschung selbst die tschedjophilen Verdrehungskünste der nachhustischen Zeit noch in Schatten gestellt hat, beweisen folgende Tatsachen:

a) Bei W. von Jeschau, „Die Germanisierung des Glazger Landes im 13. und 14. Jahrhundert (Diert. VII. 305) ist Lomnitz als das „tschedjische Lominice“ bezeichnet.

b) Ebenso trägt auf der Karte von Palacky-Kalousek, die das geschichtliche Aussehen des Böhmenlandes im 14. Jahrhundert darzustellen vorgibt, das Dorf den Namen Lomnice.

Und es genügt wohl, wenn ich dazu feststelle, daß der Name in dieser Form auch nicht in einer einzigen gläser Quelle enthalten ist, daß mithin die bisherige Deutung des Namens Lomnitz in letzter Linie auf einen erfundenen Beleg beruht.

II. Die neue Deutung stellt dem gegenüber die unumstößliche Tatsache fest, daß man mit der bisherigen Deutung eine faustdicke Sabel in die Welt gesetzt hat, da in Wirklichkeit auch der Name der Lomnitz nichts anderes als eine urgermanische Namenbildung darstellt.

1. Das verbürgt zunächst die Geschichte. Denn da der genannte Name an einer urdeutschen Gegend haftet, in der wir ja auch bereits auf den frühgermanischen Namen der Duhne gestoßen sind, und die angeblichen Slawenmassen überhaupt zu keiner Zeit jemals im Lande Fuß gefaßt haben, ist gar nicht abzusehen, wie und wann dieses Fließwasser oder auch der gleichnamige Ort zu einem slawischen Namen gekommen sein sollte.

2. Aus der Topographie ergibt sich weiter, daß auch der Name der Lomnitz von Haus aus gar keine Flußbezeichnung darstellt, sondern seinerseits in seinem Ursprunge der Name einer Landschaft war, der von dieser auf den Fluß übertragen worden ist. Denn in seinem oberen Teile wird das genannte Fließwasser Rohrflössel genannt und erst nach dessen Vereinigung mit dem Habichtswasser (Hubesbad) nimmt es den Namen Lomnitzbad an. Damit aber ist der enge Zusammenhang zwischen dem Flußnamen und der zugehörigen Landschaft derart klar, daß nicht der geringste Zweifel daran bestehen kann, daß auch der Name der Lomnitzbad nur in der gleichen Weise zutreffend erklärt werden kann, wie das beim Namen der Plomnitz der Fall gewesen ist.

3. Sprachlich stellt sich damit auch der Name der Lomnitzbad als eine zusammengesetzte Wortbildung dar.

a) Als Bestimmungswort steckt nämlich auch in diesem Namen der ursprüngliche Landschaftsname, der nach dem Beispiele der Namen Kamnitz und Plomnitz bloß aus einem einfilbigen Stammwort bestanden haben kann. In

Schlesien finden wir dieses im Namen des heutigen Altenloh bei Goldberg, denn dieser erscheint in den Wendungen: 1245 iuxta Com; 1273 Ritter Ditko von Com; 1288 Friedrich Pfarter von Com. Und auch in Oberfranken ist er nachweisbar, denn im Lehenbuch des Markgrafen Friedrich I. (Arch. f. O. Fr. 17. Bd. [1887] S. 67) ist er als Flurname bei Kulmnach ca. 1420 in der Wendung nachweisbar: „2 wisen vor dem Lyntech by Came“. Für die Beurteilung dieses Namens aber gilt das Wort von W. Schoof (K. B. 1917 S. 84): „Da die Flurnamen so alt sind, wie der Boden selbst zur Zeit seiner ersten Besitzergreifung durch die Germanen und da die älteren Flurnamen nie von Zufälligkeiten und Nebenumständen, sondern von markanten Kennzeichen (Art des Bodens als Trift- und Weideboden, Einteilung des Besitztums nach rechtlichen Grundsätzen) hergenommen sind, so ergeben sich auch für die Flußnamen dieselben Grundsätze der Benennung. Erst später als mit veränderten Wirtschaftsverhältnissen die alten Flurnamen dem Volksempfinden unverständlich wurden, stellte sich das Bedürfnis heraus, sie volksetymologisch umzugestalten und sie mit ähnlich lautenden Worten lautlich und begrifflich zu vermengen, aber primär sind diese volksetymologischen Angleichungen zweifellos nicht.“

b) Was weiterhin die Endung im heutigen Namen betrifft, so hat uns Klemenz (O. N. 49) wegen ihrer Erklärung mit der Feststellung „fast synonym mit Kamnitz“ auf den einzig gangbaren Weg gewiesen. Denn damit ergibt sich, daß auch in diesem Falle bei der Übertragung des Landschaftsnamens auf den Fluß an diesen die Sammelendung -anz bzw. -enz getreten ist, die sich genau so, wie in den Namen Kamnitz und Plomnitz, in die heutige Endung abgegriffen hat. Demgemäß stoßen wir ja auch hier auf die gleiche Zwischenform, wie wir sie bei den genannten Namen angetroffen haben, nämlich: 1421 von der Lomenicz und 1409 Wasser von der Lomenicz, die im Jahre 1409 sogar als Familienname erscheint, was erneut den ursprünglichen Landschaftscharakter des Namens verbürgen dürfte. Auf die zweite Zwischenform aber dürfte die Mundartform „de Looms“ deutlich genug zurückverweisen.

Auch über den Namen der Lomnitz haben also die bisherigen Glazier Namenkundler einen unheilvollen Irrtum im Volk verbreitet. Und wie gründlich sie dabei die Laute ihrer eigenen deutschen Muttersprache an das tschechische Sprachidiom ver-raten haben, wird sich zeigen, wenn ich bei der Erklärung des Dorfnamens dem alten germanischen Stammwort „lom“ Ge-rechtigkeit widerfahren lasse, das sich in diesem so schlimm miß-handelten Namen aus der frühesten Vergangenheit des Glazier Landes in unsere Tage herübergerettet hat.

18. Die Weistritz oder Kreissenbach.

Genau so verständnis- und rücksichtslos, wie den Namen der Lomnitz, hat die bisherige Glazier Namendeutung auch den Namen der Weistritz unter das Joch ihrer slavomanen An-schauungen gezwungen. Ja, wenn ich richtig sehe, hat das slavophile Irrlichterieren in diesem Falle deshalb ganz besonders schlimme Formen angenommen, weil man dieses Mal mit der Bezeichnung Bystrica operieren konnte, die als waschechter und ausschlaggebender Tschechename durch die Tatsache noch besonders unterstrichen zu werden schien, daß ihr für den gleichen Flußlauf auch noch die deutsche Bezeichnung „Kreissenbach“ gegenüber stand. Es ist darum hoch an der Zeit, daß diese Blätter auch über diese Namen und ihr gegenseitiges Verhältnis Klarheit schaffen, um dadurch der ehemaligen Wirk-lichkeit in der Geschichte des Landes von neuem zu ihrem Recht zu verhelfen.

I. Im allgemeinen. — Zunächst ist klar, daß in dem Nebeneinanderlaufen der beiden Namen „Weistritz“ und „Kreissenbach“ für den gleichen Flußlauf ein Problem vorliegt. Dieses Problem hat Klemenč durch folgende Darlegungen (Gr. Gl. 24. Jg. [1929] S. 63) zu lösen versucht: „Der ur-sprüngliche aus der Zeit der ältesten (slavischen) An-siedelung stammende Name war Weistritz, der wahr-scheinlich den Unterlauf und das Neuweistritzer Wasser bezeichnete. Im Laufe des 18. Jahrhundert, wenn nicht schon früher, tauchte der Name Kreissenwasser oder Kreissenbach für den Oberlauf auf, zu dessen Gunsten die Bezeichnung

Weißtritz zunächst auf den Unterlauf eingeschränkt wurde... Mit dem Beginn des 20. Jahrhunderts dehnte sich der Name Kressenbach auf den ganzen Fluß (nicht aber auf das Neuweißtritzer Wasser) aus, offenbar... durch den Einfluß der Schule, so daß die ältere Generation den alten, die jüngere den neuen bevorzugt." Daß man dem unter keinen Umständen zustimmen kann, ergibt sich aus folgenden Feststellungen:

1. Zunächst ist die Voraussetzung, von der diese Erörterung ausgeht, nämlich, daß es im genannten Flußgebiet eine „ältere (slawische) Ansiedelung“ gegeben habe, eine reine Fiktion. Die vielberufenen Slawen, die Klemenz mit Maetschke und Graebisch an allen möglichen Stellen des Glatzer Landes gewittert hat, sind niemals in das Glatzer Land gekommen, am allerwenigsten in das Gebiet des Habelschwerdter Kreises, wie das unsere bisherigen Feststellungen bereits in der eindeutigsten Weise erwiesen haben dürften.

2. Unannehmbar ist des weiteren die vorgebrachte Begründung. Klemenz hat die ihr zu Grunde liegenden Angaben aus dem Munde von Zeitgenossen geschöpft. Würde er sich der Mühe eigener archivalischer Forschung unterzogen haben, dann würde er sicherlich zu anderen Angaben gekommen sein, denn, was er über das Aufkommen des Namens Kressenbach vorbringt, läßt sich einwandfrei widerlegen.

3. Damit entfällt auch die Schlußfolgerung, daß in diesem Falle zwischen zwei verschiedenen Namen unterschieden werden müsse, von denen der eine dem Ober-, der andere dem Unterlaufe eigen gewesen sein soll. Wohl mag zu Recht bestehen, daß, wie schon Edw. Schröder (Hoops, Reallex. f. germ. Altertumsk. II. [1913/15] S. 73) festgestellt hat, den ersten Ansiedlern bei der Besitzergreifung eines Landes ein Fluß keineswegs in seinem Gesamtläufe „als hydrographische Einheit vor der Anschauung der Menschen und im Rahmen ihrer wirtschaftlichen Interessen erschienen ist, sondern jeweils bloß der von der Siedlung gewählte Abschnitt. Dieser wurde benannt, ohne Rücksicht darauf, ob etwa bereits eine ältere Bezeichnung für das Gewässer, für seinen oberen oder unteren Lauf vorhanden war.“ Da es sich aber bei der Habelschwerdter Weißtritz um einen nicht allzu langen und bedeuten-

den Flußlauf handelt, dürfte gar nicht daran zu denken sein, daß zwei verschiedene Ansiedlergruppen für zwei verschiedene Teile des gleichen Wasserlaufes zwei verschiedene Namen aufgebracht haben, ohne daß die eine Gruppe von der Maßnahme der anderen Kenntnis gehabt haben sollte. Das Nebeneinander der beiden Namen wird darum eine andere Aufklärung finden müssen.

II. Der Name der Weistritz. — Was vom Namen der Weistritz fürderhin zu gelten hat, ergibt sich klar, wenn wir den bisherigen Erklärungsversuchen die neue maßgebende Deutung gegenüberstellen.

1. Die bisherige Deutung ist in folgenden slavophilen Ergüssen zum Ausdruck gekommen.

a) Klemen z (Diert. VI. S. 296) hat von allem Anfang an den Namen vom tschechischen bistry, d. i. schnell, rasch, klar, rein, abgeleitet und lange auch den Standpunkt vertreten, „daß der älteste Name für Habelschwerdt gleichfalls Bistrice war“. Seitdem hat er zwar Habelschwerdt als eine von allem Anfange an deutsche Stadt erkannt, am slawischen Ursprunge des Namens der Weistritz hält er dagegen auch heute noch (O. N. 55) fest.

b) Auch Graebisch (Hbl. 1929 S. 158 u. 1935 S. 134) hat sich dieser Auffassung verschrieben, wenn er freilich dabei auch mit der Möglichkeit rechnet, daß der Name die Übersetzung einer älteren germanischen Bezeichnung darstellen könnte. Jedenfalls soll nach ihm das „weiß“ der Farbe und damit der Begriff des „eilenden Wassers“ auch in diesem Flußnamen enthalten sein.

c) Und daß man auch außerhalb des Landes die gleiche Auffassung teilt, zeigt folgende Erklärung von O. Feldmann (O. N. [1925] S. 60): „Sehr verbreitet in den slawischen Ländern ist der Name Bistriza (abzuleiten von „bister“ = rein, klar und Bjekā = Fluß, Bistriza also = Lauterbach). In deutsche Wortform gebracht, findet sich der Name in den südöstlichen Alpenländern Österreichs sehr häufig als Feistritz.“ Schließlich glaubte auch E. Schwarz (G. Qu. 322) nur eine unantastbare Tatsache zu konstatieren, wenn er, im gleichen Fahrwasser schwimmend, schreibt: „Die Namen mit w im Anlaut stellen eine jüngere Schicht dar und sind erst nach 1250

(Epochenjahr!) den Deutschen bekannt geworden... Im schlesischen Gebiet ist regelmäßige Vertretung des slawischen b das stimmhafte b... Einige Male begegnet w, z. B. in Weistritz, Fluß in der Grafschaft Glatz."

2. Die neue Deutung fußt demgegenüber auf folgenden sichereren Argumenten:

a) Besiedelungsgeschichtlich steht zunächst einwandfrei fest, daß das Habelschwerdter Gebiet urgermanisches Siedlungsland gewesen ist und daß sich alle gegenteiligen Behauptungen der Vergangenheit bisher als unhaltbare Märchen erwiesen haben.

b) Urkundlich trifft sie des weiteren die Feststellung, daß die tschechische Bezeichnung Bystrice zu keiner Zeit jemals dem Fluße eigen gewesen ist und damit auch mit dem angeblichen tschechischen Stammwort bystry und dem Suffix ica niemals etwas zu tun gehabt haben kann.

Erstens. Der Name Bystrice ist überhaupt nur ein einziges Mal in den Glatzer gedruckten Quellen nachweisbar, nämlich als tschechischer Aftersname für die Stadt Habelschwerdt in einer Urkunde des Königs Wladislaus vom 29. April 1472 (G. Qu. II. 325) und auch dort ist er deutlich als die willkürliche Erfindung eines tschechisch orientierten Schreibers zu erkennen, daß neuerdings selbst Klemenz zugeben mußte, daß dieser Name für die Stadt Habelschwerdt „geschichtlich nie nachgewiesen und begründet worden sei“. Es hat sich also auch in diesem Falle das Wort aus der „Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins“ (N. F. III. 336) bestätigt, daß es „von jeher die Kanzleien gewesen sind, welche die Macht ausübten, Namen emporzubringen oder zu mißhandeln oder ganz abzuwürgen. Für den Sprachkennner haben sie dabei selten etwas Erfreuliches geleistet.“

Zweitens. Lediglich von privater Seite ist diesem tschechischen Aftersnamen eine Bedeutung beigegeben worden, die ihr nicht zukommt. So haben die „Glatzer Geschichtsquellen“ in ihrem Inhaltsverzeichnis (I. 343) diese Bezeichnung aufgeführt, ohne daß ihr eine urkundliche Stelle entspräche. Nicht minder unberechtigt hat Prof. Simak auf seiner eigenartigen Karte der Grafschaft Glatz um 1450 diesen Namen zu

drei verschiedenen Malen, für eine Stadt, ein Dorf und einen Fluß, figurieren lassen, obwohl er eine feststehende geographische Bezeichnung zu keiner Zeit jemals gewesen ist.

Drittens. Tatsächlich fehlt es auch nicht an einer urkundlichen Vorlage, die in der eklatantesten Weise den Spuk ad absurdum führt, den der Aftersname Bystrice bisher angerichtet hat. Im Breslauer Staatsarchiv liegt nämlich das Urbar, in dem der tschechophile und husitenfreundliche Pfandinhaber, Johann von Pernstein, im Jahre 1549 das Gläzer Land im einzelnen beschreiben ließ. Alles ist in echter Gesinnungstüchtigkeit in fließendem Tschechisch wiedergegeben. Habelschwerdt figuriert dort zum Beispiel unter der Überschrift: Miesto Bystricze (St. A. Br.: Rep. 23 VIII 3d fol. 46). Altweistritz aber, in dem der slawische Name des Flusses Bystrica weiterleben soll, steht dort (fol. 142) als: „Wes Altenwaystrycz“ verzeichnet, während Neuweistritz als „Wes Neyweystricze“ aufgeführt ist. Ein Blinder vermag, insbesondere am zweitgenannten Namen, zu ersehen, daß auch diese Namen den tschechophilen Tendenzen, die am Hofe Pernsteins geherrscht haben, dienstbar gemacht worden sind. Wenn trotzdem der tschechische Kanzlist, wie von einer unsichtbaren Hand zurückgehalten, vor dem Namen zweier Dörfer halt gemacht hat, die nach einer slawischen Bystrica benannt sein sollen, dann müßte man schon sich selber aufgeben, wenn man fürder an die Slawenphantasien vergangener Tage glauben wollte, weil in diesen urkundlichen Belegen die Tatsache mit Händen greifbar ist, daß der Name Weistritz von Haus aus mit tschechischen Lauten niemals etwas zu tun gehabt haben kann.

c) Namenkundlich tritt dazu die sichere Erkenntnis, daß es sich auch beim Namen der Weistritz gar nicht um eine eigens für den Fluß geformte Bezeichnung, sondern bloß um einen Geländenamen handeln kann, der nachträglich auf den Fluß übertragen worden ist. Damit aber kann er weder mit dem tschechischen Wort für „schnell“, noch mit der „weißen“ Farbe seiner Wellen das Geringste zu tun gehabt haben, vielmehr stellt er einen altgermanischen Flurnamen dar, der nur aus den maßgebenden Eigenschaften zutreffend erklärt werden kann, die dem Boden der Urlandschaft ehemals

eigen gewesen sind. Damit aber folgt auch die Erklärung des Namens der Habelschwerdter Weistritz dem gleichen Prinzip, das ich vordem bereits am Namen der Reinerzter Weistritz (Hbl. 1936 S. 108) und in diesen Blättern an den Namen mehrerer anderer Glazer Flüsse erwiesen habe.

d) Ortsgeschichtlich kommt zuletzt der Feststellung abschließende Bedeutung zu, daß wir im Flußgebiet der Habelschwerdter Weistritz ja auch bereits auf einen frühgermanischen Flurnamen gestoßen sind, der dort ganz ohne allen Zweifel den maßgebenden Landschaftsnamen dargestellt hat. Er haftet ja auch noch heute im Dorfnamen: „Die alte Weistritz“ und daß es sich bei diesem nur um eine Wortbildung von höchstem Alter und urgermanischer Klangform gehandelt haben kann, geht wohl deutlich genug aus der Tatsache hervor, daß vor ihm selbst ein so rabiater Tschede, wie der Glazer Pfandinhaber Johann Schr. von Pernstein es gewesen ist, einen derartigen Respekt empfunden hat, daß er den Mut nicht aufbrachte, sich an ihm zu vergreifen.

Dolles Licht über die Bedeutung des Namens der Weistritz wird darum nur die Erklärung des Dorfnamens „die alte Weistritz“ bringen können und daß diese erst recht alle bisherigen Anschauungen über den Haufen werfen wird, glaube ich jetzt schon auf das Allerbestimmteste versichern zu können.

III. Der Name der Kressenbach. Ebenso unhaltbar wie die bisherigen Behauptungen über den Namen der Weistritz sind auch die über den Namen der Kressenbach. Was von ihm zu halten ist, ergibt sich aus folgenden Feststellungen:

1. Geschichtlich trifft es zunächst nicht zu, daß, wie Klemenz behauptet hat, der Name Kressenbach erst im Laufe des 18. Jahrhunderts aufgekommen sein soll. Bereits in den Zeugenerhebungen des Jahres 1559, gelegentlich eines der großen Grenzprozesse, kommt er vor, denn damals hat ein Ebersdorfer Bauer die bedeutsame Aussage gemacht: „Ich hörte von meinem Vater, daß hinter Wilmsdorf ein Berg steht. Hinter dem Forste auf dem Berge entstehen drei Flüsse. Der eine heißt Pfaffenfluß und fließt an Glaz vorüber, der andere heißt Kresse oder Weistritz, der fließt an Habelschwerdt vorbei; der dritte ist die Erlitz oder Adler, der bildet die Grenze

bis an das Rotflößel, und von da bis zur Wegekreuzung bei Mittelwalde." Damit aber ist auf archivalischem Wege ein doppeltes festgestellt:

a) Daß es sich auch beim Namen der Kressenbad nur um eine Bezeichnung von hohem Alter handeln kann.

b) Daß die Unterscheidung von Klemenz zwischen einem Namen für den Ober- und Unterlauf des Flusses nicht zu Recht besteht.

2. Etymologisch drängt sich dazu alsbald die Wahrnehmung auf, daß der genannte Name nur von ahd. *chrëssa*, *chrëssa*, d. i. die bekannte Brunnenkresse, abgeleitet werden kann, da auch in diesem Falle der Fluß nach dem Gelände benannt worden sein muß, das er bewässert. Dazu aber stelle ich weiterhin fest:

a) Gerade der Brunnenkresse ist in ältester germanischer Zeit eine bisher noch kaum gewürdigte Bedeutung beigemessen worden. So sind wir nicht nur über alte Brunnenkressenkulturen in der Nähe Erfurts unterrichtet, sondern wir erfahren auch von einer Vorschrift des bekannten *Capitulare de villis* (C. 70), das bisher Karl d. Gr. zugeschrieben wurde, wie A. Dopf aber nachgewiesen hat, von Ludwig dem Frommen um 795 erlassen worden ist, daß in den Gärten der Kaiserlichen Meierhöfe jeweils Brunnenkresse (*nasturtium*) angepflanzt werden mußte.

b) Dieser Wertschätzung der genannten Pflanze entspricht denn auch ihre große Verbreitung in der ältesten Namensgebung. Buck (S. 145) führt dazu z. B. den Beleg an: „Im Kressen by dem brunnen“; ferner: „die Kressinwiß“, neben „zu der Kressen“ aus dem Jahre 1564 und einen „Cressunbad“ bereits aus dem 9. Jahrhundert. Und aus Hessen hat auch schon W. Arnold (*Anf. u. Wand.* 319) den Namen Kressenbad bei Steinau für das Jahr 900 als Cressenbad nachgewiesen, ebenso wie die Namen Cressenborn bei Ramholz und den des Hofes Kressenbrunnen bei Grebenstein.

c) Von ganz besonderem Interesse dabei ist, daß wir dem gleichen Namen auch in der früheren Heimat der Markomannen begegnen, nämlich im oberfränkischen B. A. Wunsiedel, von wo aus dem Jahre 1408 die Ortsbezeichnung überliefert

ist: „die alte huttenstadt am Kressenbach bey der Weissenheiden“. (Ziegelh. u. Hey, 1920, S. 226.)

3. Topographisch läßt sich, da die Kresse nur auf wasserreichem, sumpfigem Boden gedeiht, aus dem Namen der Glager Kressenbach insofern ein bedeutamer Rückschluß auf den frühgeschichtlichen Zustand des heutigen Weistritztales ziehen, als dieses ausgesprochenes Sumpfland gewesen ist. Dafür spricht nicht nur der Umstand, daß die Weistritz im sog. Nesseltgrunde entspringt, von dem an anderer Stelle noch die Rede sein wird, das bestätigt auch die Tatsache, daß allein das heutige Neuweistritzer Wasser gespeist wird aus dem Sumpfborn, dem Seidelmannborn, der Hohausquelle, dem Falkenborn, dem Urbanborn, dem Gränzborn, dem Wingeborn und dem Kreckelborn. Der Name stimmt also durchaus mit der Topographie und da es im Glager Lande auch ein Dorf Brunnenkresse gibt, dessen Name nicht, wie Klemenz meint, erst 1601, sondern in der Form „zur Brunnenkresse“ bereits 1583 erwähnt ist und weiterhin südlich von Neu-Gersdorf auch der Name Kressenborn vorkommt, ist klar, daß die im 108. Jahresbericht der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur im Jahre 1935 zum Ausdruck gekommene Anschauung, daß es sich beim Vorkommen dieser Pflanze im Glatzischen bloß um Verschleppung handeln könne, ein Irrtum ist.

4. Sprachgeschichtlich ergeben sich aus dieser Sachlage von selbst die nachstehenden Folgerungen:

a) In den beiden Namen Weistritz und Kressenbach können nur zwei verschiedene Bezeichnungen für ein und denselben Flußlauf vorliegen, die indessen nicht zu gleicher Zeit entstanden sind, sondern zwei verschiedenen Kulturschichten angehören.

b) Als den älteren von beiden spreche ich den Namen Kressenbach an. Denn dieser kann nur in einer Zeit entstanden sein, in der der Mensch noch mitten im Kampfe mit dem das Kreisgebiet bedeckenden Sumpfwald gestanden hat und ist damit ein Dokument aus frühester Zeit, das sich in Ehren zu halten lohnt.

c) Der Name Weistritz dagegen gehört erst einer späteren Besiedlungsperiode an und ist im Anschlusse an den germa-

nischen Flurnamen entstanden, der im heutigen Dorfnamen „der alten Weistritz“ weiterlebt. Denn dieser stellt selber erst eine volksetymologische Umdeutung dar, da er aus dem Jahre 1398 als „Alde Beystricz“ überliefert ist, somit auf den Fluß erst dann übertragen werden konnte, als das B im Anlaut dem heutigen W gewichen war.

5. Namenkundlich lassen sich des weiteren diese Feststellungen auch noch durch folgende Analogien erhärten:

a) Einmal durch den Namen der Reinerzter Weistritz, der, wie ich an anderer Stelle (Hbl. 1936, S. 108 ff.) nachgewiesen habe, seinerseits erst einer späteren Periode entstammt und seine heutige Klangform der volksetymologischen Umdeutung aus dem frühgermanischen Namen „Hellenwasser“ (Hölle = Weize) zu verdanken hat.

b) Zweitens durch den Namen der Schweidnitzer Weistritz, der ebenfalls erst einer späteren Zeit seine Entstehung verdankt, da nach M. Treblin (Darst. u. Qu. S. 31) der genannte Fluß früher an seiner Mündung den Namen „Peile“ geführt hat. Wie sich später noch zeigen wird, stellt nämlich auch dieser Name nichts anderes als eine volksetymologische Umdeutung aus einer alten germanischen Flußbezeichnung dar, so daß die Analogie zum Namen der Habelschwerdter Weistritz greifbar genug zu Tage liegen dürfte.

Dieses Ergebnis ist nicht aus allerlei voreingenommenen Annahmen zusammengereimt, sondern aus eingehender archivalischer Forschung gewonnen. Es legt darum nach mehr als einer Richtung die weitere Marschrouten der folgenden Untersuchungen fest, so daß deren Resultate geradezu den Charakter einer Sachprobe gewinnen müssen. Und daß dabei von den bisherigen slavophilen Anschauungen auch nicht eine mehr am Leben bleiben wird, ist nur eine Folgerung, die wohl jeder Leser bereits von selbst gezogen haben wird.

19. Das Rothflößel.

So wenig wie der Name „Weißwasser“ von Haus aus mit dem „weißen“ Schaum eines eilig fließenden Wasserlaufes etwas zu tun gehabt hat, geht der Name des Rothflößels auf

die rote Farbe, sei es seines Wassers, sei es seines Grunds, zurück. Vielmehr lebt auch in ihm ein alter Landschaftsname fort, der in seinem Alter auf frühgeschichtliche Zeiten und mit seiner Bedeutung auf einen urgermanischen Begriff verweist.

1. Geschichtlich steht zunächst fest, daß der Name Rothflössel nicht erst mit dem im Jahre 1631 als „Rotenflues“ und im Jahre 1653 als „Rothflueß“ bezeichneten Dorfe entstanden ist. Er stellt vielmehr eine uralte Flußbezeichnung dar, in der nach der oftgenannten Regel eine alte Geländebezeichnung erhalten geblieben ist.

2. Topographisch tritt dazu die Wahrnehmung, daß der mit diesem Namen bezeichnete Wasserlauf ein uralter Grenzfluß ist. So z. B. sind in dem großen Grenzprozeß am 13. Juli 1571 auf kaiserlichen Befehl eine Reihe von Zeugen vernommen worden, und ihre einstimmige Aussage ergab, „daß von dem hummlischen gebiet mitten in der großen Ortlitz der Graffschaft Granitz mit den Benachbarten, als mit Frymburg, Solnitz, Reichnau, Rokitnitz ound dem von Ziampadh gehet, ound gehalten würdet, biß in den Rotteflueß, so in die große Ortlitz felt, ond dem Rotten fluß nach, so oberhalb der straßenn im Mittelwaldischen entspringt, welche Straße von Mittelwaldt aufs Klosterlen gehet; daselbe wasser sey auch von Alters her der Rotte fluß genannt ound vor die Granitz gehalten wordenn, ound von dannen an biß zu dem Eschen Stockh, welcher stehet bey der straßen, so von Mittelwaldt auß aufs Wischstätlen zugehet, am gehennge darein weilenndt deß von Ziampachs Vater selbst ein kreuz gemacht, ound vonn dem Eschbaum hinumb auf die Pocksteine, vonn dannen in die große Mehre biß an den Schneeberg, ound angezaigt, das wehre die rechte granitz zwischen Jme ound der Graffschaft Glatz.“ (St. A. Br.: Rep. 23 I 4c.)

Dementsprechend heißt es in Seligers Beschreibung des Dorfs Rothflössel geradezu: „Der kleine Bach, der auf der Westseite dieses Dorfes seinen Lauf hat, heißt: Das Grenzflössel. Es entspringt an den südwestlichen Grenzen des Stückgutes Nr. 1 auf einer feuchten Wiese, wo es aus einigen nicht zu Tage kommenden Quellen zusammensickert; läuft beinahe in einer westlichen Richtung im Westen von Rothflössel

und vereinigt sich, nachdem es die im Dorfe entspringenden Quellen aufgenommen hat, südwärts der Lodhmühle zu Grenzendorf mit der Erlitz, auf deren Ostseite es eintritt. Sein Name: Grenzflößel, gibt zu erkennen, daß es von seinem Ursprunge an bis zur Ausmündung in die Erlitz die Landesgrenze zwischen Böhmen und der Grafschaft bei dem Dorfe Rothflößel bezeichnet. Auf der westlichen Grenze des Stückgutes Nr. 2 stand ehemals über dem Grenzflößel eine schöne und starke Fichte, welche als Grenzbaum angesehen wurde. Die westlichen Wurzeln befanden sich auf böhmischem und die östlichen auf glätzigem Boden, und das Grenzflößel floß mitten unter dem Stamme durch... Wenn das Grenzflößel Rothflößel verlassen hat, wird es auf böhmischer Seite in einem Teiche gesammelt und hilft die Mühle zu Tschihak in Bewegung setzen. Der Abfluß läuft an der Grenze bis in die Erlitz.

3. Sprachlich ist damit die Deutung des Namens ohne Bedenken durchzuführen.

a) Das Grundwort „Flößel“ geht auf das für kleine Gebirgsbäche gebräuchliche Wort Floß zurück, das nach E. Schwarz (G. Qu. 128), nicht etwa daselbe ist wie unser Fluß (mhd. der vluz), sondern einem mhd. das vloz „fließendes Wasser“, dem altnord. flot das Fließende, altengl. flot, Meer, mittelniederdeutschem vlot „Rahm“ entspricht. Besonders häufig ist diese Bezeichnung in der ehemaligen Herrschaft Hummel vertreten, wie ich anderwärts (Hummelmärchen 36) bereits festgestellt habe. Neuerdings (Forsch. z. Gesch. Sachs. u. Böhm., herausg. von R. Kötzsche [1937] S. 36) ist J. Leiboldt der mütterländischen Verbreitung dieses Wortes nachgegangen, und ist zu dem Ergebnis gekommen, daß wir es „in Oberhessen und Thüringen, vor allem südlich des Thüringer Waldes finden“. Da wir damit förmlich auf das ehemalige Siedlungsland der Markomannen hingewiesen werden, stimme ich seiner Folgerung, „daß das Wort von dorthier nach dem mittleren Sachsen und von da wieder nach der Lausitz, nach Böhmen und Schlesien gebracht worden ist“, gerne zu, sofern der Zeitpunkt für diese Übertragung nicht erst mit dem Zeitalter der Kolonisation identifiziert wird, das für das Gläzger Land die ihm bisher zugeschrriebene Bedeutung gar nicht gehabt hat.

b) Bei dem Bestimmungswort hat man nun allerdings meist an die „rote“ Farbe, vor allem des Bodens, gedacht, und demgemäß z. B. den Namen Rothwasser in Österreich-Schlesien (schon im Jahre 1373 in „Ruffa aqua“ (R. N. 16) überliefert, was reine Volksetymologie gewesen ist. Tatsächlich werden in diesem Falle folgende Feststellungen von P. Joh. Leugering (Hümmling. Emsland [1936] S. 5) Anwendung finden müssen: „Als es noch kein Grundbuch und kein Katasteramt gab und Grundbesitz ganz allein Macht und Ansehen begründen und erhalten konnte, mußte schon aus praktischen Gründen jede Grenze mit allen Mitteln, die Kunst und Klugheit gebot, gesichert werden. Auch modernen Bauern ist dies selbstverständlich, unvorstellbar bleibt es den Städtern und anderen Berufen. Die Vorfahren handeln hier nach dem großen Stil ihres Weltbildes. Ein Mittel war die Rutenvermessung. In germanischen Ländern war man überall „up roder Erde“, auf nach Roden (Ruten) vermessener Erde. Über tausend rote Bäche, Berge, Steine, Häuser, Burgen sind leicht nachzuweisen, die von der Rode ihren Namen tragen. Das Stammwort ist rat (rutus, ratio), in vielen Sprachen nachweisbar und bedeutet berechnen, bedenken. Mit Rodung (Abels) hat das Wort nichts gemein. Rode bezeichnet den süd-westlichen Punkt eines Rechtecks 11 Ost-West zu 12,5 Nord-Süd... Auch heute noch bildet die „Rote Riede“, nördlich Bockhorst die uralte Grenze zwischen Friesland und Hümmling. In einer Amtsbeschreibung der „Oberledinger Vogtei“ von 1734 wird die Grenze nach der ostfriesischen Seite genau festgestellt. Es heißt dort: „Von der Vestung Stiekhausen ab im Süden zwischen Burlage, so zum Comther-Gut Langholz gehört, und Bockhorst im Münsterischen befindet sich die sogenannte „Rote Riede“, welches jederzeit vor die Grenzen zwischen Ostfriesland und Münster gehalten worden.“

4. Namenkundlich ist die genannte Ableitung durch zahlreiche ähnlich gebildete Grenzbezeichnungen leicht zu erhärten. So z. B. war nach O. Curs (Deutschlands Grenzen im 10. Jahrhundert. Diss.-Göttingen [1908] S. 17) der Rothemann im Radenzgau gleichbedeutend mit dem Reut-Berg oder Rothen-Berg und hat die Grenze zwischen Jff- und Radenz-Gau gebildet. Weiter wird die im Jahre 1429 genannte „rode

Ee" als Grenzfluß bei Forsten in Ostfriesland bezeichnet. Und im Glatzer Lande beginnt die Landecker Grenzbeschreibung vom Jahre 1500 mit den Worten: „anhebend von der Rottenbadh“. Ebenso ist in der Urkunde vom 12. September 1334 der Rote Berg bei Glatz bereits bei seinem ersten Auftauchen in den Urkunden als südliche Grenze der 60 Hufen bezeichnet (inter rubrum montem et predium Freudenaw). Und genau die gleiche Wahrnehmung ergibt die Umgrenzung des Waldes oberhalb Camprechtsdorf im Weichbild Frankenstein, da sie sich nach der Urkunde vom 6. Dezember 1419 (Cod. dipl. XX. 73), „anhebt an dem Silberberge und wendit bys in das rote Wassir off das Gemerke keigen Glatz“. Füge ich dem noch bei, daß das Landecker Urbar von 1614 (fol. 29) bei Olbersdorf als Grenzbezeichnung „ein Stück am Rotten Posche“ anführt und auch an der Grenze des Königsguts Koritau ein Rother Berg gelegen war, dessen Name auf eine Kolonie übergegangen ist, dann dürfte auch diese neue Deutung über den letzten Zweifel hinausgehoben sein.

Im übrigen kann die Tatsache, daß sich der gleiche Name auch in heute tschechischen Gebieten findet, nicht, wie Klemenz gemeint hat, als Anhaltspunkt dafür gelten, daß diese Bezeichnung von dort her ins Glatzer Land übertragen sein müsse, vielmehr liegt darin der Beweis, daß auch jenseits der Grenze eine germanische Bevölkerung sesshaft war, die für die gleichen Begriffe die gleichen Bezeichnungen verwendet hat. Daß aber diese nach Qualität und Quantität durchaus nicht so einflußlos gewesen sein kann, wie man sie bisher eingeschätzt hat, ist klar, ansonsten diese Bezeichnungen nicht auch die Zeiten hätten überdauern können, in denen die Tschechen deutsche Laute mit Stumpf und Stiel auszurotten versuchten.

20. Die Schnalz.

Auch wenn man noch so hellhörig die Naturlaute des über die Felsen schnalzenden Wassers aus dem Namen des bekannten Glatzer Grenzbadhs herauszuhören vermeint hat, hat der Name der Schnalz mit eilendem und schnalzendem Wasser ebensowenig etwas zu tun gehabt, wie mit den tschechischen

Wortlauten, die blinde Voreingenommenheit aus reiner Willkür selbst in diesen Glatzer Flußnamen hineininterpretiert hat. Vielmehr liegt auch dem Namen der Schnalz eine urgermanische Wortbildung und ein frühgeschichtlicher Begriff zu Grunde, so daß sich auch dieser Name durchaus harmonisch in den nach unjeren bisherigen Feststellungen maßgebenden historischen Rahmen fügt.

I. Die bisherige Glatzer Namensdeutung hat sich wegen des Namens der Schnalz auf zwei verschiedene Deutungsversuche festgelegt.

1. Eine slawische Deutung hat in diesem Falle F. Graebisch (Hbl. 1929 S. 157 u. 1934 S. 1) populär zu machen gesucht, denn nach ihm sollte der im Volksmund von heute „Schnalz“ genannte Bergbach „ursprünglich *Snelahwa ?? *Snela geheißen haben, wonach die Burg Snellenstein, jetzt Schnallenstein, genannt wurde; mit der tschechischen Endung *ice* (*Snelice) weitergebildet zu *Snellig ??Schnalz, vergl. Bystřice (Weistritz), Orlice (Erlitz).“ Dazu stelle ich folgendes fest:

a) Falsch ist zunächst die Voraussetzung, daß die Weistritz und die Erlitz tschechische Namen tragen sollen. Da Graebisch nicht Slawist ist, ist sein Urteil in diesem Punkte ebenso inkompetent, wie seine historischen Verlautbarungen. Tatsächlich stellt ja auch die genannte Angabe bloß eine Annahme auf Grund der Kolonisationstheorie dar, die lediglich als Import aus der Fremde ins Glatzer Land gekommen und durch tschechische Geschichtsfälschung derart kompromittiert ist, daß sie sich letzten Endes selbst widerlegt. Darum wird zunächst auch die Feststellung vollauf genügen, daß die Namen der Weistritz und der Erlitz mit dem tschechischen Sprachidiom nichts zu tun haben, sondern in Wirklichkeit urgermanische Wortbildungen sind.

b) Ebenso falsch ist die Begründung, da Graebisch den Namen der Schnalz aus früherem „Snellig“ entstanden sein läßt und sich dabei nicht nur auf das tschechische Suffix *ice*, sondern auch die Form *Snelice* beruft. Tatsache ist aber, daß die Form *Snelice* durch keine irgendwie geartete historische Überlieferung erhärtet ist, so daß die ganze Begründung in letzter Linie auf einer willkürlichen „Annahme“ beruht und damit gegenstandslos wird.

c) Nicht minder abwegig ist die Schlußfolgerung, daß die Burg Snellenstein, jetzt Schnallenstein, nach dem Flusse benannt worden und daher, ebenso wie die Schnellwiese beim nahen Oberlangenu (Hbl. 1929 S. 157), in ihrem Namen den Begriff des schnell fließenden Wassers verkörpern soll. Tatsächlich hat dieser Begriff von Haus aus nicht das Allergeringste mit diesen Namen zu tun gehabt. Soweit er aber in diese Namen hineingedeutet worden sein sollte, ist das nichts anderes als populäre Volksetymologie gewesen und da diese mit wissenschaftlicher Namensdeutung nicht vereinbar ist, wäre es Aufgabe der Gläger Heimatkunde gewesen, dieser Tatsache auf den Grund zu gehen, anstatt sie durch erfundene Namensformen auch noch zu erhärten.

2. Einen deutschen Erklärungsversuch hat sodann U. Linde (Gr. Gl. 1929 S. 95) unternommen, indem er davon ausging, daß der heute Schnalz genannte Bergbach, der auf der Steinkoppe, einem Nebengipfel des Schwarzen Berges, entspringt, von dieser Koppe zuerst den Namen „Schnelle Steine“ angenommen haben, woraus dann nach Wegfall des Grundwortes sich der Name „Schnelle“ herausgebildet haben sollte. Indessen ist auch dieser Deutungsversuch nicht ernst zu nehmen, da auch er lediglich zwei Annahmen aufeinander gehäuft hat, von denen in Wirklichkeit nicht die Rede sein kann. Denn einmal ist die heutige Schnalz zu keiner Zeit jemals als „Schnelle Steine“ bezeichnet worden und zum zweiten liegt ihrem Namen ein uraltes germanisches Stammwort zu Grunde, das bloß in der Phantasie mit schnellfließendem Wasser in Verbindung gebracht werden kann.

II. Die neue wissenschaftliche Erklärung wird sich demgegenüber von allen willkürlichen Annahmen restlos frei halten müssen, um auf Grund von feststehenden historischen und namenkundlichen Tatsachen die Entstehung, die Entwicklung und Bedeutung auch dieses umstrittenen Gläger Flußnamens nach Möglichkeit über den letzten Zweifel hinauszuhoben.

1. Was zunächst die Entstehung dieses Flußnamens betrifft, so fällt es auf, daß man sich bisher auf die Erfindung aller möglichen Entwicklungsformen versteifte, während gerade in diesem Falle eine alte und interessante Namensform zur Ver-

fügung gestanden hat, um die man sich anderswo geradezu gerissen haben würde. In der Urkunde vom 30. September 1358 ist nämlich der umstrittene Fluß als „Der Snellink“ bezeichnet und daß zwischen diesem Namen und der von Graebisch erdichteten Form „Schnellig“ ein himmelweiter Abstand besteht, ist für jeden Einsichtigen eine reine Selbstverständlichkeit. Im übrigen widerlegt dieser Name die von dem Krakauer Prof. W. Semkowicz noch ganz neuerdings aufgestellte Behauptung, daß es keine Flußnamen auf -ing geben solle, da dem Glazer Namen auch norwegische Flußnamen, wie Gilling, Maering, Spanning, Tipling u. a. an die Seite gestellt werden können. Ich erwähne das, weil sich daraus die große besiedelungsgeschichtliche Bedeutung von selbst ergibt, die gerade dem Namen des „Snellink“ zugesprochen werden muß. Denn da in diesem Namen eine uralte Siedelungsbezeichnung steckt, wird durch ihn u. a. auch die verwunderliche Behauptung D. Seidels widerlegt, daß die Grafschaft Glaz keine echten -ing-Namen aufzuweisen haben soll. Und, wenn ich dem hinzufüge, daß auch dieser nicht etwa der einzige ist, dann ist klar, daß auch dieser Einwand gegen meine Himmelschrift genau so unberechtigt war, wie Seidels haltlose Kritik der Reinerzter Stadtkunde von 1408 (Hummelmärchen 130). Jedenfalls stelle ich hier fest:

a) Wie alle alten Glazer Flußnamen stellt auch dieser nicht eine für den Bach geprägte, sondern eine Geländebezeichnung dar, die vom Boden auf das genannte Fließwasser übergegangen ist. Daraus folgt zwingend, daß die Burg weder nach dem Flusse, noch der Fluß nach der Burg benannt sein kann, sondern beide auf einen älteren Flurnamen zurückgehen müssen, der uns noch heute die Bedeutung offenbart, die der genannten Stätte in frühesten Zeiten eigen war.

b) Da des weiteren die Namen mit der Endung -ing anerkanntermaßen zu den ältesten Siedlungsnamen gehören, wird die eben getroffene Feststellung nur noch erhärtet. Die Bezeichnung „der Snellink“ muß also ursprünglich der Name, wenn auch einer noch so kleinen Siedelung gewesen sein und für deren hohes Alter spricht allein die Tatsache, daß

die Sitte Neusiedelungen mit ing-Namen zu belegen, bereits mit dem 9. Jahrhundert außer Gebrauch gekommen ist.

2. Auch die Weiterentwicklung dieses ursprünglichen Namens scheint mir durchaus klar zu liegen.

a) Wenn man nämlich wahrnimmt, daß der heutige Name „Schnalz“ einem Fließbach eigen ist, der in seinem Oberlaufe „Seitendorfer Wasser“ heißt und erst nach seiner Vereinigung mit dem Rosenthaler Dorfbach als „Schnalz“ bezeichnet wird, dann ergibt sich sofort, daß es sich bei diesem Namen um eine bodengebundene Bezeichnung handelt, die nur auf Grund von volksetymologischer Umdeutung entstanden sein kann.

b) Daß weiterhin diese Umdeutung erst in späterer Zeit entstanden sein kann, folgt daraus, daß sie überhaupt erst möglich geworden ist, nachdem die Burg Snellenstein in Schnallenstein umbenannt worden war. Und dieser Name hat sich nachweislich erst nach der Zerstörung der Burg im 15. Jahrhundert herausgebildet.

c) Zuletzt steht aber auch gar noch fest, daß der Name „Schnalz“ bloß eine Wortbildung aus der neuesten Zeit sein kann, denn J. J. Dittrich (Reinerz [1831] 314) weiß von diesem Namen z. B. noch nichts, sondern führt den Fluß als „Schnallflössel“ an, so daß die Angleichung des Namens des Flusses an den der Burg in der einwandfreiesten Weise klar zu Tage liegt.

3. Was schließlich die Bedeutung dieses umstrittenen Flussnamens betrifft, so tut bei dieser Frage eine Unterscheidung not:

a) Die Namensform „Schnalz“, die nachgewiesenermaßen eine ganz junge Wortbildung ist, kann für die endgültige Deutung, sowohl des Fluß-, wie des Burgnamens, überhaupt nicht in Frage kommen. Ja, selbst der Sinn, den die populäre Volksetymologie diesem Namen unterlegt hat, dürfte kaum so selbstverständlich sein, wie das Graebisch angenommen hat. Zwar hat auch schon J. Miedel (Oberchw. O. N. [1906] S. 19) den Flurnamen „Am Schnall“ (Jller) zu mhd. snal gestellt und ihn auf eine Stelle bezogen, „wo das Wasser schnell (schnalzt)“, aber wenn ich recht unterrichtet bin, stellt das ja keineswegs die einzige Erklärungsmöglichkeit dar. Denn man

bezeichnet mit „Schnallen“ auch den Ackermohn (papaver rhoeas) und weiter soll „Schnall“ zuweilen auch „am Schnall“ bedeuten, das heißt die Stelle, „wo die Hirten zu schnöllen (mit der Peitsche zu knallen) pflegen, um das Weidevieh zusammenzubringen“.

b) In Wirklichkeit vermag nur der Name „Der Snellink“ als Grundlage für die Deutung in Betracht zu kommen. Daß die endgültige Enträtselung dieses Namens aber zu dem von Graebisch angenommenen Ergebnis führen sollte, scheint mir mehr als zweifelhaft zu sein. Denn daß nach Otto (Wanderbuch 96) vor hundert Jahren für die Neiße bei Altneißbach die Bezeichnung „Die schnellen Wasser“ üblich war und daß bei der Gründung von Neißbach im Jahre 1564 ein Ort genannt wird, „do das schnelle floß in die Neiße fließt“ (Hbl. 1931 S. 142), wird für die wissenschaftliche Namendeutung ebenso belanglos bleiben müssen, wie die Wendung im Habelschwerdter Urbar vom Jahre 1614 unter Rosenthal (fol. 86): „Bei diesem Dorf ist auch ein Fischbach, das schnelle Wasser genandt, so am Nieder-Ende hindern Dorff wegfließt“. Und schließlich scheint ja auch selbst das im Nameninterpretieren so geschäftige Volk gar nicht so restlos davon überzeugt gewesen sein, daß im Namen des „Snellink“ der Sinn von schnellfließendem Wasser liegen müsse, denn in dem Urbar von 1687 wird der genannte Bach „das Schnellenfloß“ genannt (St. A. Br.: Rep. 23 VIII 3b fol. 292), mithin mit einer Bezeichnung belegt, in der das n schon zeigt, daß an Schnelligkeit dabei nicht gedacht worden sein kann. Erst recht aber werden die bisherigen Deutungsversuche den letzten Kredit verlieren müssen, wenn ich anfüge, daß in einem urkundlichen Rezept vom 16. November 1567 über die Verbindung der Oker mit der Warne die viel sagende Stelle steht (H. A. Lüntzel, Gesch. Hildesheim I. 430): „Nemblich, daß angedeuter zugeflahnter alter Schneller Grabe in intzigem stande bleiben, dagegen aber ein ander Newer an seine statt gemacht“ werden soll. Denn daß ein „Schneller Graben“ mit einer Schnelligkeitsbewegung ebenso wenig etwas zu tun gehabt haben kann, wie der Name des schlesischen Dorfes Schnellewalde, dürfte klar zu Tage liegen.

Die letzte Entscheidung über die Bedeutung des Namens der heutigen Schnalz wird darum bei der Erklärung des Namens der Burg Schnallenstein fallen. Und, irre ich nicht sehr, dann wird sie uns erneut zu Gemüte führen, wie tief wir bisher in die unhaltbarsten Fabeln und Märchen verstrickt gewesen sind und wie nahe und unbeachtet dabei das Wahre und Gute am Wege gelegen hat.

V. Die beiden Grenzflüsse

Man kann von den Glager Flußnamen nicht gut sprechen, ohne auch die March und die Erlitz in die Untersuchung einzu beziehen, weil die eine auf dem Glager Schneeberg ihre Quelle hat und die zweite mit einem Stück ihres Wasserlaufes die Westgrenze des Glager Landes bildet. So umstritten der sprachliche Charakter des ersten sein und so unbestritten der zweite auch als tschechische Wortbildung angesehen werden mag, nichts kann davon abhalten, der Sache auf den Grund zu gehen, schon um damit festzustellen, ob die bislang von mir befolgte Methode auch in diesen beiden Fällen ihrer Aufgabe gewachsen ist.

21. Die March.

Seit den ältesten Zeiten als eine der markantesten Grenz scheidungen bekannt und berühmt, hat die March über ihren Namen so viele und einander so widersprechende Deutungen ergehen lassen müssen, daß es hoch an der Zeit erscheint, daß wir endlich auch über diesen wichtigen geographischen Namen zu klaren und eindeutigen Begriffen kommen, zumal da dieser Fluß im Glager Land in der Mohre einen leibhaftigen Zwilling Bruder aufzuweisen hat.

I. Die bisherigen Deutungen. — Ähnlich wie der Name der Neiße, hat auch der der March unausgesetzt die Neugier der Forscher gereizt und da es bekanntlich mehrere Sprachen gibt und die Sprachkundigen vermeinten, daß sich in jeder Sprache beim Namen dieses Flusses etwas denken lassen müsse, hat im Laufe der Jahre, oft mit der verblüffendsten Schnelligkeit, die eine Erklärung die andere abgelöst, so daß

heute eine ganze Musterkarte der sich widersprechendsten Deutungsversuche vor uns liegt.

1. Zu allererst hat es als ausgemachte Sache gegolten, daß auch der Name der March aus dem Slawischen stammen müsse. Den Phantasien der Palackyschen Kolonisationstheorie entsprechend stellte man die Form Morava als die erste und ursprüngliche Bezeichnung dieses Flusses hin. Diese Ansicht hat, wie Klemenž (O. N. 49) angibt, nicht nur Jagić (Arch. f. l. Phil. 27, 587), sondern vor allem auch er selbst vertreten, wie er ja auch heute noch den Gläzger Ortsnamen Moraw der slawischen Herkunft zieht.

2. Aber auch die Keltomanie ist nicht faul geblieben und hat diesen Namen für ihre Zwecke mit Beschlag zu belegen gesucht.

a) Als erster ist wohl J. K u t z e n (Die Gr. Gläz [1873] S. 139) mit der Behauptung aufgetreten, daß der Name vom keltischen „Mar“, d. i. Pferd, abgeleitet werden müsse, „da der Fluß weiter unten in seinen üppigen Auen vortreffliche Pferdeweide bietet. Die Slawen haben daraus „Morawa“, die Deutschen „March“ gebildet. In seinem Ursprungsgebiet heißt er bei der Bevölkerung auch Mora, More und Mär.“

b) Weiterhin ist dann R. M u c h in „Hooops Reallexikon“ mit der Ansicht hervorgetreten, der sich bald auch Gierach angeschlossen hat, daß der Name der vorgermanischen Zeit entstammen und von dem keltischen Marus mit der Bedeutung „der langsam, träge fließende Fluß“ abgeleitet werden müsse, da er im Gegensatz stehe zu der benachbarten raschen Waag. Das germanische (quadische) Wort habe Maraha, Marawa gelautet, woraus slawisch Morawa geworden sei. Man kann indessen nicht gut sagen, daß diese Ansicht große Verbreitung gefunden hätte und der baldige Übergang zu anderen Erklärungsversuchen zeigt ja auch wohl zur Genüge, auf welcher schwachen Füßen die genannte Ansicht gestanden hat.

3. Für die germanische Ableitung des Namens war inzwischen schon im Jahre 1878 Koller im „Programm der Realschule in Kremsier“ eingetreten und ihm hat sich später zunächst auch der Prager Univ.-Prof. Dr. E. Schwarz

(MDOGDB. 61. Jg. [1923] S. 32) angeschlossen, wenn er freilich dabei auch die Möglichkeit einer Umdeutung aus einem älteren keltischen Namen offen ließ. „Staglich,“ so führte er aus, „ist die Zuweisung des mährischen Hauptflusses, der March. Schon die Römer kannten sie als Marus. Die zugrunde liegende Wurzel *mar* (vergl. lat. *mare* „Meer“, ahd. *marī* „Meer, Sumpf“) ist indogermanisch. Jedenfalls haben die Germanen den Namen wie einen der ihrigen behandelt und die Flußnamen-Endung *ahwo* „Wasser“ darangehängt, deren Vorhandensein die späteren urkundlichen und die jetzige deutsche Form wie auch das slawische *Morava* voraussetzen. Die Bedeutung ist bei den Germanen „Sumpfadje“ gewesen. Sicher vor dem 9. Jahrhundert, vermutlich aber schon im 6. Jahrhundert ist der Name von den mährischen Slawen übernommen worden. Nach dem Flusse wurden die Bewohner „Marchanwohner, Marahenses, Morawani, Mährer“ und nach ihnen das Land benannt“.

4. Schließlich hat man auch noch das Illyrische zu Hilfe gerufen, und zwar geht dieser Erklärungsversuch auf Jokl (Eberts „Real-Lex. d. Vorgesch.“ VI. 35) zurück und hat dann auch derart überzeugend auf E. Schwarz gewirkt, daß dieser mit fliegenden Fahnen in dieses neue Lager überwechselte und sich nunmehr (6. Qu. 9 f.) zu folgender Anschauung bekennt: „Die March begegnet zuerst bei Tac. Ann. II. 63 als Marus. Die Endung *-us* ist häufig bei illyrischen Flußnamen, vergl. *Dravus*, *Savus*, *Drinus*, *Ulcus* u. a. Im Altflawischen sind fremde Flußnamen gern zu Femininen gemacht worden, vergl. *Drava*, *Sava*, *Drina*, *Vuka*. Eine keltische Ableitung ist nicht möglich, da das dem deutschen „Meer“, ahd. *marī*, lat. *mare* entsprechende keltische Wort *mori* heißt, vergl. die keltischen Namen *Aremorici*, *Morini*, *Vindomara*. Im Illyrischen dagegen ist schon in alter Zeit *o* zu *a* geworden. Der Name der *Maros* in Ungarn dürfte aus dem dem Illyrischen nahe verwandten Dakischen stammen. Zugrunde liegt illyrisch *mar* = „Sumpf, Moor“, ein Stamm also, der schon wegen seiner allgemeinen Bedeutung fähig ist, häufiger als Flußname gebraucht zu werden. Der mährische Name dürfte schon bei den Quaden in **Marahwo*, später *Maraha*

„Sumpffluß“ umgedeutet worden sein, da darauf das ahd. Mara(ah)a in den Fuldaer Annalen, 1002 Maraaho, 1051 Maraha samt der heutigen Schriftform March, wo das -h den letzten Rest des -aha darstellt, weisen. Auf dem germanischen *Maraha des 6. Jahrhunderts beruht dann das tschechische Morava, in den Ann. Altah. (M. G. XX. 815) Marowa, 1213 Morawa. In der deutschen Mundart gilt für den Oberlauf mora, das auf das tschechische Morava zurückgeht“.

Schon die Aufzählung dieser verschiedenen Anschauungen zeigt, daß diese Deutungsversuche vom grünen Tische aus und lediglich auf Grund von sprachlichen Möglichkeiten unternommen worden sind. Dadurch aber, daß sie fast alle an den geschichtlichen und topographischen Gegebenheiten völlig achtlos vorübergegangen sind, lassen sie die lebendige Verbindung mit der ehemaligen Wirklichkeit vermissen, die in letzter Linie allein die Richtigkeit einer Deutung verbürgen kann. Außerdem aber kränken sie an dem großen Fehler, daß sie auch diesen Namen als eine selbständige Flußbezeichnung zu erklären suchten, während es sich, wie ich wiederholt schon festgestellt habe, bei den älteren Berg- und Flußbezeichnungen um Namen handelt, in denen frühgeschichtliche Landschaftsnamen auf unsere Tage gekommen sind.

II. Die neue Deutung. — Nicht Wörterbücher sind es, die für unsere neue Deutung den entscheidenden Ausschlag geben, sondern Tatsachen, wie sie sich aus der urkundlichen Namensüberlieferung, den geschichtlichen und topographischen Verhältnissen der Urlandschaft rekonstruieren lassen. Und nur, wenn es gelingt, aus diesen maßgebenden Argumenten Ergebnisse abzuleiten, die zwanglos mit den sprachwissenschaftlichen Gegebenheiten zu einem einzigen Beweise zusammenklingen, wird von einer abschließenden Deutung auch dieses Namens gesprochen werden können.

1. Das Argument aus den urkundlichen Namensformen stellt zuerst die Belege fest, in denen im Schrifttum vergangener Tage vom Namen der March die Rede gewesen ist und stößt dabei neben dem lateinischen Marus (Tacitus, Ann. II. 63 und Plinius, H. nat. IV. 81) und dem slawischen

Morawa auf folgende Namensformen: 1175 Maraha; 1189 Mare; 1252 Marchia und Marc. Von diesen Belegen aber wird, was folgt, zu gelten haben:

a) Über die slawische Form Morava wird kaum mehr viel gesagt zu werden brauchen. Denn ihre Existenz allein kann niemals ein Beweis dafür sein, daß in ihr die ursprüngliche Form des Namens vorliegen oder gar, daß an den Ufern des Flusses in der ältesten Zeit schon slawisches Volk gesiedelt haben müsse. Diese Anschauung, die früher von der gesamten böhmischen Historiographie Palackyscher Färbung vertreten worden ist, hat sich ja inzwischen als Phantasie erwiesen und die seitdem ans Licht getretenen Versuche, den Namen der March aus allen möglichen anderen Sprachen zu erklären, sind ja wohl auch der beste Beweis dafür, daß von dieser Anschauung im Ernste nicht mehr die Rede sein kann.

b) Die lateinische Form Marus ist von Tacitus und Plinius überliefert. Sie enthält in der Tat den vollgültigen Beweis dafür, daß der slawische Name Morava nicht der ursprüngliche gewesen sein kann, sondern daß der heutige Name von allem Anfange an das a enthalten haben muß. Denn da aus dem alten indogermanischen kurzen a in den slawischen Sprachen erst im Laufe des 8. Jahrhunderts kurzes o entstanden ist, könnte die March nur in einem einzigen Falle ursprünglich slawisch benannt worden sein: wenn nämlich zu der Zeit, in der die alten Römer den Namen des Flusses als Marus zu hören bekamen, bereits Slawen an ihren Ufern gesiedelt hätten. Da aber selbst die verbissensten Kolonisationstheoretiker die Einwanderung von Slawen nach Böhmen und Mähren nicht vor das 6. Jahrhundert n. Chr. anzusetzen wagen, ist klar, daß der slawische Name lediglich eine in späterer Zeit dem slawischen Munde angepaßte Lautform sein kann. Und daß diese allein für eine ausschließlich slawische Besiedelung in späterer Zeit noch nichts zu beweisen vermag, darf bei dem geschäftigen Treiben der bekannten Kanzeleitschreibung ohne weiteres als ausgemacht gelten.

c) Die deutsche Form des Namens hat im Jahre 1175 Maraha gelautet, und zwar ist die Auffassung, daß in der germanischen Flußbezeichnung die ursprüngliche Form des

Namens zu erblicken sei, trotz allen Rätselratens der Zwischenzeit, die am weitesten verbreitete und am meisten anerkannte geblieben, besonders seitdem A. Mayer (ZDMG. u. Schl. 26. Jg. [1924] S. 34) die, zuerst von Much erkannte, ununterbrochene Fortdauer des Namens in deutschem Munde schlüssig nachgewiesen hat.

2. Das Argument aus der Geschichte greift auf die Feststellungen zurück, die wir bei der Erklärung des Neißenamens haben machen können.

a) So wenig wie die vordem behauptete frühgeschichtliche Slawenbesiedelung des Landes einmal Wirklichkeit war, so wenig lassen sich Anhaltspunkte dafür geltend machen, daß ehemals das Land von Kelten oder Illyriern besiedelt gewesen ist. Wenn man überhaupt zu dieser Auskunft seine Zuflucht genommen hat, so ist das ja nicht durch historische Argumente bedingt gewesen, vielmehr hat man dazu seine Zuflucht genommen, als sich herausstellte, daß die früher vorgelegten Namensdeutungen nicht aufrecht zu erhalten waren. Da aber bisher auch noch nicht der leiseste Beleg dafür erbracht werden konnte, daß Kelten oder Illyrier im Glatzer Lande wirklich gesiedelt haben, ist klar, daß auch den betreffenden Anschauungen über den Namen der March jeder historische Hintergrund abgeht.

b) Was wir allein mit Sicherheit historisch wissen, ist die Tatsache, daß ebenso wie das Glatzer Land, auch das benachbarte Mähren in der für die Namengebung in Betracht kommenden Zeit von Germanen besiedelt gewesen ist. Zu gleicher Zeit wie die Markomannen haben nach C. Schmidt (II. Abt. 2. Buch 159) auch die Quaden unter Führung des Tudrus ihre früheren Sitze verlassen. „Sie fanden im heutigen Mähren eine neue Heimat. Wahrscheinlich sind damals auch in Böhmen eingezogen die geschichtslosen Marsingen, die nach Tacitus (Germ. c. 43) an den Ostabhang des Riesengebirges zu setzen sind, ferner die nur von Ptolemäus erwähnten Bateinoi, Sudioi, Korkontoï, die vielleicht ebenfalls dahin gehören.“

c) Dieser geschichtlichen Tatsache entspricht ja auch die ältere mährische Namengebung, die zweifellos deutschen Charakter trägt. In Übereinstimmung damit hat ja auch R. Holzmann (Zur Besiedelung 35) den germanischen Cha-

rakter der über Mährisch-Neustadt zur March abfließenden Oskwa, ältere Form Ask-awa, d. i. Eschenfluß, festgestellt. Ferner hat er aus dem Namen der mährischen Schwarzawa an anderer Stelle (Volz, Der ostdt. Volksboden 49) die Folgerung abgeleitet, „daß ihr Name stets und ohne Unterbrechung in deutschem Munde lebendig gewesen ist.“ Zu dem gleichen Ergebnis ist schließlich auch F. Rotter (Mit. Schl. Dkde. 24. Jg. [1923] S. 94) an Hand der Flurnamenforschung, speziell in der Gegend von Pöföwies nördlich von Schönberg in Mähren gekommen, so daß auch die Deutung des Marchnamens von der Tatsache der frühgermanischen Besiedelung Mährens ausgehen muß, wenn sie sich nicht im Nebel unverbürgter und willkürlicher Annahmen verlieren will.

3. Das Argument aus der Topographie stößt weiterhin auf drei bedeutsame Wahrnehmungen: die enge Berührung zwischen March und Glatzer Land, die ausschlaggebende Bedeutung der March als Grenzfluß und den Sumpfcharakter ihres Quellgebietes.

a) Obwohl die March, so lange die historische Erinnerung in die Vergangenheit zurückreicht, nicht im eigentlichen Sinne zum Glatzer Land gehört hat, wird doch ihre enge Verbindung mit dem Glatzischen besonders ins Auge fallen müssen. Wohl entsteht die March aus drei verschiedenen Quellbächen, der Mora, dem Rausch- und dem Goldbach, daß aber der Fluß im eigentlichen Sinne auf dem Glatzer Schneeberg entspringt, hat schon der gute Aelxius mit besonderem Stolze hervorgehoben, als er schrieb (Glaciographia 209): „Die March entstehet in der Graffschafft Glatz / aus einem großen Quall am Schneeberge / zwey Meilichen ohngefehr von Mittelwalde / sie fleust sehr stark durch Meherland / darinnen man sie die March nennet. Und diesen Namen behelt sie auch so lang / biß sie in Ungern obig Preßburgk in die Donaw felt, mit welcher sie endlich obig Constantinopel ins Euzinische oder schwarze Meer einfleust“. Er hat aber auch noch hinzugefügt, daß, wenn das Glatzer Land in seinem Wappen „etliche gebogene Striche oder Straßen“ führe, das zu erklären sei „wegen der drey Wasserflüsse / die in der Graffschafft Glatz entspringen / unndt also heißen Reißer / March ond Worlig.“

Da nun auf der südwestlichen Höhe des Schneeberges die Hauptgrenzsäule steht, die seit uralter Zeit Böhmen, Mähren und das Glazter Land von einander scheidet und Böhmen dem Laufe der March entlang vom südwestlichen Abhange des Berges her bloß in einer schmalen spitzen Landzunge bis zu diesem Punkte reicht, von dem sich die Grenze zwischen Mähren und Glaz in östlicher Richtung im Süden des Berges weiterzieht, gehört das östliche, westliche und ganze nördliche Gebiet dieses Berges dem Glazter Lande an. Daraus aber ergibt sich, daß an der Namengebung auch der March in allererster Linie die Glazter Bevölkerung beteiligt gewesen ist bezw. daß die im Quellgebiet dieses Flusses maßgebend gewesenen frühgeschichtlichen Landschaftsverhältnisse bei der Benennung den Ausschlag gegeben haben müssen. Wir haben ja die Bedeutung des Quellgeländes für die Flußbenennung bereits bei der Neisse kennen gelernt und brauchen dazu nur noch mit Th. Lohmeyer festzustellen (Die Hauptgesetze d. germ. Flußnamengebung [1904] S. 26), daß die Germanen, „die Flüsse nach ihrer Heimat, ihrer Geburtsstätte benannten. Deshalb sind die wirklich uralten Flußnamen sämtlich dort zu findende Ursprungszeugnisse, das heißt, sie sagen uns, wie das Gelände beschaffen ist, wo die Quellen des betreffenden Flusses zu Tage kommen, ausgenommen sind diejenigen, bei denen... ein bloßes Grund-, ohne Bestimmungswort verwandt ist.“

b) Diese Feststellung wird denn auch in der nachhaltigsten Weise erhärtet durch die Bedeutung, die von jeher der March als einem markanten Grenzflusse zugekommen ist. Wir haben bereits am Namen des Schneebergs gesehen, wie nachhaltig die älteste Namengebung gerade vom Grenz begriff beeinflusst worden ist und daß dieser auch auf die Benennung der March gerade im Quellgebiet des Flusses die nachhaltigste Wirkung ausgeübt haben muß, scheint mir mit aller nur denkbaren Eindeutigkeit aus folgender archivalischen Beweisführung hervorzugehen.

Schon J. Grimm (Rl. Schr. II. 40) hat mit besonderem Nachdruck festgestellt, daß „auch Quellen, die sich vom Gebirge ergießen, und ihrem Ursprung nahe sind, Mündungen und Konfluenzen passende Scheide ergeben; in einer Urkunde von

1053 (Schultes, Hist. Schrift. S. 436 no. 17) heißt es: hinc ad fontem ubi duæ provinciæ dividuntur Suevia et Franconia. Lechus Bajoarios ab Alamannis dividit. Eginhard cap. 12. (Sala fluvius, qui Turingos et Sorabos dividit. Eginh. c. 18. ain klains püchl ist das gemerkh zwischén Behém und Meichsen. Kovachich Saml. 243. ain gar klains püchl die Gräniz zwischén Osterreich und Marhern. Das. 245. Ein bach zwischén Polen und Schlesien. Das. 269.).“

Wie restlos diese Feststellung auch auf die Marchquelle zutrifft, beweisen die folgenden Tatsachen. In einem langwierigen Grenzstreit, den in den Jahren 1633—1643 in dem hier in Betracht kommenden Gebiete der Graf von Annenberg und der Fürst Eusebius von Lichtenstein wegen der Goldensteinischen und Schönfeldischen Gebirgsgrenze miteinander führten, lautete eine der Zeugenaussagen, in denen die lebendige Tradition der Vergangenheit zum Ausdruck kam, wie folgt: „1. Daß zwischen der Herrschaft Schönfeld und Goldenstein aufm Kamb des Schneeberges ein Brünnelein sich befindet, welches menniglichén das Mora-Brünnelein zu nennen pfléget; 2. Daß ausm Mora-Brünnelein ein Flößlein entspringet und vom Schneeberg grad herab fließt, bis in den Fluß Mora; 3. Daß gemeltes Flößlein und nachmals ferner der Morra-Fluß die richtige Gräniz zwischén den Goldensteinischen und Schönfeldischen Gebürgen halten thun; 4. weiter wahr, daß Zeuge niemals von einziger andern Gräniz gehöret, weniger, daß Ihme ein andere bewußt sei“ (St. A. Br.: Rep. 23. 14 c). In voller Übereinstimmung damit ist auch noch in dem Urbar von 1687 die Rede von „dem Gränz-Brunnen auf dem Großen Schneeberg, woselbst auch die Herrschaft Goldensteiner Gränze und Högererý Heudorf anstoßen“ (St. A. Br.: Rep. 23. VIII. 3 b. fol. 311).

Daß es sich dabei aber um Anschauungen gehandelt hat, die auf einer uralten Tradition beruhten, geht mit aller Eindeutigkeit aus einer Urkunde vom 3. Mai 1325 (Cod. dipl. Sil. X, 100) hervor, die ebenfalls eine Grenzziehung enthält und die Quelle der March mit den Worten als Grenzpunkt bezeichnet hat: Ita quod ipse circumferencie predictorum bonorum a contiguis finibus terræ Poloniae

incipientes eisdem per totum continue copulantur usque ad fontem Marc fluvii staturientis ibidem. Aber auch früher schon hatte Otto von Freiting († 1158) die March als Grenzfluß mit den Worten erwähnt: Mahara fluvius, qui imperii Romaniae regni illius ex altero limes est.

c) Über den Sumpfscharakter des Quellgebietes der March aber braucht kaum noch etwas gesagt zu werden, da, wenn irgendwo im Lande Sumpfbodenbildung bis in die höchsten Berglagen nachweisbar geblieben ist, so ist das im Gläcker Schneegebirge der Fall, wie wir das beim Namen der Mohre (Nr. 8) gesehen haben.

4. Das Argument aus der Sprachwissenschaft dürfte damit in der Lage sein, den umstrittenen Namen sicher und endgültig aus seiner bisherigen Verknennung herauszuheben.

a) Der Name der March kann nur von der indogermanischen Wurzel „mar“, ahd. Mari, d. i. „Meer“, „Sumpf“, in dem Sinn von Grenze abgeleitet werden, da beide Begriffe nahe miteinander verwandt sind. Wie der Begriff von Grenze aus dem sinnlichen Wald, so entfaltete er sich nach J. Grimm (Äl. Schr. II. 33) auch aus dem Begriffe Sumpf, „weil in Niederungen Sümpfe die Landstheide hergaben. Altnordisch ist moeri, landamaeri nicht bloß Ebene, sondern auch Grenze; kaum würde sich begreifen lassen, daß aus der Vorstellung endloser Ebene zwischen Völkern die einer trennenden Scheide entsprossen sei, ohne in der Fläche zugleich den aufhaltenden Sumpf anzunehmen. Darum scheint auch in hochdeutschland, wo Moor und Marschland selten ist, kein entsprechendes muori, lantmuori für Grenze zu begegnen, während jener Ausdruck außer den nordischen ebenso den sächsischen Völkern gemein war. Westfälische Urkunden des 9. Jahrhunderts (bei Möser no 2. 13. 18. 19) liefern bei einer Grenzangabe Drevanamêri, Dummêri, wo der Sinn bloß einen Sumpf, kein Meer gestattet, daher auch in ihnen nur ê als umgelautetes ô, nicht e statthaft ist. Afs. sind mêre, gemêre, landgemere, und noch heute englisch meer beides Sumpf und Grenze, das Verbum meer abgrenzen; mnl. meer Grenze, meeren limitare“.

Im übrigen liegt ja auch dazu aus dem Gläcker Lande und zwar aus nächster Nähe der Marchquelle insofern eine viel-

sagende Bestätigung vor, als dort in einer Höhe von 1104 Meter die sogen. „Roten Sümpfe“ liegen, die noch heute die Grenze zwischen Glatz und Mähren bilden und darauf auch mit dem „Rot“ in ihrem Namen deutlich genug abgestimmt sind. (Vgl. den Namen des Rothflößels. Nr. 19.)

b) Da weiterhin das alte Wort für Grenze nicht nur als *marha*, sondern auch als *marcha* und *marca* erscheint, dürfte sich der Wechsel in den *Mar-* und *Mark-*Formen unseres Flußnamens ohne weiteres erklären, zumal er auch in anderen Namen nachweisbar ist, z. B.: *Marbach* in Bayern heißt ca. 1095 *Marpah*, *Marhpach*. 1077 *Marichpach*. — *Marbach* im Kreise Kolmar (Unt.-Elz.) wird bezeichnet: 1090 *Margbach*. 1094 *Marhbach*. 1098 *Marchbach*. 1118 *Marbacensis*. — *Marbach* im schweizerischen Kanton St. Gallen erscheint 1275 als *Marpach*. 1369 als *Marcbach*. — *Marburg* in Hessen, das nach der Sachsenchronik im Jahre 1063 als *Castrum* erbaut wurde, erscheint im Jahre 1218 als *Martborg*, im Jahre 1228 als *Marburh*, *Marcburg* und *Marchburg*. — *Mardorf* im hessischen Kreise Homburg wird vom Jahre 1250 ab in den Belegen: *Marachdorf*, *Marchdorf* und *Martdorf* angeführt.

c) Aus der Deutung des Namens der *March* als „Grenzfluß“ aber ergibt sich auch in der eindeutigsten Weise die Erklärung des Namens des Volkes, das an ihren Ufern siedelte. Denn Grenzland ist seit den ältesten Tagen der Boden gewesen, auf dem die *March* in dünnem Wasserstrahl aus bergigem Boden sprudelt. Grenzland waren die Uferläufe ihres Oberlaufs, wo sie Böhmen und Mähren von einander geschieden hat.

In Böhmen wohnten die *Marcomannen* oder *Marchmanni*, wie sie im *Ruodlieb* (um 1040) bezeichnet sind, und die nach Grimm (Kl. Scht. II. 33) „gleich treffend als Bewohner des Waldes oder der Grenze zu deuten sind, da ja zu jener frühen Zeit ganz Deutschland mit Wald bedeckt gewesen ist.“ Die Bezeichnung der Grenze als *Mark* ist aber früher gang und gäbe gewesen. So ist die Nordgrenze von Oberösterreich im Jahre 1100 als *marcha Boemica*, im Jahre 1347 als „daz gemerich dez landes tze Behem“, 1380 als die „Behamische

Rynne", 1590 als „das Behamisch Gehaag" bezeichnet worden. Von der Nordost-Grenze aber heißt es im Jahre 1150: in silvam, que dicitur Nortwalt, usque ad terminos, qui vulgariter dicuntur Gemerch. (R. Schiffmann, II. 220 f.)

In Mähren aber wohnten die Marvani, wie sie zum Jahre 822 zum ersten Male bezeichnet sind und die — da eine Grenze bekanntlich zwei Seiten hat — ebenfalls Grenzbewohner waren. In der Tat hat L. Schmidt (II, 2. S. 159) mit Nachdruck betont, daß „die Ostgrenze der Quaden die March bildete oder vielmehr der Zug der Kleinen Karpathen. Dgl. Plin. hist. nat. IV, 81: a Maro sive Duria est a Suebis regnoque Vanniano dirimens eos (Jaszyges). Die Suebi sind hier die Quaden." Darum heißen sie Maharenses, was wohl Marchanwohner, im eigentlichen Sinne aber Mäcker, d. i. „Grenzbewohner" bedeutet.

Damit aber glaube ich, auch den Namen der March in ein völlig neues Licht gestellt zu haben, so daß fürderhin alle Versuche entfallen dürften, ihn im Hinblick auf seine Entstehung anders als deutsch und im Hinblick auf seine Bedeutung anders als eine Grenzbezeichnung zu erklären.

22. Die Ertitz.

Wenn ich zuletzt auch den Namen der Ertitz in die Untersuchungen dieser Blätter einbeziehe, so vor allen Dingen deshalb, weil sich aus seiner zuverlässigen Deutung ergeben muß, ob und inwieweit auch er mit den aus den Elager Flußnamen gewonnenen neuen Forschungsergebnissen im Einklange steht.

I. Die bisherige Deutung. — Da der Name Ertitz an den Grenzsäumen des Habelschwerdter Kreises zwei Mal vertreten ist, nämlich im Westen als Bezeichnung eines Flusses, der auf den Seefeldern entspringt und auch „Wilde Adler" heißt und im Südosten als Bezeichnung der „Stillen Adler", die bei den Klappersteinen ihren Ursprung hat und da „der Adler" im Tschedjischen orel oder worel heißt, hat E. Schwarz im Jahre 1931 (G. Qu. 141) bloß eine für alle Zeiten unumstößliche Sprachgeschichtliche Tatsache zu konstatieren geglaubt, als er die tschedjische Namensform Worlice mit

dem Begriffe „Adlerfluß“ identifizierte und die erstere als die ursprüngliche Flußbezeichnung ausgab, aus der dann später auf dem Wege der Überetzung die deutsche Bezeichnung entstanden sein sollte. Diese Stellungnahme mußte umso mehr verwundern, als vorlängst schon von zwei verschiedenen Seiten auf die innere Unhaltbarkeit dieser Deutung hingewiesen worden war und Schwarz es nicht für notwendig gehalten hatte, sich mit den dabei zur Sprache gebrachten Einwänden auseinander zu setzen.

1. Von deutschorientierter Seite hatte zunächst A. Paudler (Erk. Kl. 23. Jg. [1900] S. 350) diese landläufige Namensklärung mit der überraschenden Feststellung angefochten, daß die in Böhmen übliche Bezeichnung Orlice gar nicht „Adler“, sondern „Adlerweibchen“ bedeutet. „Der Adler,“ so argumentierte er weiter, „heißt Orel oder Worel. Sodann muß man sich der Tatsache erinnern, daß der Deutschböhme die Orts-, Berg-, Fluß- und Flurnamen, welche er im Lande vorfand, nicht zu überetzen pflegte, sondern mit geringen Änderungen in seinen Wortschatz aufnahm. Er würde also den Fluß „Oerlitz“ oder „Erlitz“ genannt haben, wie er es bei mehreren Ortschaften des Adlergebirges wirklich getan hat. Ferner muß man sich fragen, warum die Slawen einen Fluß „Adler, Adlerweibchen oder Adlerwasser“ genannt haben sollten. Besonders für die „Stille Adler“ will sich ein solcher Name durchaus nicht eignen. Wenn wir dagegen die Eger, die Jser (Jšar, Jšere), den Arar der Römer und andere Flüsse aus den alten Keltenländern vergleichen, so spricht die Vermutung dafür, daß der zweite Wortteil von „Adler“ so viel wie „Gewässer“ bedeutet, und daß dieser Name schon feststand, bevor die Tschechen nach Böhmen kamen, gerade wie es bei den meisten Flüssen unseres Landes der Fall gewesen ist. Die Tschechen haben dann den Flußnamen „Adler“ mißverstanden und mit dem Adlervogel verwechselt. Und weil man nicht von dem Adler, sondern von der Adler sprach, so überetzten sie folgerichtig nicht worel, sondern Worlice oder Orlice.“ Da dieser Einwand vom sprachlichen Gesichtspunkt aus orientiert ist, wird niemand seine Bedeutung verkennen können. Diese ist aber nur noch mehr ins Licht gehoben worden, als auch ein Vertreter der böhmischen Slawistik bald genug dazu über-

gegangen ist, über die landläufige Deutung des Erlitz-Namens den Stab zu brechen.

2. Auch von tschechisch-orientierter Seite hat sich nämlich bald darauf Fr. Egerle (Diert. f. Pflege der altslaw. Sprache 2. Jg. [1914] S. 10) gegen die sprachliche Verwandtschaft der beiden Namen „Erlitz“ und „Adler“ ausgesprochen, um anschließend die bisher übliche Erklärung des Namens Erlitz durch folgende neue zu ersetzen: „Bor und vor sind verwandte altslawische Begriffe und bezeichneten einst, wie zum Teil noch heute, verteidigungsfähige Höhen und Höhenzüge. An diesen Stamm klingen unzählige topische Namen in Europa an, wie: Borau, Borba, Borek, Borje, Borki, Borova, Borovje, Borow, Boryslav, Dorotin, Doronez, Dorau (1163 Dorowe, 1249 Dorow), Moorburg, Worbes, Wors, Worms, Wörlitz, Pribor, Privor, Zavor u. a. Demnach benannte man Flüsse, die bei derartigen Höhen oder Gebirgszügen vorbeiflossen, also eine Art Grenzzone in einem Verteidigungsgebiete bildeten, auch als: Dorlice, Dorlicka, Woren, Worla, Worm u. ä. Mit der Zeit schloß sich jedoch der anlautende Konsonant ab, namentlich unter der Suggestion, daß hier der Begriff „orel“ maßgebend war, daher Vorlice in Orlice, Vorlik in Orlik überging. Das Adlergebirge (Erlitzer Geb. Orlické hory) nannte man früher Vorlické hory und in ältesten Zeiten wahrscheinlich nur Vorly. Daß sich hier, namentlich an den Pässen, gewisse Sicherungsvorrichtungen seit jeher befanden, ist naheliegend, denn das Gebirge bildete doch auch zum Teile die österreichisch-preußische Grenze. Von diesem erhielten nun die genannten Flüsse („Stille“ und „Wilde Adler“) ihren Namen Erlitz; als aber die Slawen zu „Orlice“ übergingen, formten die Deutschen, analog der vermeintlichen Etymologie von orel, auch den Namen in „Adler“ um. Die „Stille Adler“ hieß ursprünglich „Bilá Orlice“, also die große — nicht die weiße — Adler, zum Unterschied von der kleinen, der „Wilden Adler“. Aber auch Divoká Orlice wurde im Deutschen nur fälschlich zur „wilden“ Adler, denn das Grundwort ist nicht divy (= wild), sondern „div“, „divati“ (= Beobachtung, spähen). Der Flußlauf bildete eben einmal eine Grenze, die wichtige Beobachtungspunkte hatte, denn ihr Weg ist zum Teile von

hohen Bergzügen, namentlich dort, wo sie noch heute die Grenze bildet, begleitet. Tatsächlich heißt eine Höhe an der Wilden Adler auch Diviny (unweit der Burgruine Pottenstein).“

3. Den dritten Schlag hat schließlich R. Holzmann (Zur Besiedelung Anm. 1) gegen die bisherigen Anschauungen geführt, indem auch er den Namen der Erlitz durch Rückübersetzung aus Orel, Orlice erklärte. Den genannten tschechischen Namen aber führte er auf germanisches *Arula*, d. i. *Arare*, französisch *Arole* zurück, da gerade die letztere um 450 noch *Arula* geheißten hat.

Allen diesen Einwendungen ist, wie leicht zu erkennen, die Feststellung gemeinsam, daß der Name Erlitz von Haus aus mit dem Begriff „Adler“ nicht das Geringste zu tun gehabt haben kann; wenn trotzdem auch sie von vornherein zum Scheitern verurteilt waren, so deshalb, weil sie außer dem bescheidenen Versuch von Egerle, der von panslawistischem Geiste infiziert war, die Entscheidung auf sprachlichem Wege herbeizuführen suchten und dabei die entscheidend ins Gewicht fallenden historischen und topographischen Gegebenheiten der Urlandschaft außer Acht gelassen haben, ohne deren Berücksichtigung die Namendeutung immerdar planlos im Dunkeln umherirren wird.

II. Die neue wissenschaftliche Deutung. — Der von keinem Vorurteil beeinflussten objektiven Forschung bieten sich alsbald mehrere Argumente dar, die alle in dem sicheren Ergebnis zusammenklingen, daß auch der Name der Erlitz nichts anderes als eine urgermanische Wortbildung darstellen kann.

1. Das erste Argument greift zurück auf das unbestechliche Zeugnis der Geschichte. Denn den überholten und von tendenziöser Geschichtsbaumeisterei entstellten Anschauungen der Vergangenheit gegenüber, darf heute als feststehende historische Tatsache gelten, daß in der für die Entstehung des Namens der Erlitz oder Wilden Adler allein in Betracht kommenden Zeit zu beiden Seiten nicht nur des Flusses, sondern auch des Gebirges, ganz ohne allen Zweifel germanische Völkerschaften ansässig gewesen sind.

a) Für das Glatzer Land ist das als unantastbares Er-

gebnis meiner Forschungen so erwiesen, daß daran nicht mehr gerüttelt werden kann. Und da gerade der Oberlauf der „Wilden Adler“, also der Teil, der unmittelbar im Bannkreise des Glatzer Landes liegt, bis auf den heutigen Tag, so gut wie ausschließlich den Namen „Erlitz“ führt, ist klar, daß er mit der größten Wahrscheinlichkeit auch dort entstanden ist. Denn gerade „der Oberlauf der Adler heißt“, nach J. Schade (Nb. Erz. Kl. 21. Jg. [1898] S. 340), „im Volksmunde Erlitz, wovon Orte wie „Hohenertitz“ und „Niederertitz“ ihren Namen haben. Erst unterhalb Tschihak kommt der Name „Adler“ in Gebrauch. Auch ein Bach bei Starkstadt und Weckelsdorf heißt „die Erlitz“, wird aber im Unterlaufe von den Tzeden „Drzewitsch“, von den Deutschen „Sewitsch“ genannt.“

b) Da aber auch auf der anderen Seite, sowohl des Adlerflusses, wie des Adlergebirges, also in heute tschechoslowakischem Gebiete, in der in Betracht kommenden Zeit Germanen ansässig gewesen sind, ist gar nicht abzusehen, wie hier überhaupt die Entstehung eines tschechischen Namens Möglichkeit geworden sein soll. Noch heute ist in diesem Gebiete die deutsche Sprache herrschend und daß seine Namensgebung von allem Anfange an deutsch gewesen sein muß, können nicht nur die ausschließlich deutschen Bergbezeichnungen des Adlergebirges, sondern auch die meisten Ortsbezeichnungen beweisen. Und da zu den letzteren ohne den allergeringsten Zweifel selbst der von aller Welt noch heute als fraglos tschechisch angesehene Name Tschihak gehört, wird im Ernst wohl nicht davon die Rede sein können, daß ausgerechnet der Name des Hauptflusses dieser Gegend von Haus aus tschechisch gewesen sein könnte.

2. Zu diesen geschichtlichen Feststellungen tritt alsbald das Argument aus der Topographie, dessen ausschlaggebende Bedeutung ja schon im Hinblick auf die Tatsache nicht zu verkennen ist, daß es sich, wie wiederholt bereits gezeigt, bei der Entstehung der ältesten Flußnamen nicht um eigene, speziell für jeden Wasserlauf gewählte und geformte Bezeichnungen, sondern um Geländennamen gehandelt hat, die vom Boden auf den Flußlauf übertragen worden sind. Wenn man aber von diesem Gesichtspunkt aus das Flußgebiet der Erlitz würdigt,

soweit es für die besonderen Belange des Gläzter Landes in die Erscheinung tritt, dann wird man un schwer finden, daß es nach einer dreifachen Richtung hin die besondere Aufmerksamkeit der Bevölkerung auf sich ziehen mußte: politisch, landschaftlich und verkehrsgeschichtlich.

a) Daß allein schon die politische Einstellung der Gläzter Bevölkerung am Flußgebiet der Erlitz das allergrößte Interesse haben mußte, ergab sich aus dem Umstande, daß Erlitzfluß und Erlitzgebirge von der Natur aus geradezu zu einer bevölkerungstheidenden Grenze vorherbestimmt schienen und eine solche seit den ältesten Zeiten tatsächlich auch gewesen sind. Soweit uns alte Urbare erhalten geblieben sind, verjäumen sie nie, den Grenzcharakter des betreffenden Gebietes, insbesondere den des Erlitzflusses hervorzuheben. So z. B. geht nach dem Urbar von 1571 die Landesgrenze „der Orlitz nach“, einerseits bis „ans Hummlische“, andererseits „bis an die große Orlitz, da die kleine Erlitz in die große fällt“. Weiter wird im Urbar von 1687 (St. A. Br.: Rep. 23 VIII 3 b. fol. 166) der Fluß kurzweg „das Grängwasser, die Worlitz“ genannt, und an einer anderen Stelle (fol. 201): „das Grenzwasser Worlitz oder auf deutsch Adlerfluß genennet“. Sinterweisend ist dabei die Notiz aus dem Jahre 1571, daß „die Orlitz mit der Fischerei aufs Schloß Glätz gehört“. Denn ausschlaggebend sind dafür ganz sicherlich nicht die Torellen gewesen, sondern politische Gründe. Selbstverständlich ist, wie anderwärts, so auch hier, in der ältesten Zeit die Grenze nicht durch eine Linie, sondern durch eine breite Zone gebildet worden und daß diese zu den mannigfachsten Übergriffen und Grenzverletzungen Veranlassung gegeben hat, erfahren wir ja auch aus der Zeit, in der die heutige Grenzlinie, die durch die Mitte des Flusses läuft, endgültig festgelegt worden ist. Die Akten der verschiedenen Grenzprozesse sind uns ja noch erhalten, aber es genügt wohl schon, wenn ich mit den Worten des Relurius (Glaciographia 209) zusammenfassend feststelle: „Es hat oft großen Streit umb die rechten Grängen der Graffschafft gegeben / als geschehen ist Anno 1550 zwischen Hertzog Ernesto und hert Liezken umb der Gränge willen gegen Böhmen zu; Als sie nun grenzen ließen / ward dieses erkand / daß das

Wasser Worlitz / welches unter dem hohen Gebirge fleußt / die rechte Gränze halten solte / also / daß das Obertheil gegen Böhmen werts Herr Liezkens / und das ander Theil gegen der Graffschafft werts Herzog Ernsts sey sollte. Anno 1578 ward abermal gestritten / und gränzte den 14. Septemb. der Keyser mit Herr Niclasen von Bubna auff Senfftenberg / dahin den viel Voldk zog / der Streit hat in die 7000 Schock gekostet / welche Unkosten Herr Niclas zahlen mußte. Anno 1586 aber / den 11. Augusti ist die streitige Gränze zu Marienthal / zwischen der Graffschafft und dem Herr Niclas von Bubna auff Senfftenberg richtig gemacht worden / und ward von den keyserlichen Gesandten ausgesprochen, daß der Fluß Wörlitz die Gränze haben sollte / biß an den roten Fluß. Die Unkosten, welche die 40. Jahr uber auff diese Streit Sachen gegangen seyn / sollen auff die 75 000 Schock gelauffen seyn."

b) Aber auch landschaftlich hat das Flußgebiet der Erlitz schon das Augenmerk der frühesten Bevölkerung des Landes in intensiver Weise auf sich ziehen müssen, und zwar aus Anlaß des berühmtesten Naturschauspiels in der Nähe des Tschihak, das man mit einem seit unvorordenklichen Zeiten feststehenden Ausdrucke als „Erlitzdurchbruch“ bezeichnet. „Der Erlitzdurchbruch ist der romantischste Punkt des ganzen Erlitzthals“, heißt es bei A. Otto (Wanderb. 128). „Der Fluß wendet sich nachdem er hinter Marienthal drei Kehren gemacht hat, nach Westen und rauscht über mächtige Gesteinstrümmer zwischen hochragenden Felsen ins böhmische Sprachgebiet. Man gewinnt die lebhafteste Vorstellung von der Gewalt, die es der Erlitz gekostet hat, die Hindernisse hier zu überwäligen.“ Und überaus anschaulich heißt es dazu bei J. Peter (Langenau 189): „Während die braunen aber durchsichtigen Wogen des Flusses sich auf einem Stein- und Felsenbette hinabwälzen und oft an den innerhalb seines Bettes senkrecht sich erhebenden Sandsteinblöcken schäumend brechen, füllt den ansteigenden Rand des Thalgrundes bald üppiger Wald, bald Felskolosse von 18 bis 26 Meter Höhe, die mit ihren Häuptern öfters über die mit ihrem geheimnisvollen Rauschen uns begrüßenden Waldbäume hervortragen. Der Weg führt bald durch, bald um, bald auch wieder auf Treppen über diese Felsengruppen hinweg.“

Die Stätte hat ja in der Tat auch weidlich genug die Augen der Menschen auf sich gezogen und ist durch ihre Romantik die Veranlassung gewesen, daß zwei Jagdschlösser in ihrer Nähe entstanden sind. Die Geschichte hat sich aber dabei insofern einen Treppenvitz geleistet, als der deutsche Kaiser, Maximilian II., das Jagdschloß, das er dort errichtete, mit dem tschechischen Namen „Worlik“ belegen ließ, während der böhmische Besitzer der Herrschaft Senftenberg, Anton Veit Graf von Bubna, das später dort von ihm erbaute Jagdhaus nach dem Senftenberger Herrschaftsurbar vom Jahre 1657 „Lusthaus Adlertal“ benannte.

c) Zuletzt aber heißt, von der Erlitz reden, auch an jenen „Durchbruch“ denken, den seit den ältesten Tagen der Geschichte dort der Verkehr gemacht hat, indem er in Form einer vielbegangenen Auslandsstraße hier die Berge überstieg und das Flußtal durchquerte, um Ost und West miteinander zu verbinden. Auf diesem Wege sind mit der allergrößten Wahrscheinlichkeit ja wohl auch die Germanen ins Glager Land gekommen und darum ist auch der Erlitzübergang jeweils in Kriegszeiten von größter Bedeutung geworden, zuletzt noch im Bayerischen Erbfolgekrieg, wo an der Erlitzbrücke bei Peucker sogar der später so berühmt gewordene General York als Leutnant auf Feldwache gestanden hat. Es ist dabei sogar zu einer interessanten Episode gekommen. Denn als der General Fürst Hohenlohe den Posten inspizierte und von oben herab dem Leutnant einzuschärfen suchte, daß hier ein wichtiger Übergang und deshalb angestrengteste Wachsamkeit notwendig sei, brauste dieser auf und replizierte, daß ein preußischer Leutnant ebenso gut seine Pflicht zu tun verstehe, wie das ein deutscher Reichsfürst für sich in Anspruch nehme. Und irre ich nicht, dann wird die Wichtigkeit dieses Übergangs auch heute noch nicht verkannt, selbst nicht im Frieden, geschweige denn im Falle von drohenden Verwickelungen.

Damit aber sind nicht nur für die Beurteilung der Erlitzgegend, sondern auch für die des Erlitznamens drei derart charakteristische Momente gewonnen, daß ihre Nichtberücksichtigung bei der weiteren Untersuchung geradezu eine Unterlassungsfünde darstellen würde. Und klar ist, daß, wenn der Name der Erlitz,

dem Vorbilde der anderen Glazer Flußbezeichnungen entsprechend, überhaupt topographisch orientiert ist, er nur von dieser einzigartigen topographischen Gegebenheit abgeleitet worden sein kann.

3. Sucht man dann weiterhin das Argument aus den urkundlichen Namensformen für die Namendeutung auszuwerten, dann ergeben sich nachstehende Feststellungen:

a) Die am meisten geläufige und darum maßgebende Form des Namens von seinem ersten Auftauchen in den Glazer Quellen an hat Orliß gelautet. In dieser Form wird der Name in den Jahren 1618, 1636 und 1687 angeführt und so kommt er fast regelmäßig im Munde der Zeugen in den großen Grenzprozessen des 16. Jahrhunderts vor. Mitunter ist er dabei auch in der Form Ürliß ausgesprochen worden, so daß es klar ist, daß sich das E in der heutigen Namensform Erliß bloß aus dem ehemaligen O-Anlaut herausentwickelt haben kann. Damit ist freilich nicht gesagt, daß dieses O auch unbedingt den ursprünglichen Anlaut des Namens gebildet haben müsse, da die Glazer Sprache stark dazu neigt, hochdeutsches kurzes u aus mhd. u, speziell vor folgendem r, wie das beim Namen der Erliß ja auch der Fall ist, in offenes o zu verwandeln, z. B. Gompersdorf, 1347 Gumpredtsdorf.

b) Neben dieser maßgebenden Form erscheint nun allerdings zuweilen auch die Form Worliß. Diese aber muß, wie folgt, beurteilt werden.

Erstens. Schon ihr erstmaliges Auftauchen in den Glazer Quellen im Jahre 1494 ist nicht wenig fingerweisend für ihre Beurteilung. Denn dort figuriert sie als Name der böhmischen Herrschaft „Worliß“ in einer Verpfändungsurkunde, die der Kanzlei des Herzogs Heinrich d. Ä., ersten Grafen von Glaz, entstammt. Diese aber ist nicht nur durch ihre tschechophile Einstellung, sondern auch durch die Willkür ihrer Namens-tschechisierungen derart bekannt, daß darüber nichts mehr gesagt zu werden braucht.

Zweitens. Tatsächlich liegt im Namen Worliß auch nichts anderes als eine derartige tschechophile Verballhornung des deutschen Namens vor. Das läßt sich nämlich durch den Namen Worlik im böhmischen Kreise Pardubitz beweisen,

der im Jahre 1421 noch „Orlik“ geheißen hat (Gesch. d. Huf. I. 457) und erst später durch das dem Namen vorgesezte W dem tschechischen Munde angepaßt worden ist. Aber auch der Name der Erlitz hat allem Anschein nach eine ähnliche Wandlung durchgemacht, da er von H. Jirecek (Das Recht in Böhmen I [1866] S. 21) nach einer älteren tschechischen Handschrift früher Orlicu (ohne W) gelautet hat.

Damit ist klar, daß für die zuverlässige Deutung des Namens nur die Form Orlitz bezw. Urlitz in Frage kommen kann, so daß die Form mit dem Vorsatz-W zunächst ganz außerhalb der Betrachtung bleiben kann.

4. Damit tritt von selbst das Argument aus der deutschen Namengebung in seine Rechte, da dieses die beste Handhabe bietet, dem Sinn und der Bedeutung der zuerst überlieferten Namensform „Orlitz“ bezw. „Urlitz“ durch Vergleichung mit ähnlichen Namen anderer deutscher Sprachgebiete wieder auf die Spur zu kommen. Dabei begibt es sich, daß wir alsbald auf eine uralte, bisher verschollen gewesene Wortbildung stoßen, die in ihrer früheren Bedeutung und weiten Verbreitung erst ganz neuerdings wieder richtig erkannt worden ist. Für die Untersuchungen dieser Blätter ganz besonders bedeutsam dabei aber ist, daß es auch in diesem Falle das schon mehrfach erwähnte mainfränkische Land, das heißt das ehemalige Siedlungsgebiet der Markomannen, war, in dem man auf diese Wortbildung zuerst wieder aufmerksam wurde. In der Tat wird man der genannten Wortbildung in der mainfränkischen Orts- und Flurnamengebung bloß tiefer nachzuspüren brauchen, um zu der überraschenden Feststellung zu kommen, daß von ihr auch auf den dunklen Namen der Glazger Erlitz so viele neue und bedeutsame Lichtstrahlen fallen, daß er mit einem Schlage ein völlig neues Gesicht bekommt.

a) Um zunächst mit der mainfränkischen Ortsnamengebung zu beginnen, führe ich den Namen Wurlitz, eines Dorfes im Bezirk Rehau, an, der die auffallendste Parallele zum Namen der Glazger Erlitz und ihrem berühmten Durchbruch beim böhmischen Tschihak bildet.

Daß vom sprachlichen Gesichtspunkt aus im Namen Wurlitz genau die gleiche Wortbildung wie im Namen der

Erlitz, vorliegt, ergibt die Angabe von R. F. Hohn (Geogr. Besch. d. Ober-Mainkraisles [1827] S. 265), daß der Ort „Wurliz oder Worliz“ heißt, wie ja dann auch sowohl H. Gradl (A. f. Ob. Fr. 18. Jg. [1892] S. 124), wie G. Hey (O. N. Fürst. Bayreuth [1920] S. 218), diesen Namen mit der tschechischen Wortbildung Worlice identifiziert und, der landläufigen Erklärung des Glazer Erlitz-Namens entsprechend, den Sinn von „Adlerhorst“ unterschoben hat. Daß aber davon gar keine Rede sein kann, ergibt sich aus folgenden Gründen:

Erstens. Auch in diesem Falle ist das anlautende W erst später in den heutigen Namen hineingekommen, denn im Jahre 1251 hat er noch Borliz gelautet, während er sich weiterentwickelt hat, wie folgt: 1397 zu Würliz, 1398 Wurliz, 1418 Würliz, 1502 Wurrliz und 1543 Wurliz. Auch hier hat also bereits frühzeitig die volksetymologische Umdeutung ihre Hand im Spiele gehabt und da auch das anlautende B in der Namensform von 1251 sehr leicht die mit dem Namen verbundene alte Präposition bi, d. i. bei, darstellen kann, werden wir auch in diesem Falle auf eine ursprüngliche Namensform Orliz verwiesen, die mit dem Namen der Glazer Erlitz bezw. Orliz identisch ist.

Zweitens. Da das genannte oberfränkische Dorf auf altem germanischen Siedlungsboden entstanden ist, muß es auch einen deutschen Namen tragen. Die Endung -itz, die man auch in Oberfranken bisher mit dem slawischen Suffix ice zu identifizieren pflegte, beweist dagegen nichts, da sie, wie ich an mehreren Beispielen bereits dargetan habe, auch in anderen Namen durchaus deutscher Herkunft ist. Eine interessante Parallele dazu stellt der Name Wörlitz, einer schon zum Jahre 965 erwähnten Burg, bei Dessau, dar, den der durch seine uferlosen Slawenphantasien berühmte Hey ebenfalls als slawisch ausgegeben und als „Adlerhorst“ gedeutet hat, obwohl er in den Belegen: 966 Duerlazi, 1004 Duerlazi, 1196 Worgelcz, 1200 Worgelitz, 1323 Worlicz überliefert ist und F. Graf (Die Vergangenheit d. Wörlitzer Winkels [1922] S. 49) festgestellt hat, daß der genannte Ort „zu den Burgwarden zählte, welche die Deutschen als Grenzwarden einrichteten“. Damit aber ist wohl klar, daß sowohl für den einen, wie für

den anderen Namen nur eine germanische Erklärung in Frage kommen kann.

Topographisch aber ist ein weiterer Umstand ausschlaggebend, nämlich der, daß Wörlitz bei Dessau an einem alten Übergang über die Elbe und daß das oberfränkische Wurlitz in einer Gegend liegt, die mit der Topographie der Erlitz-Landschaft beim böhmischen Tschihak die allergrößte Ähnlichkeit aufzuweisen hat. Zwischen Rehau und Oberkotzau auf der Grenze zwischen den Bezirken Hof und Rehau in einer Schlucht gelegen, die außer für den durch seine Perlen bekannt gewordenen Schwesnitzbach nur noch für einen 498 Meter hoch gelegenen Feldweg Raum beläßt, stellt das Dorf mit seiner Umgegend nach E. Zeh (siehe d. B. A. Rehau I, 2) „ein dem Geologen und Botaniker äußerst anziehendes Erdenfleckchen dar, das mit Recht eine mineralogische und botanische Insel genannt wird, umflutet von einem Meer von Alltäglichkeiten“. Insbesondere weist die nach C. W. Gumbel (Geogr. Besch. d. Fichtelgebirges [1879] S. 334) „durch ihre Felsbildung berühmt gewordene Wajaleite bei Wurlitz“, wo sich die Schwesnitz ihren Weg durch die scharfen Serpentinelfen bricht, eine derart große topographische Ähnlichkeit mit dem Erlitz-Durchbruch durch das Adlergebirge beim Tschihak auf, daß die Ähnlichkeit der beiderseitigen Namen geradezu zu der Folgerung zwingt, daß sowohl der Name der Glazer Erlitz, wie der des oberfränkischen Dorfes Wurlitz (1251 Borlitz) nur aus dem Zusammenhang mit der eigenartigen Topographie der Gegend richtig verstanden und damit bloß in engster Beziehung zu dem an beiden Örtlichkeiten festgestellten „Durchbrüchen“ zutreffend erklärt werden kann.

b) Aus der fränkischen Flurnamenengebung ist nun auf die genannten Namen durch die Feststellung von R. Dollmann (ZONF. VI [1930] S. 57) ein völlig neues Licht gefallen, das sowohl in Ober-, wie in Unterfranken die Ortsbezeichnung „der Urlaß“ außerordentlich weit verbreitet und beispielsweise an folgenden Orten in nachstehenden Belegen feststellbar ist: Rosthal bei Fürth: 1552 item ein Schachenholtz, der Urlaß genannt, item Lohholz, der kleine Urlaß genannt; Mübenberg, B. A. Schwabach: Urlas, 13 ha Wiesen- und

Waldbland; Mönchsstockheim, B. A. Gerolzhofen: Am Urles, 1757 Urlaß, wo früher ein Stauweiher war; Neues a. Berg, B. A. Rißingen: Am Urles, 1591 Artfeld am Urlaß, am Urlesberg, Urlesgraben und Urlesweg; Hörberg, ebendort: Urleswiesen, ehem. Schafwiese, Urlesgarten und -graben; Mündsdorf, B. A. Landshut: Der Weiler Urlasbühl. Diese Namen aber hat Dollmann, wie folgt, erklärt: „Auslassen,“ schweizerisch úlassen, bedeutet (ohne Objekt) Schwäb.-alem. „das Vieh auf die Weide lassen“, Schw. die úlassi, „den Auslaß des Viehes auf die Weide, speziell die Frühlingeweide und den Weideplatz“. Somit ist der Urlaß „Auslaß, dann Weide und Weideland“. Damit scheint der Schwäbische Flurname Urläz (Schw. W. B. VI. 298) eins zu sein; zu z für ß vgl. Schwäbisch Schuz = Schuß.

Zu dem gleichen Resultat ist bald auch H. Schreibmüller (Hbl. f. Ansb. 1936 Nr. 7/8) mit der Feststellung gekommen, daß bei Ansbach ein Exerzierplatz liegt, der früher Weideland des Weilers Kammerforst gebildet hat und der noch heute den Namen „Urlas“ führt, im Volksmunde aber „Orles“ heißt und der urkundlich in folgenden Belegen überliefert ist: 1258 und 1301 Urlaß, 1300 Urlaz, 1340 pastu Urloz, 1340 pascuis Urloz, 1561 Gemeinholz im Urlaß, 1592 im Urleß, 1753 Orlesberg, Urlesholz, Urles, Urlas. Auf Grund dieser Belege hat dann auch er diesen Namen also erklärt: 1. Auslaß, besonders des Viehs auf die Weide; 2. das aus dem Stall auf die Weide getriebene Vieh; 3. Weide und Weideland, weil man das Vieh dorthin ausläßt.

Ganz neuerdings hat schließlich E. Christmann (Zt. f. dt. Phil. 61. Bd. [1936] S. 381) auf den Flurnamen Urlaß bei Landau verwiesen und damit auch den Namen des nahen Orensberges, der 1232 als Urlesberg erscheint (M. B. XXXI. 555), in Verbindung gebracht und ist mit seiner Deutung dieser beiden Namen zu genau dem gleichen Ergebnis, wie seine beiden Vorgänger, gekommen. Überdies hat er die weite Verbreitung dieser Bezeichnung durch folgende Flurnamen erhärtet: Urlaßwaaßen bei Illsheim, Mittelfranken; Orlesberg in Thüringen; Orlesberg bei Obernburg a. M.; Urlesholz bei Fuchsstadt, B. A. Hofheim; Urles

bei Sammenheim, Mittelfranken; Urlas bei Reichenhall; Urlaswiesen bei Waizendorf, Mittelfranken und nicht zuletzt die Namen der Urlaskoppe (1016 m), der Urlasmühle und des Urlasgrundes bei Groß-Rupa im heutigen Böhmen mit dem „großen Weg“ und dem „Diehweg“ (MDGDB 1922 S. 293).

5. Die sprachliche Deutung des Gläzler Erlitz-Namens ist damit klar, denn aus den genannten Feststellungen folgt zwingend, daß auch im Namen der Erlitz nur die altgermanische Bezeichnung „Urlaß“ stecken kann.

a) Als Bestimmungswort kann damit der Name bloß das alte Stammwort „Ur“, goth. *us*, ahd. mhd. *us*, ags. *or*, aufweisen, das in der alten Sprache, wie noch heute im Schwedischen, mit der Präposition „aus“ identisch war und sich nach der Feststellung von Buck (S. 286) vielfach in „Ur“ bezw. „Or“ und umgekehrt verwandelt hat. Die Entwicklung von „Ur“ in „Or“ bezw. „Oer“ und „Er“ im Namen der heutigen Erlitz ist also völlig gesetzmäßig vor sich gegangen. Und auch der mit dieser Präposition verbundene Sinn kann nicht zweifelhaft sein, da er der gleiche ist, wie er in den Namen „Urfahr“ bezw. „Urfahrt“ mehrerer an Überfahrten gelegener Orte in Bayern, Nieder- und Oberösterreich vorliegt. Vergl. Orefare, ca. 1000, und Urfeld, Kreis Bonn, als Rheinüberfahrt.

b) Als Grundwort wird dann nur das zuerst von Dollmann wiedererkannte Stammwort „las“ im Sinn von „Einlaß“ bezw. „Durchlaß“ in Frage kommen können. In dieser Bedeutung liegt z. B. dieses Wort in dem Flurnamen Ehlheimer Lindlas vor, der an dem Verbindungswege zwischen Meinheim und Ehlheim bei Gunzenhausen an der Meinheimer Grenze haftet (Gunz. f. Bote, Bd. II [1927] S. 57). Wahrscheinlich steckt es auch im Namen des Urleinsbergs im österreichischen Bezirk Raab, da dieser gelautet hat: 1433 Urelsberg, 1535 Urlasperg, 1580 Urlasperg, 1593 Udasperg. Sicher aber liegt dieses Wort im Flurnamen „Urleinsgasse“ im österreichischen Bezirk Waizenkirchen vor, da dieser im Jahre 1617 noch „Urelaßgassen“ geheißen hat. Und zum gleichen Stamme dürfte auch der bayrische Ortsname Freilaß gehören. Denn gegen Schmeller (I. 815), der diesen Ort nach einem Manne namens Frilaz (manumissus) benannt sein läßt, stehe ich

auf dem Standpunkt, daß auch er nur eine topographische Bezeichnung darstellen kann, da es sich nachgewiesenermaßen dabei um einen Grenzzollort bei Salzburg handelt.

Das *itj* der Endung dürfte danach nicht den geringsten Bedenken mehr begegnen können. Mit dem tschechischen Suffix *ice* haben es nur die slavophilen Vorurteile der bisherigen Namenerklärer in Verbindung gebracht, in Wirklichkeit stellt es nur ein verstärktes Schluß-s dar, dessen Entstehung sich ja wohl auch aus dem Grunde hinreichend verstehen läßt, daß in den angeführten Belegen die Schreibformen „Urtas“ und „Urtas“ mehrfach miteinander wechseln. Im übrigen wird diese Erklärung durch den Umstand über den letzten Zweifel hinausgehoben, daß gerade der Habelschwerdter Kreis noch einen zweiten Ortsnamen aufzuweisen hat, bei dem nicht nur die *itj*-Endung in der angegebenen Weise entstanden ist, sondern der auch aus dem gleichen begrifflichen Milieu herausgewachsen ist und mit dem Erlignamen die gleiche sprachliche Entwicklung gemeinsam hat, so daß die Erklärung des einen Namens die des anderen geradezu erhärtet.

c) Abschließend stelle ich damit folgende sprachgeschichtliche Entwicklung des Erlignamens fest:

Erstens. In seinem Ursprunge kann auch der heutige Erligname nur als eine Landschaftsbezeichnung entstanden sein. Dementsprechend kann er in seiner frühesten Gestalt nur „Urtas“ geheißen und sich in seiner ursprünglichen Wortbedeutung bloß auf den berühmten „Durchbruch“ des Flusses bezogen haben, dessen Einzigartigkeit und Bedeutung den frühesten germanischen Siedlern umso weniger entgangen sein kann, als der Flußlauf an der genannten Stelle mit der uralten Grenze zusammenfiel. Wie diese Flurbezeichnung anderwärts auf Berge, Weiden und Waldstücke übergegangen ist, so ist sie im Glager Lande auf diesen Grenzbach übertragen worden, so daß für diesen die Bezeichnung „die Urtasbad“ in Aufnahme kam, aus der sich durch Abschleifung die Form „Ortis-“ bezw. „Erlig-bach“ herausentwickelt hat.

Zweitens. Da die Erligbad mit ihrem einen Ufer zum Glager Lande, mit ihrem zweiten zu Böhmen gehörte, ist ihr Name auch in den Mund von Tschechen gekommen und diese

haben sich ihn — in der bei ihnen üblichen Weise — durch den Voratz eines W mundgerechter zu machen gesucht. So ist die Bezeichnung „die Worliß“ und mit der üblichen Verstärkung der Schlußsilbe „die Worliß“ zustande gekommen, eine Wortbildung, aus der die bekannte Kanzleitschchisierung den völlig fiktiven Namen „Worlice“ zurechtkonstruiert hat.

Drittens. Diesen tschchisierten Namen haben nun die Deutschen, die auch im Adlergebirge niemals ausgestorben sind, ihrer Sprache von neuem anzupassen gesucht und da worlice die tschchische Bezeichnung des Adlerweibchens ist, haben sie, in voller Unkenntnis der Sprachgeschichtlichen Entwicklung natürlich, aus der Erlitz eine „Adler“ gemacht. Damit aber mündet das Ergebnis unserer wissenschaftlichen Untersuchung in die schon von A. Paudler und Fr. Egerle übereinstimmend getroffene Feststellung ein, daß der Name „Adler“ ursprünglich und von Rechtswegen mit dem heutigen „Erlitz“-Namen nicht die allergeringste sprachliche Verwandtschaft aufzuweisen gehabt hat. Die Bezeichnung „Adler“ ist niemals etwas anderes als die vermeintlich deutsche Übersetzung des von tschchophilem Munde verunstalteten Afternamens „Worlice“ gewesen und hat durch die Jahrhunderte ebenso gründlich und restlos die wissenschaftliche und die unwissenschaftliche Welt an der Nase herumgeführt, wie das bei dem Namen von Bad Kudowa der Fall gewesen ist, der aus der Glager Mundartform „der Kudduufa“, d. i. „der Kottosen“ entstanden ist und den bisher die weitesten Kreise unter Verzicht auf jede orts- und Sprachgeschichtliche Forschung, bloß auf Grund einer gewissen Ähnlichkeit im äußeren Wortklang, mit dem tschchischen Stammwort „chudoba“, d. i. Armut, in Verbindung gebracht haben, obwohl außer der Verschiedenheit in der Betonung auch die Tatsache geradezu mit Händen zu greifen war, daß der Name des bekannten Heilbades mit dem Begriff „Armut“ niemals etwas zu tun gehabt haben konnte. Daß ich, wie vordem dem Namen Kudowa, nunmehr auch der Erlitz ihren urdeutschen Namen wieder habe zurückerobern können, ist mit eine besondere Freude. Und da auch seine Erklärung in der vorgetragenen Weise für immer unwiderruflich in der Topographie der Umgebung und in den eindeutigen Gegeben-

heiten der Orts- und Sprachgeschichte verankert ist, dürfte keine Gefahr bestehen, daß sich die naiven slavophilen Vorurteile der Vergangenheit fürdehine noch weiter an ihm vergreifen könnten.

Weit über einem Duzend Glazer Flußnamen habe ich damit das Mikroskop gestellt. Das Ergebnis ist ausgefallen, wie es ausfallen mußte. Alle bisherigen Deutungsversuche sind dabei in reines Nichts zerflattert, am allereindeutigsten aber haben sich die slavophilen Annahmen von einer Glazer slawischen Frühgeschichtsperiode an ihnen als Phantasie erwiesen. Weder für eine vor-, noch eine nachslawische Glazer Geschichtsperiode hat sich aus der sprachgeschichtlichen Entwicklung der Glazer Gewässernamen der geringste Nachweis erbringen lassen, wohl aber hat sich gezeigt, daß diese Namen, zuweilen sogar unter Erfindung von Phantasieformen wie Bêla für Biele und Snellice für Snellink, auf Grund von willkürlichen Annahmen in ein voreingenommenes Schema hineingepreßt worden sind, das von objektiver Geschichtsdarstellung ebenso weit entfernt geblieben ist, wie die Einwanderung der fiktiven Slawenmassen von der Bergheimat des Glazer Landes. Des weiteren hat sich aber auch die emphatische Behauptung, daß die Glazer Flüsse in ihren Namen den Begriff des „eilenden Wassers“ durch die Zeiten tragen sollen, als eine reine Fiktion erwiesen und ist in jedem Einzelfalle gleich einer Seifenblase spurlos im Wind zerplatzt. Dagegen sind wir bei diesen Namen auf derart frühgeschichtliche Worte und derart urgermanische Begriffe gestoßen, daß sich mit einem Male die Glazer Geschichte um mehr als ein Jahrtausend in das Dunkel der Vergangenheit zurückgeweitet hat. Mehr noch: ein neues Bild der Glazer Geschichte ist vor unseren Augen Wirklichkeit geworden und aus dem Rahmen, der es umzirkelt, begann sich in greifbaren Umrissen auch schon das Volk herauszuheben, das von den Ufern des Mains in den Grenzwald des Ostens gewandert kam und, als es beim Ertitz-Durchbruch von den Bergen in die Ebene herniederstieg, das heutige Glazer Land mit solcher innerer Begeisterung als seine „neue Heimat“ grüßte, daß der Hauptfluß des Landes diesen Ruf der Sehnsucht zur Parole wählte, um ihn mit seinen murmelnden Wellen bis auf den heutigen Tag durch das Land und die Zeiten fort zu tragen.

Zweiter Abschnitt

Wegenamen

Neben und mit den Wasseradern haben seit urvordenkliehen Zeiten auch schon Straßen, Wege und Steige den Boden gequert und sind auf ihnen Heere, Reifige und Händler durchs Glazier Land gezogen. In der Frühzeit der Glazier Geschichte wird man sie freilich nicht nach heutigen Vorstellungen beurteilen dürfen. Denn wie primitiv sie noch zur Zeit der Karolinger waren, verrät deutlich die Bestimmung im *Capitulare de villis* (64), „daß unsere Karren, die in den Krieg gehen, gute Wagenkörbe (*basternæ*) haben und die Spannreifen (*operculi*, wohl für das Dach) gut mit Häuten überzogen sind. Sie sollen so dicht gebaut sein, daß sie im Notfalle mit ihrer Ladung über Flüsse setzen können, ohne daß Wasser eindringt, und so unser Kriegsbedarf unbeschädigt hinüberkommt... Bei jedem Wagen sei auch Schild, Lanze, Köcher und Bogen.“

Immerhin unterschied man unter diesen Wegeverbindungen, je nach dem Zweck, dem sie dienten, seit frühesten Zeiten schon: öffentliche oder Heerstraßen, Land- oder Marktwege und sogenannte Notwege. Und da es sich begibt, daß selbst von den letztgenannten, rein lokalen Ortswegen in den Namen Pfaffensteig und Diehweg gleich zwei im Glazier Lande Ortsnamenbildend in die Erscheinung getreten sind, ist klar, daß Ähnliches bei den großen Auslandsstraßen erst recht der Fall gewesen sein muß. In der Tat sind im Lande eine ganze Reihe alter Wegenamen nachweisbar, und zwar:

- I. Wegenamen links der Neiße.
- II. Wegenamen rechts der Neiße.

I. Wegenamen links der Neiße

Unter den fünf Pässen, die die Natur auf der linken Neißeseite im steinernen Wall des Grenzgebirges als Durchlaßpforten für

den Verkehr ins Ausland offen gelassen hat, haben seit ältesten Tagen schon der Paß von Neuwalde mit den Fußorten Rosenthal und Marienthal und der absoluten Höhe von 626 Metern und der Paß von Lichtenwalde mit den Fußorten Lichtenwalde und Peucker und der absoluten Höhe von 690 Metern eine besonders bedeutsame Rolle gespielt. Damit ist gesagt, daß wir an den beiden Straßen, die diese Pässe überquerten, mit der größten Wahrscheinlichkeit auch auf die ältesten und interessantesten Wegenamen stoßen müssen. Denn es ist schon so, wie es Josef Wittig in dem seelenvollen Wort gekündet hat: „Alte Wege gehen dem altertumsfreudigen Menschen immer zu Herzen. Sie sind dauerhafter als Bauten und führen meist in tiefere Vergangenheit zurück als die ältesten Bauwerke. Unendlich viel Leben hat sie mit seinen Füßen ausgetreten, mit seinen Rädern ausgefahren. Von der Höhe des Berges gesehen, sind sie wie eine feine Zeichnung über die ganze Flur.“

Nicht Wörterbücher nehme ich also zur Hand und eigene Weisheit beginne ich vorzutragen, sondern die verschwommenen Linien jener „feinen Zeichnung“ suche ich erneut ans Licht zu heben, in denen durch die Jahrtausende ein Stück erstarrter Geschichte bis heute lebendig geblieben ist.

23. Der „Böhmensteig“.

In frühgeschichtlichen Zeiten schon hat von der Stadt Habelschwerdt gegen Süden eine wichtige Auslandsstraße geführt, die über den Paß von Neuwalde (626 Meter) nach Böhmen verlief und die, wie uns der an dem Wegstück zwischen Habelschwerdt und Verlorenwasser bis heute haften gebliebene Name verrät, als „Böhmensteig“ bezeichnet wurde. Vier Dinge aber werden uns an diesem alten Auslandssteige besonders interessieren müssen: sein Name, sein Verlauf, sein Alter und seine Geschichte.

I. Was zunächst den Namen dieses Auslandsweges betrifft, so wird deswegen, was folgt, zu gelten haben.

1. Vor allen Dingen dürfte es wohl selbstverständlich sein, daß dieser Name nicht etwa besagen will, daß überall

T| h e h e n an seinen Säumen gesiedelt haben müßten. Was dieser Name bedeutet, sagt ja zur Genüge seine spätere Bezeichnung als „Prager Straße“, wie sie noch in einer Dorfbeschreibung von Langenau aus dem Jahre 1754 enthalten ist.

2. Ebenso klar aber dürfte sein, daß der Name „Böhmensteig“ ursprünglich nicht bloß dem Wegestück eigen gewesen ist, an dem er sich bis heute erhalten hat, sondern daß er die in Betracht kommende Straße in ihrer ganzen Ausdehnung im Auge gehabt hat, die ja im Glager Lande nicht etwa ihren Endpunkt hatte, sondern über Wartha und Neisse weiter nach dem heutigen Polen verlief. Im übrigen kommt ja die gleiche Bezeichnung als semita Bohemix nicht bloß schon im Heinrichauer Gründungsbuche vor, sondern wird als Flurbezeichnung „Der Böhmishe Weg“ bei Wartha z. B. noch im Jahre 1785 erwähnt. Ebenso wird die Straße über Sayda, die Magdeburg mit Prag verband, im Jahre 1185 antiqua Bœmiæ semita genannt und auch von der Verbindungsstraße zwischen Böhmen und Niederösterreich heißt es: via que Beheimsteich nominatur und via quæ aliquando Beheimsteich, sed modo Behemweg nominatur (H. Jirecek, Das Recht in Böhmen I. 7).

3. Des weiteren aber sind an anderen Abschnitten dieser Auslandsstraße auch andere Namen haften geblieben, wie z. B. die Namen „Diebsteig“, „Heustraße“ und „Bierweg“.

Daß der Name „Bierweg“ aufgekommen sein könnte, weil auf diesem Wege Bier von auswärts ins Land gebracht worden ist, wäre möglich, da Weizenbier früher königliches Regal gewesen ist und man solches nach dem Urbar von 1571 „bei Graf Ullrichs Zeiten und auch vorher von Grecz hat holen lassen“. Der Umstand, daß der Name gerade an der Wegstrecke haften geblieben ist, die am Fuße des Engelhard-Waldgrundstückes im Höllengrund nahe am Schnallenstein vorbeigeführt hat, spricht aber dafür, daß sich der Name auf die genannte Burg bezieht. Wenigstens hat schon Fr. Weber (Altb. Monatschr. Bd. 14 [1917/8] S. 8) darauf aufmerksam gemacht, daß das Grundwort „Weg“ häufig in Zusammensetzungen mit Burg, Birg vorkommt und zu Birkweg, Bierweg verunstaltet wird. „So ist ein Birkweg bei Scheuring, B.-A. Landsberg, ein zu dem kleinen Burgstall „Burgsel“ daselbst

führender Burgweg; der den Hängelwald zwischen Holzburg und Eismansberg durchkreuzende Bierweg ein zu der in der Nähe auf der Flur „alte Burg“ zu vermutenden Burg führender Weg“.

II. Vom Verlauf des „Böhmensteiges“ kann man nicht gut sprechen, ohne an ihm die bereits angedeuteten zwei markanten Wegstrecken zu unterscheiden.

1. Von ihrem ersten Teile gilt, daß die genannte Straße nach Tschitschke (G. O. 1911 S. 79) „von Jglau über Leitomischl, Hohenmauth, Chozen nach Adler-Kosteletz ins Tal der wilden Adler und an dieser aufwärts bis nach Senftenberg führte. Von hier aus folgte sie dem Flusse durch den hochromantischen Durchbruch. Am oberen Ende derselben, da wo das Rotefloß in die wilde Adler (auch Erlitz genannt) mündet, bog die Straße ins Glatzische ein und führte noch ungefähr eine halbe Stunde an dem linken Ufer der Erlitz hinauf... Die Straße verläßt beim Marienthaler Freirichtergute die Erlitz, führt an der dortigen Kirche vorüber sanft aufsteigend bis zu einer Seehöhe von ungefähr 700 Meter. Von da aus geht sie hinab in den sogenannten Höllengrund, an der Burgruine Schnallenstein vorüber ins Neißetal... Vom Schnallenstein aus führte die Straße, die heute noch benützt wird, die Niederungen der Neiße vermeidend, am Gebirge entlang über die heutige, zu Ober-Langenau gehörige Kolonie Herrenweil, das Niederdorf von Lichtenwalde, Verlorenwasser auf dem sogenannten „Böhmensteig“ nach Habelschwerdt und Glatz.“ Wie Tschitschke an anderer Stelle (Rosenthal 5) noch weiter festgestellt, wurde nach der Zerstörung der Burg Schnallenstein der Weg durch den Höllengrund immer seltener benützt. „Die Fuhrleute bogen auf dem sogenannten Heuberge nach Rosenthal ab, oder benutzten den bequemeren Weg, der sich zwischen den Gemarkungen von Marienthal und Freivalde hinzieht. Seit dem Bau der Kunststraße von Rosenthal nach Marienthal wird die „Heustraße“, die beim Marienthaler Freirichtergute beginnt und bei der Rosenthaler Kirche in die Chaussee einmündet, nur noch als Fußweg benützt.“

2. In seinem zweiten Teile verlief der Böhmensteig von Glatz weiter nach Schlesien und Polen und da er unmittelbar an

der Landesgrenze den Warthapafß überqueren mußte, ist es ohne weiteres verständlich, wenn wir an dieser Stelle dicht nebeneinander zwei frühgeschichtliche Befestigungen finden: auf der Glatzer Seite das Burgstättel bei Friedrichswartha (1365 Burkstäbil; 1409 das Burgstadel; 1420 dy gemeyne von dem Borgstetel) und auf schlesischer Seite die Burg Wartha. In Wartha selber scheint sich dann aber nach W. Litzkes neuesten Feststellungen (Jt. 71. Bd. [1937] S. 69) der genannte Straßenzug „gegabelt zu haben; der eine Weg führte über Nimptsch nach Breslau, der andere aber wahrscheinlich auf der diluvialen Schotterplatte am hohen linken Neißeufer ostwärts bis zur heutigen Stadt Neisse, querte dort das Alluvium des Neißeflusses und verlief, wie es scheint, auf dem Nordrande der oberschlesischen Lößplatte über Steinau, Zülz, Oberglogau nach Kosel, überschritt die Oder und zog im Tale der Klodnitz und Drama über Bischofstal (Uješt), Preiskretscham, Beuthen nach Krakau“.

III. An dem hohen Alter des „Böhmensteigs“ kann des weiteren nicht der geringste Zweifel bestehen. Zwar ist mir eine Urkunde, die nach W. Hohnaus (Diert. VI. 81) und E. Alliger (J. B. des G. G. D. Nr. 16 S. 70) diese Straße schon zum Jahre 1000 erwähnen soll, nicht bekannt geworden, wohl aber läßt sich ihre frühgeschichtliche Benutzung auf anderem Wege beweisen.

1. Zunächst aus den Gebieten, die diese Straße im benachbarten Böhmen berührte. Denn dorten fanden nach W. Hanišch (Gr. Gl. 1929 S. 118 f.), „im Jahre 1911 Erdarbeiter in Jöllney bei Widstadt im Adlergebirge bei Anlage eines Kanals in der Nähe des Flusses Erlitz mehrere kleinere römische Münzen (sogenannte Denare). Aber auch ein großes Geldstück, auf der einen Seite verweist einen Männerkopf (Kaiser Marc Aurelius 161—180) zeigend, auf der anderen ganz deutlich die Jahreszahl der Prägung = 161 brachten sie zutage. Einige Jahre zuvor (1884) entdeckten Erdarbeiter im Dorfe Roušine in der Nähe des Waldes zwischen Böhmischeskalitz und Jesenitz zwölf Stück wohlerhaltene römische Denare aus dem 1. und 2. Jahrhundert nach Christi Geburt. — Ob sich aber Römer in irgend einer Gegend des Altoatergebirges

dauernd niedergelassen und Ansiedlungen gegründet haben, ist sehr zu bezweifeln. Wohl wollen manche heimischen Geschichtsforscher (tschechische) den Namen des Ortes Kosteletz am Adlerflusse auf Castellum zurückführen; doch dürfte wohl „Kostelkirche“ auf den Namen der damaligen neuen Gründung Einfluß gehabt haben.“

2. Ebenso ist an den Säumen dieser Straße im Glazter Land ein prähistorischer Fund zu Tage gefördert worden. Das gilt zwar nicht von dem „Schatzfund aus Freiwalde“, von dem M. Zimmer (Diert. VII S. 55) berichtet hat, da dieser in Wahrheit aus Freiwaldau, Kreis Sagan, stammt, wohl aber ist in der Nähe des Höllengrundes bei Rosenthal nach F. Geschwendt (Über die Höhenlage vorgef. Funde. Vom dt. Osten. Herausg. von H. Knothe [1934] S. 259 ff.) eine Steinart gefunden worden, die der jüngeren Steinzeit entstammt. Im übrigen hat ja auch bereits H. Seger (Festschr. Volkmer 129) festgestellt, daß alles zu dem Ergebnis drängt, „daß die Grasschaft in ferner Vergangenheit die völkerverbindende Brücke der Länder zu beiden Seiten der Sudeten war, eines der großen Tore, durch welche die südliche Kultur nach dem Norden strömte und die nördlichen Völker den Weg nach dem sonnigeren Süden suchten.“

IV. Zuletzt ist damit auch die Geschichte des „Böhmensteigs“ durch die vorangegangenen Feststellungen derart durchsichtig geworden, um in einwandfreier Weise die tschechophilen „Fabeln“ widerlegen zu können, die auch über die Geschichte dieses bedeutamen Straßenzuges im Umlauf sind.

1. Daß in frühgeschichtlicher Zeit an allen Strecken dieses Wegezuges, auch außerhalb des Glazter Landes und auch jenseits des Warthapasses, Völker des germanischen Kulturkreises gesiedelt haben, ist derart sicher, daß die Angabe von P. Klemenz (Schl. G. Bl. 1935 S. 20), die Wartha als einen Stützpunkt in der „alten tschechisch-polnischen Grenzzone“ entstanden sein läßt, ebenso fraglos ins Reich der Phantasie gehört, wie seine angeblichen Glazter Tschechen-Namen.

a) Wenn Klemenz die Geschichte von Wartha erst in der Zeit der böhmisch-polnischen Grenzkriege beginnen läßt, so ist das eine schlimme Verkennung der wirklich maßgebend

gewesenen Verhältnisse. Gerade bei Wartha befand sich nämlich nicht nur ein wichtiger Grenzübergang, hier sah sich außerdem der Verkehr auf dem „Böhmensteig“ zu einem Uferwechsel gezwungen, da hier die Neisse nach der unmittelbaren Berührung mit dem steilen linken Ufer quer durch das Tal nach rechts hinüberwechselt. Ein solcher Punkt aber ist auch in den allerältesten Zeiten schon gar nicht denkbar gewesen ohne Wegeleit und Straßenschutz. Auch Klemenz scheint ja die Bedeutung dieser Stelle nicht ganz verkannt zu haben, da er angibt, daß die tschechische Entstehung des Namens Wartha und einiger anderen Ortsnamen in seiner Nähe „mit Rücksicht auf die Lage am Rande des alten Grenzwaldes anzunehmen sei.“ Nach dem Ausweis der Topographie und dem Alter des „Böhmensteigs“ muß aber Wartha bereits in einer Zeit entstanden sein, in der von Tschechen überhaupt noch nicht die Rede sein konnte, sondern bloß von Germanen. Tatsächlich wissen wir ja auch aus Tacitus (98 n. Chr.), daß sich der Gebirgswall der Sudeten quer durch germanisches Gebiet hinziehe, wo hüben und drüben deutsche Völkerschaften wohnen. Das aber haben jetzt auch die neuesten Forschungen W. Czjkes (Zeit. 71. Bd. [1937] S. 63 ff.) durchaus bestätigt, nach denen „das sudetische Grenzgebirge zur Steinzeit überhaupt noch keine Völkergrenze gebildet hat, sondern durch seine Pässe zum Rückgrat eines einheitlichen Kulturkreises geworden ist... Jungsteinzeit und Bronzezeit zeigen uns also die sudetischen Gebirge nicht als Grenzwall, sondern als Binnengebirge zwischen Gauen des gleichen Volks- und Kulturraumes, der sich aus Oder-, March- und Elbegebiet zusammensetzt. In der Zeit der keltischen Besiedelung Oberschlesiens (500 v. Chr. bis Chr. Geb.) können wir eine eigenartige Erscheinung feststellen. Zum ersten Male in der Geschichte des Odraumes zeigen sich hier die Verbindungsfäden, die seine einzelnen Teile mit den Nachbargebieten verknüpfen, stärker als die Macht der geographischen Einheit. Während auf dem rechten Oderufer (im Bereiche zwischen Bober und Sprotte und in der Umgegend von Breslau zeitweilig auch auf dem linken) von etwa 650 bis 300 v. Chr. Frühgermanen (Bastarnen) sitzen, brechen um 500 v. Chr. über die sudetischen Pässe keltische Eroberer

in Ober- und Niederschlesien links der Oder ein... Erst nach dem Verschwinden der Kelten aus Oberschlesien beginnen sich die Verhältnisse grundlegend zu ändern. Die geographischen Einheiten des Oder-, Elbe- und Marchgebietes werden jetzt auch zu gesonderten Stammes- und Kulturprovinzen. Während sich in den böhmischen Ländern westgermanische Suebenstämme, Markomannen und Quaden niederlassen, wird der Oderraum nach dem Abzug der Kelten in seiner Gesamtheit zur Heimat der ostgermanischen Wandalen (Lugier). Der alte Siedelungsboden des ober-schlesischen Lößlandes ist damals zweifellos einer der wichtigsten wandalischen Gaue geworden."

b) Dagegen vermag auch der Umstand nichts zu beweisen, daß der Name Wartha in späteren Schriften, wie folgt, angeführt wird: 1096 Břido; 1124 Burdan; 1155 gradice Barda; 1189 Bardon; 1203 Barda; 1190 Barda und Warda; 1318 Wartha. Allein schon diese Formen beweisen ja, daß es sich dabei um nichts anderes als slavophile Verballhornungen gehandelt haben kann. Es ist darum geradezu ein Unding, wenn Klemenz diese verballhornten Afternamen als den ursprünglichen Namen ansieht und sie mit Hilfe eines tschechischen Wörterbuchs aus tschedj. brdo, d. i. „Hügel, Berg“, zu erklären sucht, denn Hügel und Berge hat es landauf, landab am Böhmensteig derart viele gegeben, daß gar keine Rede davon sein kann, daß man einen derart markanten Punkt mit einem solchen Allgemeinplatz bezeichnet haben könnte. Die völlige Abwegigkeit dieser Ansicht ergibt sich ja auch daraus, daß Klemenz den Namen als Bezeichnung der erst im späten 11. Jahrhundert erbauten Burg entstanden sein läßt und annimmt, daß „die freilich allgemeine Namensbezeichnung „Hügel, Berg“ den Ort für das darauf Befindliche setzt“. Im übrigen vermag auch der Laie schon zu erkennen, daß der deutsche Name Wartha gar nicht aus „Bardo“ entstanden sein kann, sondern daß die angeführten Namensformen bloß Verballhornungen des ursprünglichen deutschen Namens sind, wie das ja auch die Umwandlung des W im Anlaut in das den Slawen mundgerechtere B in eindeutiger Weise zu erkennen gibt. Die Formen von 1096 und 1124 sind sowieso ja gar nicht belegt, sondern, wie auch Klemenz (U. Heim. 2. Jg. [1925/26] S. 90)

zugestehen mußte, „unsicher“, weil sie von Chronisten stammen. Alle anderen Belege haben a vor r, so daß schon P. Heffner (O. N. Stadt- u. Landkr. Breslau [1910] S. 11) den Namen deutsch erklärt hat und Klemenz selber (Ebd. 135) erklären mußte, daß seine Deutung von „Anhöhe“ „nur auf die Form Brido paßt“. Ja, er hat es damals sogar für möglich gehalten, „daß hier ein ursprünglich deutscher Name vorliegt, der später durch slawischen (böhmischen und polnischen) Einfluß entstellt“ worden sein könnte und dies als einen „wichtigen Beitrag zu der sogenannten Urgermanentheorie“ mit dem Hinzufügen bezeichnet: „Daß sich von der ursprünglichen deutschen Bevölkerung auch nach der Völkerwanderung und während der etwa vom 9. bis 12. Jahrhundert dauernden slawischen Besiedelung in gebirgigen Gegenden größere Überreste hier erhalten haben, als man im allgemeinen glaubte, ist wohl zuzugeben“. Lediglich die Frage erschien ihm damals noch zweifelhaft, ob die Gegend von Wartha zu diesen Gebieten gehörte, weil er Frankenberg (Prilanc), Banau, Pils und Briesnitz (1383 bey der Bresnitz) als slawische Ansiedlungen ansah. Daß die objektive Forschung darüber einfach zur Tagesordnung übergegangen ist, kann der Umstand beweisen, daß jüngst noch K. Simon (Frühgerm. Siedlungsstud. in: Zt. f. dt. Alt. 74. Bd. [1937] S. 242) dem Namen Wartha langobardische Entstehung zusprechen zu können geglaubt hat.

c) Tatsächlich ist ja auch der deutsche Name Wartha ganz erheblich älter, als das Klemenz mit seinen voreingenommenen Anschauungen für möglich gehalten hat. Er ist ohne Zweifel in Verbindung mit dem alten Böhmensteig entstanden und stellt, wie allein schon die Konstruktion mit dem Artikel (z. B. 1348 von der Warthe; 1355 und 1376 desgl.) beweist, eine frühgermanische Flurbezeichnung dar, die längst vor der Entstehung der Burg dem Berge eigen war, den der Erboogt Hermann von Reichenbach am 26. November 1299 dem Stift in Wartha verkauft hat (montem castri super Wartham). Was aber dieser Name bedeutet hat, zeigt die urkundliche Wendung, in der im Jahre 1366 der Name des heutigen Klein-Warthe im Kreise Neisse als custodia que Warthe dicitur erscheint. Er kommt mithin von dem ahd. warta,

d. i. Warte, Wachposten, das bereits im Jahre 921 in dem Namen Hohenwarta (Buck 294) enthalten und nach Maaler (484 d) als „hochort, darauff man den feynd ausspächt“ zu erklären ist. Das Wort gehört mithin zu *wartōn*, d. i. spähen, lauern, und man bezeichnete mit ihm die mit dem ältesten Signaldienst zusammenhängenden „Warten“, die auf hohen Bergen mit Fernsicht, aus Holz oder Stein errichtet waren. Vgl. dazu die Pfälzer Belege: item in via Mauwenheim in der Warthen 1308; bis an den wegberg, der da heißet die Warte (Th. Zink, Fl. N. 160). Daher auch die vielen „Wartberge“, z. B. in Osterteich der Wartberg im Bezirk Freistadt, ca. 1170 Wartberg; der Wartberg in Ens, 791 Wartperc mons; der Wartberg im Bezirk Pregelarten; 1111 und 1125 Wartperch; der Wartberg im Bezirk Kremsmünster, ca. 1083 Wartperch und der Wartberg im Bezirk Mondsee.

Damit aber haben wir im Namen Wartha an einer der markantesten Stellen des alten Böhmensteigs abermals eine frühgermanische Ortsbezeichnung festgestellt, die nicht nur im Namen Werdeck (Gr. Gl. 1937 S. 25), sondern auch in dem der Herten am Melling (Nr. 26) und, nicht zuletzt, in den Wachtbergen bei Droschkau, südöstlich von Neudeck, bei Eidjau und südlich von Wartha vielversprechende Gegenstücke aufzuweisen hat. 1372 kommt „Lugynslant“ sogar als Sam.-N. vor (G. Qu. S. 98).

2. In der geschichtlichen Zeit haben sich dann allerdings die Verhältnisse insofern geändert, als das schlesische Land unter fremde Herrschaft kam und speziell das Grenzwalddgebiet um den Teil des Böhmensteigs zwischen Wartha und Neisse über ein Jahrhundert lang den Zankapfel zwischen Polen und Böhmen gebildet hat.

a) Selbst unter der üblichen Annahme, daß die germanischen Stämme um 400 n. Chr. „bis auf geringe zum Widerstand zu schwache Volksreste“ das schlesische Land verlassen und Slawen das ganze schlesische Gebiet in Besitz genommen haben sollten, hat es schon W. Schulte (Fl. Schr. I. 90) als selbstverständlich bezeichnet, „daß die Slawen die herrenlos gewordenen, schon einmal zur Besiedelung benutzten und eingerichteten Gebiete in Besitz nahmen, und nicht erst neue Wohnsitze im Urwald aufsuchten und frisch rodeten... Mit anderen Worten: die selben

Gaulandschaften, in denen die ausgewanderten Germanen gewohnt hatten, wurden auch die Wohnsitze der einwandernden Slawen." Klemenz freilich geht auch an dieser Selbstverständlichkeit achtlos vorüber, um auch der Gegend um Wartha einen von allem Anfange an tschechischen Charakter aufzuprägen und um daraus zu beweisen, daß „hier auch nach der polnischen Besitzergreifung Schlesiens längere Zeit noch Tschechen geessen haben“.

b) Wahr daran ist lediglich, daß auch nach der Beilegung der langen Grenzkrige durch den Frieden von Quedlinburg im Jahre 1054 der Böhmenherzog Bretislaw den Böhmenweg als die wichtigste Verbindungslinie von Böhmen nach Oberschlesien in seiner Hand behalten zu haben scheint. „Um diesen Straßenzug zu beherrschen,“ so hat soeben noch W. Latke festgestellt, „genügte nicht der Besitz des Golenzisingaues; es gehörte dazu auch die Herrschaft über das Wegstück zwischen Wartha und Neisse, über das Gebiet von Ottmachau. Dieses Gebiet, in der zweiten Hälfte des 10. Jahrhunderts unzweifelhaft noch eine ziemlich kleine slawische Siedlungsinsel im weiten Grenzwalde, die sich vornehmlich am hohen Nordrande des Neissealluviums ausdehnte, ist für jenen Straßenzug das wichtigste Bindeglied, die Brücke zwischen dem Glatzischen und dem Golenzisingau gewesen. Fällt man dazu, daß ein im 13. Jahrhundert belegter, aber wahrscheinlich schon sehr alter Straßenzug von Neisse über Lindewiese und Leobschütz nach Grätz führte und so eine direkte Verbindung der beiden wichtigen vorjudetischen Grenzburgen Glatz und Grätz um den Sudetenrand herum herstellte, so macht dies die enorme Bedeutung der kleinen Siedlungsinsel an der mittleren Neisse für die Vorfelder der böhmischen Macht im südwestlichen Oterraume noch deutlicher.“

So selbstverständlich es aber auch erscheinen mag, daß die Tschechen den genannten Böhmensteig, insbesondere bei Wartha, auch gebührend zu schützen und zu befestigen suchten, so wird man daraus noch lange nicht die Folgerung ziehen dürfen, daß damit auch schon das ganze in Betracht kommende Gebiet mit einer tschechischen Bevölkerung besiedelt worden wäre. Dem haben ja allein schon die andauernden kriegerischen Entwicklungen hindernd im Wege gestanden, die wohl die Anlage

einer Burg auf der schroff ins Neißetal abfallenden Höhe, auf der sich heute das Hedwigs-Waisenhaus befindet, mit einer entsprechenden militärischen Besatzung bedingte, aber die von Klemenz angenommene Besiedelung mit einer tschechischen Bevölkerung geradezu ausgeschlossen hat.

c) Daß Klemenz seine vom Glatzer Lande her bereits bekannte slavophile Deutungsmanie auch auf das Gebiet um den Warthapafz ausgedehnt hat, ist um so verwunderlicher, weil sich gerade hier die frühgermanische Flur- und Ortsnamengebung erhalten hat, die den eindeutigen Beweis dafür darstellt, daß hier ebenso wenig von einer tschechischen Dauerbesiedelung, wie von dem zeitweisen Verschwinden der germanischen Urbevölkerung die Rede sein kann.

Erstens. Beweis dafür ist zunächst die Erhaltung des altgermanischen Namens „die Wartha“, der gar nicht nachträglich aus einer slawischen Wortbildung entstanden sein kann, sondern seit der germanischen Frühzeit dauernd in deutschem Munde weitergelebt haben muß. Dagegen vermögen die urkundlichen Namensformen schon deshalb nichts zu beweisen, weil sie in ihrer Mehrzahl nicht nur ausländischen Quellen, sondern auch einer Zeit entstammen, deren slavophile Einstellung zu bekannt ist, als daß sie besonders hervorgehoben zu werden brauchte.

Zweitens. Als Herzog Bolko im Jahre 1336 dem Stift Camenz seine Privilegien bestätigte, führte er dabei auch an: *villulam hanc... sitam inter Geresdorff et Wartham iuxta fluvium Nisse... et cum fundo quod vulgariter „der Bodem“ dicitur cum portione agri dicti Oberschar in monte prope stratam.* In wie naher Verwandtschaft aber diese Namengebung zu der Glatzer steht, kann allein der Name Giersdorf zeigen, der nach den Belegen gelautet hat: 1290 *silva cum fundo Gerardstorff* (Cod. X. 37); 1399 *Gerigsdorff* (Ebd. 248) und 1491 *Gerhartsdorff*. Denn in diesem Namen liegt genau die gleiche Wortbildung vor, wie im Namen des Glatzer Gersdorf, von dem noch die Rede sein wird.

Drittens. Ein nicht minder schlagender Beweis für die frühgermanische Namengebung der Warthaer Gegend läßt sich

am Namen des Dorfes Pils erbringen, der bisher geradezu als das unumstößlichste Beweisstück in der slavomanen Besiedelungstheorie der vergangenen Tage angesehen worden ist. Wohl lautet er, solange er in lateinischen Urkunden erscheint: 1253 Pilez; 1260 Pilez; 1294 Pylze, 1316 Pilez; 1329 Pilz; 1339 Pilcz. Daß das aber nur slavophile Verballhornungen einer ursprünglich deutschen Wortbildung sind, geht untrüglich aus den deutschen Urkunden hervor, in denen der Name die Konstruktion mit dem Artikel führt, denn es heißt: 1403 in dem Dorfe czum Pilcz; 1461 eine molstat, dy do leyt czwischen dem Pyltcz unde der harte. Der Name ist also aus einer frühgermanischen Flurbezeichnung entstanden. Mehr noch: Bei diesem Dorfe, das in der sumpfigen Niederung der Neiße liegt, befand sich 1363 „eyn lantwer aqua Nysensis nimium inundante“, das im Jahre 1399 als „fiellwehr“ erscheint. Und damit ja kein Zweifel am deutschen Ursprung dieses Dorfes und seines Namens zurückbleiben könne, verkündet eine Urkunde vom Jahre 1392: dictam villam Pilcz non esse sitam sub iure Polonico, sed Theutunico. Der Name Pilz aber erklärt sich mithin genau so, wie ich das am Namen des Glager Pilsch dargetan habe (Hbl. 1935 S. 121 ff. und 154), nämlich als „Quellacker“ bezw. „feuchter Wiesenboden“, wobei es von besonderem Interesse sein dürfte, daß das gleiche Stammwort auch in Mainfranken, von wo die Markmannen nach Böhmen gekommen sind, nachweisbar ist. So in dem Flurnamen „Die hohe Polz, Pölz“ bei Weißenohe, bei dem sich nach Ch. Beck (O. N. im Pegnitztal 125) der weibliche Artikel durch ein zu ergänzendes „Lohe“ (Sumpfwald) erklärt. Ferner in dem Ortsnamen: Tiefenpölz im B. A. Bamberg I (1128 Bolinze; 1268 Tiuphenbolnze; 1297 Tiffenbollentz; 1372 Tieffenpolz). Ferner hohenpölz im B. A. Ebermannstadt 1356 hohenpolcz; 1361 hohenpölnz). Desgleichen Pölz im B. A. Kulmbach und Pulst im B. A. Bayreuth (1333 Pulst; 1414 Pulst). Außerdem liegt ja dem Dorfe Pils bei Wartha auf der anderen Seite der Neiße — im opposito, wie es im Jahre 1363 heißt — ausgerechnet Dürrhartha (1363 Dörren-harte. Zt. 1887 S. 282) gegenüber, das mit dem frühgermanischen Grundwort in seinem Namen

allein schon hätte verhindern müssen, daß man einen Ort, allein wegen seiner Lage „am Rande des Grenzwaldes“ als tschechische Gründung verdächtigte. Zu allem Überflusse läßt sich ja die Fabel von der slawischen Herkunft des Namens Pilsch schon durch den bloßen Hinweis abtun, daß selbst der tschechophile Schr. v. Pernstein an diesem Namen nichts Tschechisches gefunden hat, da er ihn im Urbar von 1549 (St. A. Br.: Rep. 23 VIII 3d fol. 8) als: Wes Pulcz, mithin in einer Form verzeichnet hat, die mit dem von Klemenz (U. Heim. II. 73) angegebenen Stammwort pilica, d. i. „kleines Huhn“, nicht das Geringste zu tun gehabt haben kann, sondern völlig eindeutig auf das ahd. pulz und damit auf den Sumpfscharakter der Gegend weist, der noch im 14. Jahrhundert „nicht nur die Ficker, sondern auch die Häuser, die Schutgatter und Gärten der armen Dorfeinwohner“ so häufig gefährdet hat, daß die Pilscher im Jahre 1342 drauf und dran gewesen sind, ihr Dörflein (sub pretextu alluvionis seu aquarum impetus) für immer völlig aufzugeben. Erhärtet aber wird diese Tatsache durch den Namen des östlich von Camenz gelegenen Dorfes Gallenau (1293 Galnove, 1323 Gallenow, 1350 Galnawe, 1399 und 1416 Galnaw), den zwar Klemenz (U. Heim. II. 55) für „unsicher“ hält, der aber ebenso fraglos deutscher Herkunft ist, wie der Name Pils, da man mit „Galle“ auch in Schlesien, wie schon Weinhold feststellte, „nasse, quellige Stellen im Acker“ bezeichnet hat. Daß damit aber auch der Name des unmittelbar westlich von Gallenau gelegenen Dorfes Laubnitz, trotz seiner Verballhornung (1210 Lopennica; 1260 Lopenicza; 1267 Lopenicz; 1326 Lupenicz; 1348 Lupnicz; 1392 Luppenicz; 1422 Obir Lawpenicz; 1426 Laupenicz; 1619 Laupniz) nichts, wie Klemenz (U. Heim. II. 59) gemeint hat, mit poln. lopian, d. i. Klette, zu tun gehabt haben, sondern nur eine Sumpfwaldbezeichnung darstellen kann, ergibt sich aus dem Pfälzer Beleg von 1187, in dem der heutige Lauberwald als nemus Howald in Lobiis bezeichnet ist (Ph. Zink, Pf. Sl.-N. 100). Außerdem wird es durch den Namen des im Süden angrenzenden Dorfes Dörrndorf (1263 und 1293 Duchenrisdorf; 1317 Durrinhenrichsdorf (quæ nomine Polonico Plonicza nuncupatur) ja auch nachdrücklich genug erhärtet. Im übrigen ist ja der ehemalige

Sumpfdarakter des Camenzer Stiftsgebietes durch Flurnamen hinreichend ausgewiesen, wie: Die Bornscheibe; Unter den Dämmen; Kuchelteich; Schaftteich; Mittelteich; Hopfenteich; Raagteich; Eichteich; Entenpfüze; Seeteich; Nasse Wiese; Saubade; Otternpfüze; Bickenteich; Steinteich; Alter Teich; Luderteich; Grafenteich; Großer Teich; Kretschamteich; Brauteich; Schmiedeteich; Moselteich; Schölzerteich; Schaftteich; Mühlteich; Moldgraben (Mitt. Schl. Ges. f. Dkde. Bd. 24 [1923] S. 101 ff.). Wie trefflich sich aber nicht nur die im Jahre 1093 von Bretislav II. erbaute Grenzfestung Camenz, sondern auch ihre Vorläuferin, die bereits (Nr. 10) erwähnte frühgermanische Befestigungsanlage in Baiken, in das durch die angeführten Namen gekennzeichnete topographische Milieu einfügt, geht aus der Feststellung von P. Raschke (Veröff. Schles. Ges. Erdkde. 21. Heft [1934] S. 256) hervor, daß für die frühesten Wehrsiedlungen von Breslau, Brieg, Cosel, Ratibor, Glogau und Liegnitz die Lage „mitten im Sumpf besonders charakteristisch“ ist.

Und da im übrigen, wie ich nachweisen konnte, das Glatzer Piltz mit dem an seiner Seite gelegenen Soritz (1355 vom Jaharcz), dessen Namen ich auf Saher, d. i. „Sumpfgas“ zurückgeführt habe, durch eine Art von „Gruppenbenennung“ verbunden ist, möchte ich die Feststellung nicht verabsäumen, daß dieses Stammwort auch in Mainfranken wohl bekannt und gebräuchlich gewesen ist. Denn im Lehensbuch des Markgrafen Friedrich I (A. f. O. Sc. 17. Bd. [1887] S. 14 ff.) wird bei Bayreuth (S. 138 und 142) genannt: ein wisen, by Stockaw, heist die Saherwisen“ und „1 wisen genannt das Saherwislein“. Ebenso nenne ich aus dem Landbuch von Hof vom Jahre 1502 (Ch. Meyer, Qu. 3. Gesch. Bayreuth I [1895] S. 182) die unter Resan verzeichneten Flurnamen „im Saherpach“ und in die „seherlohe“.

Mit Absicht habe ich auch an diesem Punkte des Glatzer Landes über seine Grenzen hinausgegriffen, um keinen Zweifel darüber bestehen zu lassen, daß sich aus den Forschungsergebnissen dieser Blätter auch für die Geschichte Schlesiens sehr erhebliche und wichtige Folgerungen ergeben, denen man nicht dadurch gerecht werden kann, daß man vor allem, was

an seine frühgermanische Vergangenheit erinnern könnte, krampfhaft die Augen verschließt, um auch hier munter die alten überholten Sabeln weiter zu kolportieren, die schon so viel Unheil angerichtet haben. Auch hier also tut eine gründliche Weichenänderung not und je eher und resoluter sie vorgenommen wird, desto besser für das Ansehen der Geschichtswissenschaft und desto ersprießlicher für die schlesische Grenzlandsache. Denn, wo derart handgreifliche Beweise für die frühgermanische Entwicklung des Landes bürnen, ist es Verrat an seinen lebenswichtigsten Interessen, wenn man derart „Geschichte“ schreibt, wie es bisher geschehen ist.

24. Der „Diebsteig“ bei Rosenthal.

Klarer und eindeutiger noch kann man die ehemalige Bedeutung des „Böhmensteiges“ aus einer Bezeichnung kennen lernen, die sich für die zwischen dem Dorfe Rosenthal und der Kolonie Herrenweil gelegene Strecke dieses Auslandsweges im Namen „Diebsteig“ bis in unsere Tage erhalten hat. Denn bei der richtigen Würdigung auch dieses Namens wird man alsbald auf eine frühgermanische Ausdrucksweise stoßen, wenn man sich nicht darauf versteift, diesen Namen auch weiterhin mit den naiven Erklärungen der Vergangenheit abzutun.

I. Mit ihren bisherigen Deutungsversuchen ist nämlich die Glazier Heimatkunde nicht darüber hinausgekommen, den Namen des „Diebsteigs“ nach dem bloßen Buchstaben zu erklären, indem sie ihn mit J. Fritsch (Seierabend 1924 S. 88) „auf die Unsicherheit der Gegend“ bezog bzw. ihn mit D. Seidel (Gr. Gl. 26. Jg. [1931] S. 88) im 14. Jahrhundert entstanden sein ließ, „da Schloß Schnallenstein als Raubburg die Gegend unsicher machte“. Dazu stelle ich nun Folgendes fest:

1. Es mag wohl sein, daß auf diesem Wege im Laufe der Jahrhunderte manchmal auch Menschen fürbaß gezogen sind, die sich nicht immer streng an den Unterschied zwischen Mein und Dein gehalten haben, aber dessen haben sich weder die betreffenden Wanderer jemals selbst gerühmt, noch dürften ihre Zeitgenossen derartige Anschauungen für so rühmlich gehalten haben, um danach eine vielbegangene Auslandsstraße

zu benennen. Wie Grimm (R. A. 3. Ausg. 400) berichtet, mußten die Reisenden der Frühzeit bei der Durchquerung eines Waldes vielfach sogar auf einem Horne blasen, um nicht als Diebe und Waldfrepler angesehen zu werden. Und wie gar die Burg Schnallenstein mit dem Namen des Diebsteigs in Verbindung gestanden haben soll, dürfte um so unerfindlicher sein, weil gerade sie der Sicherung dieser Straße ihr Dasein verdankte und, sofern sie jemals eine „Raubburg“ gewesen ist, die „Diebe“ in dieser Burg und nicht auf der genannten Straße beheimatet gewesen wären.

2. Ebenso wenig wie die anderwärts vorkommenden „Mörderwege“ jemals mit Mördern etwas zu tun gehabt haben, kann auch der Name des „Diebsteigs“ mit „Dieben“ in Zusammenhang gebracht werden. Denn ähnlich, wie in dem alten mißverstandenen Worte „Mörter“ = Mörtel, aus lateinisch *mortarium*, die Bedeutung von Pflaster steckt, muß auch im Namen des „Diebsteigs“ ein Sinn enthalten sein, der sich auf die Straße als solche und nicht auf eine Zufälligkeit bezieht, die unsere Willkür mit ihr in Zusammenhang zu bringen sucht.

3. Im übrigen ist ja im Gläzzer Lande auch sonst eine ganze Fülle von Wegenamen feststellbar, die einwandfrei beweist, daß es sich dabei nicht um alle möglichen Phantasiebezeichnungen, sondern um ausgesprochene Sachnamen gehandelt hat, in denen ihre jeweilige Bestimmung zum Ausdruck gekommen ist. So begegnet man im Habelschwerdter Kreisgebiet den Namen: Kirch- und Pfaffensteig, weiter einem Totenweg, der von Verlorenwasser nach Niederlangenau verlief; einem Holz- und Heuweg bei Wölfelsdorf; einem Buttersteig bei Glasgrund; einem Bierweg bei Marienthal, einem Branntweinsteig im Süden des Rübengerges bei Schönau bei Mittelwalde; einem Straßenberg bei Bobischau; einem Grenzweg, oft auch Hainstraße genannt, zwischen Rieslingswalde und Wölfelsdorf; einem Reiheweg am großen Rübengerge bei Mittelwalde, nach Seliger so genannt, weil er „am südöstlichen Abhange in schräger Richtung bis zum Gipfel führt (die schräge Richtung eines Weges bergauf oder bergab heißt: eine Reihe, weil dadurch das Steile vermieden wird)“; einem Himmelweg

ebendort, weil nach Seliger im Süden des sogenannten „Loches“ gegen Rothflössel ein Ort im Walde „der Himmel“ heißt, der im Nordosten „die Hölle“ vor sich hat und schließlich auch einem Herrgottsweg, weil nach dem gleichen Verfasser an ihm die sogenannte „Herrgottstanne“ mit dem Bilde des Gekreuzigten steht, um von den zahllosen Dieh-, Trieb-, Feld- und Weidewegen ganz zu schweigen.

II. In der Tat bekommt auch der Name des „Diebsteiges“ alsbald ein anderes Gesicht, wenn man ihn als eine wirkliche Sachbezeichnung auffaßt und an der Hand der sprachlichen Bestandteile würdigt, aus denen er zusammengesetzt ist.

1. Schon das Grundwort deutet auf ein hohes Alter dieses Namens hin, da es „steig“, mhd. *stic(g)* gelautet und „Fußweg“ bedeutet hat (von ahd. *stigan* = schreiten), mithin von „Steige“ (*Staig*), mhd. *steige* = ansteigender Weg (von ahd. *steigan*, in die Höhe gehen) wohl zu unterscheiden ist.

2. Dem Bestimmungswort hingegen, das die historische Bedeutung dieses Weges näher präzisiert, wird, was folgt, zu gelten haben:

a) „Diebswege“ kommen auch in anderen deutschen Landesteilen zahlreich vor und dort hat man längst erkannt, daß in diesem Namen bloß eine volksetymologische Umdeutung vorliegen kann. Und wenn auch R. Vollmann (S. 56) die „Diebsteige“ (mhd. *diepstig*) und „Diebswege“ als „meist entlegene Fußpfade“ angesehen und mit dem ahd. Stammwort *diuba* (vgl. got. *thiubja*, d. i. „heimlich“,) in Verbindung gebracht hat, so hat er an der gleichen Stelle auch hinzugefügt: „Diebberg, = Bruck, = Straße u. a. sind verderbt aus *Diet* mhd. *diet* = Volk, Leute.“

b) Zu einem ähnlichen Resultat ist dann auch B. Eberl (Bayr. O. N. 148) gekommen, der freilich in diesen „Dietwegen“ bloß „die von Leuten, Menschen benützten Wege, im Gegensatz zu den für die Weidetiere bestimmten Triebgassen und Furten, die gern mit *Kuh-* bezeichnet sind“, erblicken wollte. Es ist aber klar, daß diese Erklärung in unserem Falle nicht in Frage kommen kann, da es sich um eine alte Auslandsstraße gehandelt hat.

c) Maßgebend ist, daß es sich beim Glazter „Diebsweg“ um eine öffentliche Auslandsstraße gehandelt hat und daß man Landfahrer, die auf solchen Straßen fürbaß gezogen sind, als „fahrende Diet“ zu bezeichnen pflegte. Als *diotweg* kommt das Wort bereits in einer frühen Würzburger Grenzbeschreibung vor und als „*diotuuweg*“ hat E. Schwarz (MUGDB. 1926 S. 98) die gleiche Wortbildung bereits für das 8. Jahrhundert verzeichnet. Später lautet es *obd. diotweg*, *mnd. dētwech*, wie z. B. im Urkundenbuch der Stadt Hannover (I. 324). Desgleichen hat H. Lümann (Wiss. Beil. der Braunschw. L. Zeitg. Nr. 15 vom 11. und Nr. 16 vom 8. 4. 1921) die Dietwege, in der niedersächsischen Mundart „*Deit- oder Deitwege*“, als „*Volkswege*“ gekennzeichnet, denen in alten Urkunden die Bezeichnungen „*Steinweg*“, *via publica* bezw. *regia* und in der Neuzeit *Heer- und Staatsstraße* entsprechen.

Im übrigen liegt für die aus diesem Stammwort entstandene volksetymologische Umdeutung in „*Dieb*“ in dem Ortsnamen *Diebersried* im bayrischen Bezirk *Röding* insofern ein besonders markantes Beispiel vor, als dieser im Jahre 1031 noch *Dietpirgiriuth* geheißen hat.

III. Daß nun in der Tat auch für den genannten Glazter Weg bloß die Erklärung „*Volksweg*“ in Frage kommen kann, läßt sich archivalisch durch drei verschiedene Glazter Analogiebezeichnungen erhärten.

1. In ähnlicher Weise haftet nämlich die gleiche Bezeichnung im *Kreise Glaz* auch an dem „*Diebssteig*“ bei *Rückers* (*Feierabend* 1928 S. 114), wo bekanntlich der sogenannte „*Polenweg*“ über den *Hummel* vorbeiführte und sich der „*Paß*“ befunden hat, den nach dem Chronisten (*Diert. X.* 190) die Schweden am 23. März 1646 in Brand gesteckt haben.

2. Im *Kreise Habelschwerdt* aber ist der gleiche Name noch an zwei weiteren Stellen feststellbar, so daß sich die neue Deutung dieses Wegenamens im Laufe der weiteren Untersuchung nur noch mehr erhärten wird.

Ein Blinder vermag danach zu sehen, wie das Glazter Land auch heute noch voll von lauter Rätseln steckt, von denen sich eines nach dem anderen ganz von selber löst, wenn wir uns erst von den Vor- und Fehlurteilen der bisherigen Glazter

Namenserklärung frei gemacht haben, um mit ungetrübtem Blick und auf völlig neuen Wegen die historische Wahrheit aufzuspüren. Denn dann verschwinden mit einem Male auch die fiktiven „Diebe“ aus dem Lande und seine Straßen werden mit einem Male mit jenem germanischen „Diet“ bevölkert, das den bisherigen Glazer Kolonisationsanhängern anscheinend geradezu ein Dorn im Auge gewesen sein muß.

25. Die „Heustraße“.

Wenn für den gleichen alten Auslandsweg, für den wir bereits die Namen „Böhmensteig“ und „Diebssteig“ haben feststellen können, an einer weiteren Wegstrecke in seinem späteren Verlaufe zwischen Rosen- und Marienthal die Bezeichnung „Heustraße“ erhalten geblieben ist, so spricht schon diese Häufung von verschiedenen Namen laut für die Bedeutung, die dieser uralten Straßenverbindung früher zugekommen ist. Noch viel eindeutiger aber tritt uns diese Bedeutung entgegen, wenn wir auch diese dritte Bezeichnung in den für die alte deutsche Straßengeschichte maßgebenden Gesichtskreis stellen.

1. Von den bisherigen Glazer Heimatkundlern hat sich, so weit ich sehe, nur einer an die Erklärung dieses Namens herangewagt, nämlich D. Seidel (Gr. Gl. 26. Jg. [1931] S. 88), und auch der hat keineswegs das Richtige getroffen, als er geltend machte, daß „der nicht sehr hohe Heuberg seinen Namen wahrscheinlich der über ihn verlaufenden Handelsstraße verdanke, für deren südlichen Teil zum Unterschiede von den anderen Teilstrecken eine Sonderbezeichnung erforderlich war. Der in den weiten Waldungen durch Höhe und Lage immerhin hervortretende Berg, den die Handelsstraße überschritt, wurde „Hagberg“, später „Heuberg“, der Weg durch den Wald aber die „Hag- oder Heustraße“ genannt“. Denn dazu ist, was folgt, zu sagen:

a) An und für sich kann ein „Heuweg“ ein Weg zum Heu (in die Wiesen zur Heuernte), aber auch in ein „Hä u, Gehä u“ und ein Heiweg, d. h. „geheiter, gebannter verbotener Weg“ sein (Dollmann 55). Da sich aber diese Bezeichnungen lediglich auf Wege von rein örtlicher Bedeutung beziehen, kann in

unserem Falle keine der genannten Erklärungen in Frage kommen.

b) Außerdem ist falsch, daß der Wald, durch den an dieser Stelle die betreffende Straße geführt hat, die genannte Benennung notwendig gemacht haben sollte. Durch Wald ist die Straße auch anderswo gegangen und daß dieser Umstand gerade hier eine „Sonderbezeichnung“ erforderlich gemacht haben sollte, ist eine Annahme, der nicht die geringste Tatsächlichkeit zu Grunde liegt.

c) Denn ebensowenig, wie die Bezeichnungen „Böhmensteig“ und „Diebssteig“, ist auch der Name „Heustraße“ als Sonderbezeichnung einer bestimmten „Teilstrecke“ dieses Auslandsweges in Aufnahme gekommen. Alle drei Bezeichnungen haben ohne Frage den ganzen ehemaligen Straßenzug im Auge gehabt und sind ohne Zweifel für denselben früher auch nebeneinander im Gebrauche gewesen. Daß sie heute bloß noch für Teilstrecken im Gebrauche sind, schließt darum auch gar nicht aus, daß sie alle drei mehr oder weniger das Gleiche bezeichnen.

2. Die sprachwissenschaftliche Erklärung, die nicht bloß am trockenen Buchstaben kleben bleibt, sondern auch diese Bezeichnung mitten in die kulturgeschichtlichen Verhältnisse der germanischen Frühzeit hineinzustellen und sprachgeschichtlich zu beurteilen weiß, vermag denn auch im Namen der „Heustraße“ ein weitverbreitetes Grund- und Bestimmungswort festzustellen.

a) Schon das Grundwort ist nicht unbedeutend, denn es hat sich aus dem lateinischen *strata*, Kunststraße, entwickelt und war die Bezeichnung für die alten „Heer-“ und „Völkerstraßen“ (*publica strata*, bezw. *heristraza*). So hat sich Buck (S. 271) auf Bezeichnungen, wie 1006 *Steinstrazo* und 1146 *Beinstrazo* berufen. Und tatsächlich läßt sich das gleiche Grundwort ja auch an einem anderen Stück des gleichen Gläzger Straßenzuges feststellen, nämlich an der „offenen und königlichen strossen“, wie sie in dem „Brieff ober die Landt Straße zwischen warthe und glatz“ vom Jahre 1359 beschrieben ist und von der es im genannten Jahre heißt, daß sie „gemeinlichden allen und ainem iglichen

besondern so wol den fuszgengern als den reitenden, den furleuten, die do mit wagen fahren ader mit den Karren ader sonst die da mit Kauffschatz ader sonst in allen andern hendeln geschefften, den reitenden und den fahenden" die Reise und das Vorwärtskommen erleichtern sollte. Dieser ihrer Bedeutung hat darum auch ihre Breite entsprochen. Denn während bloße „Notwege“, also solche rein örtlicher Natur, nach einer alten Bestimmung so breit sein sollten, „daß da ein todter leichnam auf einem wagen oder karren käme gefahren und deme eine braut oder andere frau mit einer heiken begegnete, daß sie unbefleckt dabei herkommen könne“, wird für die genannte Straße bestimmt: „die braite deselbiges weges oder stroffen drei rutten raumes auf dem lande haben sol, die rutte behalden sol funffzehen elen, omb an beiden seiten und zumal sol der wald, das reischdt, das gestreich so wohl an der rechten seiten als an der linken seiten des weges werden abgehauen und ausgerot, bis an das gebirge und was man deselbiges holzes abhaut, und ausrodet, soll man die fulle gebenn zw den graben und grunden oder wasser Brechen des wegs, ihn zu bessern, als offte und als viel es not wirt“. Es ist also ganz klar, daß wir in dieser Straße eine *Chaussee* der Frühzeit vor uns haben, wenn freilich die Bezeichnung in Deutschland selbst dem 16. Jahrhundert noch fremd war, obwohl der Name schon 1140 in einer Brabanter Urkunde in der Wendung belegt ist: *stratæ publicæ, quas chaucidas vocant* (A. S. W. Crome, Abh. aus d. Handlungsbereich 1786 S. 314).

b) Als Bestimmungswort steckt in der bekannten Bezeichnung „Heu“ im Sinne von „hoch“. Selbstverständlich bezeichnet es nicht einen auf einer Höhe laufenden Weg, etwa im Sinne des modernen „Höhenweges“ auf dem Heidelberg, sondern (nach Dt. G. 1922 S. 74 und 1926 S. 99) im Sinne von *hochstraße*, wie er noch heute im englischen *highway* ausgedrückt liegt und wie er z. B. in der Bezeichnung „Hohe Straße“ für den Weg über Krakau, Breslau, Görlitz, der seit frühester Zeit schon den Osten mit dem Westen verbunden hat, überliefert und auch anderwärts nachweisbar ist. Denn nach G. Landau (Zt. f. dt. Kulturgesch. I [1856] S. 483 ff.) kommt schon im Jahre 1000 der Name „Howeitzage“ und

1333 die Bezeichnung *alta strata* vor und so benannt wurde auch die hohe oder alte Mainzer Straße, die von Kassel ausging und die auch die Namen „Königs-“, „Stein-“ und „Weinstraße“ geführt hat. Eine ähnliche „Hochstraße“ ging von Hofheim aus, ebenso führte eine solche über Nidda und über Ortenberg und Bergen nach Fulda. Weiter gab es im Speffart, in der Rhön und auch jenseits Dach in Hessen, Dorndorf gegenüber, wo die Straße Fulda—Hersfeld über die Werra geht, wird zum Jahre 786 eine *hochstraza* und eine *Heerstraße* als *popularis platea* genannt. Mit dem kulturgeschichtlichen Namen „Hochstraße“ bezeichnete man in alten Zeiten einen „gebauten“, „gedämmten“, „geworfenen“, d. h. aus Kies aufgeworfenen Weg, wie es im Jahre 1240 einmal heißt, oder *excelsa platea*, wie urkundlich schon im Jahre 856 zu lesen steht, mit einem Worte also den *erhöhten Straßendam*, im Gegensatz zu den nichtgebauten Wegen. Zumal in Österreich ist die Bezeichnung „Hochstraß“ sogar sehr oft in der Ortsnamengebung lebendig geblieben, wofür K. Schiffmann (Hist. O. C. I. 475) eine große Zahl von Belegen verzeichnet hat.

Damit sind wir in der „Heustraße“ dem gleichen uralten Auslandswege begegnet, auf den wir bereits in den Namen des „Böhmen-“ und des „Diebsteigs“ gestoßen waren. Da in dieser dreifachen Namensbezeichnung eine Bestätigung der großen Bedeutung dieses alten Straßenzuges liegt, werden wir ihn in seinem Verlaufe noch intensiver verfolgen müssen, da von vornherein damit zu rechnen ist, daß der frühgeschichtliche Verkehr auch noch Reminiszenzen anderer Art auf dem Boden zurückgelassen hat, den diese Auslandsstraße ehemals überquert hat. Daß von solchen bisher überhaupt noch nicht die Rede gewesen ist, kann nur Veranlassung sein, desto angelegentlicher auf ihre Suche auszugehen.

26. Die Horten.

Daß die frühgeschichtlichen Auslandsstraßen ohne Ausguckposten, Schutz- und Raststationen gar nicht denkbar waren, liegt klar zu Tage. Die Kaufleute und Reisenden mußten halte-

stellen an ihnen haben, wo sie übernachteten, ihre Säumer und Zugtiere unterstellen und füttern, ihre Gefährte ausbessern und mit Dorfspann schwierige Steigungen überwinden konnten. Auch am „Böhmensteig“, das hat uns die Deutung des Namens Wartha bereits gezeigt, hat es an derartigen Stationen nicht gefehlt, am allerwenigsten aber sind sie an der Wegestrecke durch den Habelschwerdter Kreis zu entbehren gewesen, weil hier der Böhmensteig nicht nur ein zusammenhängendes Waldgebiet, sondern an zahlreichen Punkten auch größere Berg-erhebungen zu überwinden hatte. Gleich die erste dieser Stationen treffen wir im Norden des Habelschwerdter Kreisgebietes am Melling an, wo die späte Erinnerung an sie noch heute in dem entstellten Namen „Die Horten“ weiter lebt.

1. Daß der Melling in frühgeschichtlicher Zeit bereits eine Rolle gespielt hat, wird gleichzeitig durch die Topographie, die Überlieferung und die Flurnamengebung erhärtet.

a) Die Topographie tut zuerst eindeutig dar, daß der Melling mehr noch als durch seine imposante Höhe, infolge seiner charakteristischen Lage bereits das Augenmerk der frühesten Glazier Siedler auf sich gezogen haben muß, denn an dem alten „Böhmensteige“, fast in der Mitte zwischen Glaz und Habelschwerdt, und zwar ähnlich wie „die Wartha“, an einer Stelle, an der dieser alte Auslandsweg zu einem Uferwechsel gezwungen war, hat er nicht nur eine ideale Ausguckstelle, sondern auch eine vortreffliche Straßensperre gebildet.

b) Dem entspricht auch die geschichtliche Überlieferung. Denn nicht umsonst hat schon der erste Glazier Heimatkundler, M. G. Melurius (S. 240) das dort liegende Dorf als das älteste des Glazier Landes bezeichnet und hinzugefügt: „Es hat ein Gasthaus da gestanden, darinn die Böhmishe Sprache noch vor weniger Zeit geweest ist, darinnen die Böhmen gar ein großes Recht gehabt haben.“

c) Dazu tritt das Zeugnis der Flurnamengebung, nachdem uns Seliger in seinen handschriftlichen „Topographien“ (Univ. Bibl. Br.: Cod. III Glaz Fol. 9) im Namen der sogenannten „Horten“ eine Flurbezeichnung überliefert hat, die er, wie folgt, lokalisierte: „Die Horten oder Horken sind

der waldichte Bergrücken, der sich auf der Südseite von Melling von dem Orte, wo die Straße nach Glatz die größte Anhöhe dieses Dorfes erreicht, nach Süden gegen den Kreuzberg von Altwaltersdorf hinzieht. Der östliche Anfang wird durch eine Schlucht von dem Kreuzberge getrennt". Aus dieser Beschreibung aber geht einwandfrei hervor, daß es sich dabei nur um einen uralten germanischen Namen gehandelt haben kann, der, da er an der höchsten Höhe des Mellings haftet, bloß im engsten Zusammenhang mit dem über diese Höhe führenden alten Auslandswege zutreffend zu erklären ist.

2. Die Deutung dieses auf den ersten Blick völlig unverständlichen Namens vermag nur durch Vergleichung mit ähnlichen Namen anderer deutscher Sprachgebiete den rechten Weg zu finden.

a) Zunächst führe ich die westfälischen Ortsnamen *Honward* bei Melle und *Honerde* bei Natteln, Kreis Soest, an, von denen das letztere noch im Jahre 1346 „*Honward*“ geheißen hat, so daß Jellinghaus (3. Aufl. 1965) beide Namen aus „*Hohenwart*“ erklärt hat.

b) Weiter kommt nach Th. Zink (Pf. S. 1. N. 160) der gleiche Name, wie in Glatz auch in der Pfalz vor, wo die Bezeichnung *Hoot* beim *Hort*erhof an einem Berge mit weiter Fernsicht hängt. Und da sich auf archivalischem Wege weiter feststellen läßt, daß auf dem genannten Berge bereits zum Jahre 1195 ein Hofgut mit der Bezeichnung *Honwarden* erwähnt wird, das im Jahre 1215 auch als *Honwarden* angeführt wird, ist klar, daß damit die Bedeutung auch des Glatzer Namens klargestellt ist.

3. Ein kulturgeschichtlicher Rückblick wird die Deutung dieses uralten Namens nur erhärten können, denn dabei ergibt sich, daß wir in dem bis zum Nichtwiedererkennen verstümmelten Namen der „*Horten*“ erneut auf eine jene Bergerhebungen gestoßen sind, die ehemals im Gebrauche des Signaldienstes gestanden haben, dessen Unerläßlichkeit sich ja auch gerade an der genannten Stelle ganz von selbst beweist.

a) Wir wissen ja, daß der Signaldienst in den ältesten Zeiten bereits hervorragend organisiert war und daß durch ihn Nach-

richten und Meldungen mit erstaunlicher Schnelligkeit auf weite Entfernungen weitergegeben worden sind. So berichtet Cäsar in seinem „Gallischen Krieg“ von Ruffsignalen (Lib. VII. Cap. II) und an anderer Stelle (Cap. XXXIII) von Signalen durch Feuerzeichen. Gerade die Feuertelegraphie aber ist bereits bei den Persern im Gebrauch gewesen, von denen sie die Griechen übernommen haben. Verwendete man diese mehr bei Nacht, so wurden am Tage Depeschen durch eigene Signale vermittels eigener Telegraphentürme weitergegeben, wie es uns Vegetius (III. 5) berichtet hat. In Böhmen haben dementsprechend auch Lippert (I. S. 13 und 60 ff.) und Friedrich (80 ff.) die Warte-Namen mit Erfolg dazu benutzt, um das frühere Wegenetz zu rekonstruieren.

b) Aus den verschiedenen deutschen Sprachgebieten sind darum noch viele Ortsbezeichnungen nachweisbar, die mit „Kopf“, d. i. Ort zum Kopfen (Schauen), „Schau“, d. i. Auschau, mit „Buck“ usw. zusammengesetzt sind. Besonders beliebt ist in dieser Beziehung das ahd. *warta* gewesen, das zu *wartōn*, „spähen, lauern“ gehört. Darum hängt es meist an Bergen mit weiter Fernsicht und hat sich besonders gern mit „hoch“ verbunden. So z. B. in dem von Buck (S. 294) schon zum Jahre 921 angeführten „Hohenwarta“ und der Ortsbezeichnung „Hochwart“, die in Österreich besonders oft vertreten ist, z. B. in den Bezirken Eferding, Lambach (1569 auf der Hohenward), Kirchdorf (1467 auf der Hohenwart) und Pregarten (K. Schiffmann, Hist. O. N. Lex. I. 476). Bezeichnender Weise vermag ich aber auch aus Mainfranken, aus dem Lehensbuche des Burggrafen Johann III. von Nürnberg (Ch. Meyer, Quellen II. 141), zum Jahre 1418 die Wendung „in der Hoenwart zu Eschenau“ nachzuweisen und daß dort zum Jahre 1405 (I. 28) in der Nähe von Hof auch von einem „puckstadel“ die Rede ist, dürfte nicht weniger von Interesse sein.

Daß dieser Untersuchung eine besondere Bedeutung zukommt, ist klar. Denn mit ihrem Ergebnis sind wir auch an der Hochwart an dem von allen Seiten als urslawische Hochburg beschriebenen Melling einer ähnlich alten und urgermanischen Wegebezeichnung begegnet, wie wir sie an

den Grenzfäumen des Glager Landes im Namen des heutigen Wartha haben feststellen können. Wenn darum irgend etwas beweisen kann, daß die über die Namen Wartha und Melling bisher im Umlaufe gewesenen Anschauungen slavophile Entgleisungen erster Ordnung gewesen sind, dann ist dieser Beweis im Namen der „Horten“ gegeben. Im Laufe der weiteren Darstellung aber wird die Deutung dieses Namens immer mehr erhärtet werden.

27. Der Koblitz.

Nicht allzu weit von den „Horten“ am Fuße des Melling, und zwar an der Stelle, an der in frühgeschichtlicher Zeit der alte „Böhmensteig“, vom linken auf das rechte Neißeufer hinüberwechselte, dem heutigen Dorfe Krottenpfuhl unmittelbar gegenüber, stoßen wir auf den Namen „Des Koblitz“, der ehemals einer sagenhaften Burg zu eigen gewesen sein soll, von der kein Stein mehr auf dem anderen geblieben ist. Dennoch ist die Feststellung nicht uninteressant, welche Verwandtnis es mit dieser Burg und ihrem Namen gehabt hat.

I. Die bisherigen Erklärungsversuche des Koblitznamens verraten schon von sich aus auf den ersten Blick, daß sie ohne jeden Zusammenhang mit der Geschichte und der Topographie der Örtlichkeit unternommen worden und darum schon von vornherein über willkürliche Annahmen nicht hinausgekommen sind.

1. Der erste dieser Deutungsversuche geht auf den ehemaligen habelschwerdter Landrat v. Hochberg zurück, der in seinen „Statistischen Nachrichten“ zu dem üblichen Auskunftsmittel gegriffen hat, daß der Warttum auf dem Koblitz „nach seinem ersten Erbauer oder ersten Besitzer“ der Koblitz geheißen haben soll. Und dieser Erklärung sind mit J. Peter (Langenau 152) auch die meisten anderen Glager Heimatkundler gefolgt.

2. Eine zweite Deutung hat die Sage zu Hilfe genommen — so Hohaus (Diert. IV. 84), Klose (S. 34) und Kühnau (S. 32) — und einen Kobold auf der Bildfläche erscheinen lassen, denn: „In vergangener Zeit soll oft des Abends an

dem nahen Neisseufer ein Graumann gefessen und nach dem Burgplatze hingeschaut haben. Sobald ihm jemand nahe kam, verschwand er im Flusse, und eine große Kröte kroch langsam davon. Das hat so lange gewährt, bis kein Stein von der Kobelsburg mehr zu sehen war. Dann war der Geist erlöst von seiner Strafe für eine schwarze Tat, die er einst als Mensch auf der Burg begangen hatte." Gerade diese Kröte aber wird man wegen des nahen Krotenpfuhl besonders im Auge behalten müssen, weil auch dieser umstrittene Name im Lichte der angeführten Sage das richtige Gesicht bekommt.

3. Der dritte Deutungsversuch hat gar zu dem merkwürdigen Auskunftsmittel gegriffen, diesen unverständenen Namen als eine tschechische Wortbildung auszugeben und ohne jeden Zusammenhang mit den tatsächlichen Verhältnissen, bloß mit Hilfe eines tschechischen Wörterbuches, zu erklären. Wenigstens hat Graebisch (Hbl. 1934 S. 5) die Ansicht vorgetragen, daß der Name „auf tschech. Kobylici = Stuten (Gestüt) zurückgehen dürfte, nicht auf einen Genitiv Kobolds, trotz Kobilcbrucke 1399, Kobelsbrucke 1400". Eine Widerlegung verlohnt sich aber schon deshalb nicht, weil hierbei offensichtlich ein Verfahren eingeschlagen worden ist, das nach A. Brückner (Dt. G. 17. Bd. [1916] S. 75) ebenso verfehlt und unhaltbar ist, „wie wenn ein Slawe auf Grund eines deutschen Wörterbuches Augsburg mit Auge; Bern, Bernburg, Berlin mit Bär; Potsdam mit Damm usw. „deuten“ würde.“

II. Die neue wissenschaftliche Deutung geht demgegenüber von folgenden durch die Geschichte, die urkundlichen Namensbelege und die Topographie festgelegten Tatsachen aus:

1. Topographisch wichtig ist zunächst die Tatsache, daß der sogenannte Koblitz ein Stützpunkt auf der unteren Strecke des sogenannten „Böhmensteigs“ gewesen ist, dessen hohes Alter und große Bedeutung wir bereits kennen zu lernen, Gelegenheit hatten. In ältester Zeit zog sich nämlich diese wichtige Handelsstraße von Habelschwerdt aus, nicht wie heute, auf dem rechten, sondern auf dem linken Neisseufer hin und benützte eine Brücke, die bei der vorletzten Bauernstelle im heutigen Dorfe Krotenpfuhl die Neisse überquerte und führte

dann durch die vom sogenannten Hankenflößel — so benannt nach dem Habelsdorfer Bürgermeister Adalbert Friedrich von H a n k e n , der im Jahre 1668 von der Stadt das Niedergut zu Nieder-Altwaltersdorf erworben hatte — gebildete Schlucht, um, unweit des Melling, in die heutige Kunststraße einzumünden. Von ausschlaggebender Bedeutung ist dabei, daß der Name Koblitze noch heute an einem markanten Hügel haftet, der in unmittelbarer Nähe der Neiße, in dem Mündungsdreieck zwischen der Neiße und dem Hankenflößel gelegen ist.

2. Ortsgeschichtlich steht weiterhin fest, daß in frühester Zeit am Fuße dieses Hügels eine Brücke und auf seiner Höhe ein Hof gelegen hat.

a) Was zunächst die Koblitzebrücke betrifft, ist sie zweifellos in ältester Zeit ein bloßer Holzbau gewesen. Indessen auch hier hat sich bald genug das Bedürfnis geltend gemacht, diesen Holzbau durch einen Steinbau zu ersetzen. Und da im frühen Mittelalter gerade das Bauen von Brücken als ein gutes Werk im kirchlich-religiösen Sinne angesehen wurde, ist die Wahrnehmung nicht uninteressant, wie auch die christliche Caritas zur Errichtung der geplanten Koblitzebrücke nach Kräften ihr Scherflein beigetragen hat. So z. B. hat im Jahre 1399 nach dem ältesten Habelsdorfer Stadtbuche „die Kunil Hamnanyn, der goth gnade“ Geld vermacht, „czu der Kobolczbrücke, daz man dy domete mauren sal“. (G. Qu. I. 293.) Und auch zum folgenden Jahre vermeldet das gleiche Stadtbuch: „Unser meteburger Lorencz Locker hot geschicket ond bescheiden czu der Kobelsbrücken V mark, wen got an em icht thut“ (Jb. 297). Tatsächlich ist diese steinerne Brücke im Jahre 1463 von der Stadt Habelsdorf auch gebaut worden, sie hat aber nur eine äußerst kurze Lebensdauer gehabt, denn wie die handschriftliche Chronik eines Habelsdorfers im Rosenthaler Pfarrarchiv vermeldet, ist sie bereits am 14. August 1464, gleichzeitig mit den Brücken bei Glas und Wartha, bis auf einen Mauerrest auf dem linken Ufer, der bis in unsere Tage im Garten des Bauers Kolbe zu Krottenpfuhl zu sehen gewesen ist, vom Hochwasser weggerissen worden. Diese Brücke ist auch niemals wieder errichtet worden, denn da die durch den Krottenpfuhl und über den Koblitze

führende Straße sowie an mehreren Stellen vom Wasser gefährdet gewesen ist, hat die Stadt Habelschwerdt lieber den Bau dreier neuer Brücken über die Neiße, den Plomnitz- und Altwaltersdorfer Bach in Kauf genommen, um die Straße auf das rechte Neisseufer zu verlegen und ihr die Richtung zu geben, die sie bis auf den heutigen Tag auch beibehalten hat.

b) Oberhalb dieser Brücke, und zwar auf der Höhe des genannten Hügels hat außerdem ein besonderes Bauerngut gelegen. Daß es eine ausgesprochene „Burg“ war, die hier ihren Standort gehabt haben sollte, ist sicherlich zuviel gesagt. Immerhin muß es ein befestigter Hof gewesen sein, der auch zu Verteidigungszwecken eingerichtet gewesen ist, denn wie E. Franke (Bl. II. 470 ff.) mitzuteilen wußte, ist man dort noch in neuerer Zeit auf unterirdische Gänge gestoßen und da außerdem, als die Stadt Habelschwerdt im Jahre 1606 das Pannwitzsche Gut am Niederende zu Altwaltersdorf erkaufte, auch von dem Wasser „hinter dem Gute am Koblitzturm“ die Rede war, ist ganz klar, daß es sich bei dieser Anlage um eine jener Warten gehandelt hat, wie sie strahlenförmig auch sonst über die verschiedenen Teile des Glatzer Landes verbreitet gewesen sind. Daß diese Warte ohne zugehöriges Land, und zwar ursprüngliches Waldland, das dann gerodet, ficker und Wiesen abgegeben hat, von denen die Ansitzer auf diesem Hofe nicht nur sich und ihr Vieh, sondern auch die Vorspannpferde ernährten, überhaupt nicht denkbar gewesen ist, liegt dabei klar auf der Hand.

Der beste Beweis für den engen Zusammenhang, der ehemals zwischen Koblitzbrücke und Koblitzgut bestanden hat, liegt ja in der Tatsache, daß mit der Verlegung der Straße auch dieser Hof seine Bedeutung verloren hat und darum, eben so wenig wie die Brücke, wieder aufgebaut worden ist, als er in der Nacht des 17. Juni 1570 bis auf die Grundmauern niederbrannte. Da damit auch der zu diesem Hofe gehörige Grund und Boden seine Berechtigung, als Sondergut zu existieren, verloren hatte, ist er nachgehends in drei Parzellen veräußert worden: aus dem Freivorwerk ist durch Vereinigung mit dem Joachimshof zu Ullendorf, eines Ritterstüzes zu Altwaltersdorf und des Freichterguts zu Herrnsdorf das Dominium

Nieder-Altwaltersdorf entstanden; einen zweiten Anteil hat die Stadt Habelschwerdt angekauft und daraus ein Bauerngut und eine Gärtnerstelle gemacht, die sie dem Dorfe Krottenpfuhl einverleibte; einen dritten Anteil hat ein Einwohner vom Melling an sich gebracht und sich mit diesem zu dem genannten Dorfe geschlagen. Mit diesem Bauerngute ist dann auch sein ehemaliger Name aus dem Gedächtnis der Menschen geschwunden. Bloß in den Rechnungsbüchern der Habelschwerdter Pfarrkirche lebte er noch eine zeitlang in zwei Stiftungen fort, die man bei der Parzellierung des zweiten und dritten Anteils gemacht hatte. Denn diese verzeichneten bis tief ins 18. Jahrhundert unter den „Einnahmen an Erb- und Silberzinsen“ auch folgende Posten: „1. Vom Bauergute auf dem Koblitz 4 Kreuzer 4½ Heller; 2. vom Ackerstück neben dem Koblitz 4 Kreuzer 4 Heller“. (Bl. II. 475.) Am meisten aber ist es zu bedauern, daß nicht einmal mehr das Meßtischblatt ein Wort der Erinnerung für den ehemaligen Koblitz übrig hat.

3. Aus diesem topographischen und ortsgeschichtlichen Zusammenhang heben sich nun mit markanter Eindeutigkeit die folgenden urkundlichen Namensbelege: 1399 zu der Kobolczbrücke; 1400 zu der Kobelsbrücken; 1444 Wiese uff dem Kobels; 1464 beim Koblitz; 1570 auf dem Koblitz. Denn aus diesen ergeben sich von selbst die nachstehenden Folgerungen:

a) Zu allererst beweist die Konstruktion mit dem Artikel, daß auch in dieser Ortsbezeichnung ein frühgeschichtlicher Flurname auf unsere Tage gekommen ist, der mit einem Personennamen niemals auch nur das Geringste zu tun gehabt haben kann, sondern ohne Frage nach der feststehenden Regel der gesamten alten Glatzer Namengebung eine rein topographische Bezeichnung darstellen muß. Erst später ist vom Koblitz ein Familienname abgeleitet worden, den z. B. der bekannte Chronist von Frankenstein, Martin Koblitz (1597—1673) geführt hat. Außerdem ist ein Mitglied des Landecker Zweiges dieser alten Familie mit dem Prädikat eines „Freiherrn Koblitz von Willmburg“ später in den österreichischen Adelsstand erhoben worden (J. A. Kopiey, Gesch. dt. Kultur im Frank. Lande [1910] S. 220).

b) Daß die genannte Ortsbezeichnung mit tschechischen Sprachlauten niemals das Geringste gemeinsam gehabt haben kann, steht dabei nicht minder unbestreitbar fest. Speziell ist die Annahme von Graebisch, daß in der Endung -itz das tschechische -ice enthalten sein müsse, auch in diesem Falle ein schlimmer Trugschluß gewesen, weil — wie auch Graebisch auf archivalischem Wege mit Leichtigkeit hätte feststellen können — der Name ursprünglich „Der Kobolcz“ gelautet hat, dann in „Der Kobels“ und aus dieser Form — erst im 15. Jahrhundert, als die Brücke zerstört war, — in „Der Koblig“ übergegangen ist. Darüber hinaus wird man aber die slavophile Verketzerung dieses Namens in ihrer ganzen Folgeschwere erst richtig beurteilen, wenn man dabei berücksichtigt, daß nicht nur im Namen der Glazer Kobligbach ein ähnlicher Name vorgelegen hat, sondern die gleiche Wortbildung auch in anderen deutschen Sprachgebieten nachweisbar ist, die mit tschechischen Sprachlauten niemals das Geringste zu tun gehabt haben, nämlich in den Namen: Kobelsberg, Einöde im B. A. Deggendorf und Weiler im B. A. Ebermannstadt; Kobelsdorf bei Döbeln; Kobeltgut, Kreis Schönau; Kobeltsmühle bei Dinkelsbühl; die Kobelau und die Kobelalp bei Oberammergau.

4. Der sprachlichen Wort- und Sachdeutung dürfte damit klar und eindeutig der einzige Weg gewesen sein, der für die wissenschaftliche Erklärung dieser arg verkannten Ortsbezeichnung überhaupt zur Verfügung steht.

a) Als Grundwort kann ohne allen Zweifel nur das gleiche Wort für Wald in diesem Namen enthalten sein, das wir außer im Namen der beiden Heidelberge, auch in dem der Kobligbach bereits festgestellt haben. In dem Belege: 1399 „die Kobolczbrücke“ ist es ja noch völlig unverkennbar erhalten. In den späteren Formen: „Kobelsbrücken“ und: „uf dem Kobelts“ hat es sich in der gleichen Weise verflüchtigt, wie in den genannten Namen. Und wenn dann der Glazer Sprachgebrauch an den drei aufeinander folgenden stimmlosen Konsonanten keinen Gefallen gefunden und zwischen diese ein i eingeschoben hat, dann wird man ihm das wahrhaftig nicht verdenken können.

b) Für die Erklärung des Bestimmungswortes liegt dann aber bloß folgende doppelte Möglichkeit vor:

Entweder wir greifen auch in diesem Falle auf das gleiche Stammwort zurück, das wir im Namen der Koblitzbach haben feststellen können und kommen damit auf den Begriff „Haus“ bezw. „Hof“, unter dem dann das besetzte Bauerngut zu verstehen wäre, das hier den Neißübergang zu schützen hatte. Und in diesem Sinne, scheint mir, der in Mainfranken zum Jahre 1350 erwähnte Name des jetzt untergegangenen Choboltshofs (Ch. Beck, O. N. Pegnitztal 40) erklärt werden zu müssen, nachdem im Landbuch von Hof vom Jahre 1502 bei Eppleins „ein Kobler“ erwähnt wird, den Ch. Meyer (Quellen Bayreuth I. 171) als einen Landmann bezeichnet hat, „der nur ein Wohnhaus und keine oder höchstens $\frac{1}{4}$ Gut Feldwirtschaft besitzt“.

Oder aber — und das scheint mir empfehlenswerter — wir suchen in dem Glatzer Namen das Wort Kobel im Sinne von „Berg“ bezw. „Hügel“. Ist doch auch dieses ein in der alten Namengebung vielgebrauchtes Stammwort gewesen, mit dem man nach J. Eschler (Mitt. dt. Ver. f. Gesch. Mährens u. Schlef. 9. Jg. [1905] S. 152) eine „kopfförmige Anhöhe“ zu bezeichnen pflegte. Gerade diese Bedeutung aber entspricht am besten den maßgebenden topographischen Verhältnissen, wie das ja nicht nur in der Wendung: „uff dem Kobels“ angedeutet ist, sondern auch, weil das Hanneflößchen, welches auf den Gründen der Feldmark des oberen Rittergutes zu Mittel-Altwaltersdorf entspringt und bei Krottenpfuhl in die Neiße mündet, eine Schlucht bildet, oberhalb der im Norden der markante Hügel liegt, auf dem ehemals der Koblitzhof gestanden hat und an dem bis auf den heutigen Tag sein urdeutscher Name haften geblieben ist.

5. Aus der deutschen Namengebung liegen denn auch zum Namen des Koblitz und seiner neuen wissenschaftlichen Erklärung eine Reihe von aufschlußreichen Analogien vor.

a) In Österreich z. B. haftet der Name Kobelsberg an einzelnen Häusern im Bezirk Neufelden, als Name an einer Flur im Bezirk Braunau und an einem Bauernhause im Bezirk Lambach. Der Name Koboldsbach aber, der einem Bauern-

haus bei Reit im Bezirk Linz eigen ist, hat noch im 13. Jahrhundert „Choboltesriuth“ gelautet und beweist allein schon durch seine Endung, daß im zweiten Teile seines Namens nur der Begriff „Wald“ enthalten sein kann.

b) Noch beweiskräftiger dürften zwei Beispiele aus der unmittelbaren Nähe der früheren Heimat der Markomannen in Mainfranken sein. Aus dem Fichtelgebirgsgebiet liegt zunächst der Name der Ortschaft Kofel, südlich von Neudeck vor, der im Jahre 1785 als Koffel, in älteren Matriken aber als Kobelenz überliefert ist (Arch. f. O. Fr. 18. Bd. [1890] S. 171). Aus dem sächsischen Vogtlande nenne ich des weiteren den Ortsnamen Kobitzschwalde. Noch im Jahre 1328 hat nämlich der Name dieses Ortes „Kowoldeswalde“ gelautet und sich, wie folgt, entwickelt: 1419 Kobolzwald; 1467 Kobeldwalde, 1533 Kobitzwalde, 1545 Kowitzschwalde. „An dem Ort“, so heißt es dazu bei M. Benedict (Mitt. Alt. Ver. Plauen, 14. Jahreschr. [1901] S. 60), „hat nicht ursprünglich ein wendischer Schmied, Kovaci, den Hammer geschwungen oder ein kleiner Jakob, Kubicek (Hey) gehaust. Nach dem Glauben der Umwohnenden war ein Kobold, ein Berggeist, in diesem Walde.“ Es braucht indessen wohl keines besonderen Beweises, daß der „Kobold“ in diesem Namen bloß eine Fabel darstellt, da die Form „Kowoldeswalde“ deutlich genug die wirkliche Entstehung des Namens erkennbar werden läßt.

Damit steht unanfechtbar fest, daß auch der Name des Koblitz eine urgermanische Wortbildung darstellt und daß zu Lebzeiten der Kobelsbrücke und des Kobelsgutes noch keine Menschenseele daran gedacht hat, diesen Namen aus tschechischen Sprachlauten zu erklären. Erst unseren modernen Tagen ist eine solche Ungereimtheit vorbehalten geblieben. Und daß man sogar ein tschechisches Gestüt erfunden hat, um dieses Vorgehen zu begründen, zeigt zur Genüge, wie tiefeingestossen die slavomanen Vorurteile gewesen sein müssen, in deren Bann man dabei gestanden hat.

28. Das Verlorenwasser.

Nicht viel weiter als der Koblitz im Norden, liegt im Süden von der Kreisstadt Habelschwerdt ein Dorf entfernt, das den

eigenartigen Namen „Das Verlorenwasser“ führt. Daß in diesem Namen ein uraltes Rätsel seiner Lösung harret, dürfte ebenso klar sein, wie sich uns die Wahrnehmung aufdrängt, daß dieses Rätsel nur in Verbindung mit dem „Böhmensteig“ gelöst werden kann, weil der Name dieser frühgeschichtlichen Auslandsstraße ausgerechnet an dem Wegestück zwischen Habelschwerdt und Verlorenwasser durch die Jahrtausende bis heute haften geblieben ist. Der von mir befolgte Erklärungsmethode bietet sich damit eine gute Gelegenheit, ihre Verlässlichkeit dadurch erneut unter Beweis zu stellen, daß sie auch diesen eigenartigen Namen aus dem Dunkel hebt und durch seine zuverlässige Erklärung mit den bisher erzielten Forschungsergebnissen in harmonischen Einklang bringt.

I. Die bisherige Glazier Namensdeutung hat dem Namen Verlorenwasser auf drei verschiedenen Wegen sein Geheimnis abzulassen versucht: an der Hand einer Sage, auf Grund der wörtlichen Erklärung und mit Hilfe der Mundart.

1. Wie die Sage diesem eigenartigen Glazier Namen durch die Erzählung einen Sinn unterzulegen suchte, daß sich in unvordenklichen Zeiten die Bewohner von Verlorenwasser und Hohndorf gegenseitig das Wasser abgegraben haben sollen, steht bei R. Kühnau (Sagen der Gr. Gl. 198) in ergötzlicher Weise zu lesen. Daß sie von der wissenschaftlichen Namensdeutung ernst genommen werden könnte, wird aber niemand behaupten wollen. Auch auf sie trifft zu, was nach Miedel (Zt. f. dt. M. A. 1912 S. 371) von jeder Namenssage gilt: Sie ist bloß ein „kindlicher Versuch“, einen unverständlichen Namen zu erklären, denn jede derartige Sage „entspringt dem Bedürfnis des Volkes nach neuer Deutung solcher Namen, deren ursprüngliche Bedeutung dem Volksbewußtsein verloren gegangen ist, und ist nichts anderes als ein poetischer Versuch, den abgestorbenen Namen sinnvoll wieder zu beleben. Nur selten ist dabei die Dichtung rein aus dem Namen herausgesponnen, meist sind geschichtliche Erinnerungen, die um die Örtlichkeit schwebten, als Einschlag benützt. Oft gehören diese demselben Vorstellungskreise an, aus dem der Name hervorgegangen ist, oft aber sind sie einem ganz fremden Gedanken-gang entlehnt, auf den nur der lautliche Gleichklang führte.“

2. An zweiter Stelle hat man den dunklen Namen mit Hilfe der Mundart zu erklären versucht. So hat vorlängst schon P. Frießen (Gr. Gl. 7. Jg. [1912] S. 97) den Namen als eine Verhochdeutschung des Mundartwortes „Sehrlanwasser“ hingestellt und ähnlich hat neuerdings U. Linde (D. Graßh. 1934 S. 70) den Namen als eine Verstümmelung aus „Sor(ellen)wasser“ den Leuten mundgerecht zu machen gesucht. Aber auch an diesen Versuchen ist nur der Gedanke richtig, daß der Name gar nicht wörtlich erklärt werden kann. Im übrigen sind beide Versuche ohne jeden Zusammenhang mit den örtlichen Gegebenheiten unternommen worden und sodann sind Forellen in allen Gläser Gebirgsbächen eine derart alltägliche Erscheinung, daß man sie in diesem Falle nicht als ein besonders charakteristisches Merkmal der Gegend anzusehen vermag, das in der in Betracht kommenden Zeit namenbildend hätte in die Erscheinung treten können.

3. Zuletzt hat Klemenz (D. N. 54) die wörtliche Auffassung dieser Ortsbezeichnung „durch das Vorkommen eines gleichlautenden Ortsnamens im ehemaligen Österreich-Schlesien (nordwestlich von Zuckmantel) als gesichert“ erklärt, so daß der Name dadurch entstanden sein sollte, daß der Dorfbach eine längere Strecke unterirdisch durch lose gelagertes Gestein seinen Weg genommen haben und erst am Ende des Dorfes wieder zu Tage getreten sein solle. Von einer derart „gesicherten“ Erklärung kann aber nicht die Rede sein und daran vermögen auch die Tatsachen nichts zu ändern, daß F. Witt (Beitr. z. Kenntn. der Flußnamen. Diss. Kiel [1912] S. 48 u. 138) im Namen der „Verlorenen Kulmke“ bei Zellerfeld im Reg.-Bez. Hildesheim, J. Miedel (Altb. Monatsh. 12. Jg. [1913/14] S. 91) im Namen der „Verlorenen Weide“, dem heutigen „Steinernen Meer“, südlich vom Großen Hundstod im Berchtesgadener Lande, eine ähnliche Wortbildung nachgewiesen und E. Schwarz (G. Qu. 128) den Namen „Verlorenes Wasser“ bei Cusdorf im Jsergebirge mit dem Gläser Dorfnamen identifiziert und auf einen Bach bezogen hat, „der zeitweilig kein Wasser führt“.

a) Das Wort „verloren“ kommt zwar auch sonst sehr häufig als technische Bezeichnung vor: im Bergbau als

„verloren Holz“; bei Zimmerleuten als „verlorener Zapfen“; bei Gießern als „verlorene Form“; im Kriegswesen als „verlorener Haufe“ (Vortrab); im Küchenwesen als „verlorenes Ei“. In keinem Falle ist aber dabei wirklich etwas „verloren“ gegangen, weder bei dem in einer bayrischen Urkunde vom Jahre 1496 (M. B. XXIII. 643) verzeichneten „verlorenen Holz“, noch bei den „verlorenen Huopos“, die Buck (S. 288) zum Jahre 1353 als „herrenlose Güter“ angeführt hat, noch bei den „verlorenen Fickern“, mit denen nach Dollmann (S. 50) Grundstücke gemeint waren, „die dem Flurzwang nicht unterworfen waren“. Gerade diese übertragene Bedeutung des genannten Wortes beweist, wie nahe in diesem Falle die volksetymologische Umdeutung einer im äußeren Anklang vielleicht ähnlichen Ortsbezeichnung in den heutigen Namen gelegen hat und mit einer solchen wird die Glatzer wissenschaftliche Namensklärung um so bestimmter rechnen müssen, als im Namen des heutigen Verlorenwassers eine Wortbildung vorliegt, die einen der ältesten Glatzer Namen darstellt, der bereits eine sprachliche Entwicklung von mehr als einem Jahrtausend hinter sich hatte, bevor er zum ersten Male in einer der erhaltenen Urkunden niedergeschrieben worden ist.

b) Daß aber tatsächlich im heutigen Namen des Dorfes bloß eine volksetymologische Umdeutung einer ehemals ganz anders lautenden Ortsbezeichnung auf uns gekommen ist, liegt gerade in diesem Falle unzweideutig klar zu Tage. Denn gleich bei seiner ersten urkundlichen Erwähnung im Jahre 1319 ist dem Namen die Bemerkung beigelegt, daß er so im Munde des Volkes (vulgariter dictum) laute. Daraus aber geht hervor, daß er damals schon längst nicht mehr verstanden und auch nicht mehr als der ursprüngliche Name, sondern als eine Verballhornung angesehen worden ist. Gerade darin besteht ja aber auch der grundlegende Unterschied zwischen der bisherigen Glatzer Ortsnamenerklärung und der neuen wirklich wissenschaftlichen Deutungsmethode, daß sie solche verundeutete Namen nicht als bare Münze nimmt, sondern dadurch ihre höchste Kunst beweist, daß sie eine derart verderbte Namensform so nachhaltig in das helle Scheinwerferlicht der für die Deutung zur Verfügung stehenden Argumente rückt, daß sich aus ihr

die früheste Gestalt und der ursprüngliche Sinn des eigentlichen Namens mit Sicherheit wieder neu erschließen läßt.

II. Die neue wissenschaftliche Erklärung wird demgemäß auch völlig neue Wege beschreiten müssen. Sie wird es mit diesem dunklen Namen, wie der Jäger machen, der das scheue Wild vor seine Büchse bringen will, d. h. sie wird ihn mit den maßgebenden wissenschaftlichen Argumenten derart zu umstellen und einzukreisen suchen, daß es für ihn kein Entrinnen mehr gibt und er schließlich ganz von selber das in ihm liegende Geheimnis lüften muß. Auf die Frage, was wir über Verlorenwasser irgendwie zu sagen vermögen, melden sich denn auch alsbald die folgenden Argumente an: das Zeugnis der urkundlichen Namensformen, die Lage des Dorfes, die Topographie der Örtlichkeit, die Geschichte der Gegend, die Begebenheiten der Sprachwissenschaft und die Analogie von ähnlichen Namensbildungen.

1. Das Zeugnis der urkundlichen Namensformen sieht sich zu allererst auf folgende Belege angewiesen: 1319 villa quæ Verlorenwasser vulgariter dicitur; 1416 zu dem Verlorenn Wasser; 1420 Verlornewasser; 1492 von dem verlornwasser; 1560 Verlornewasser; 1618 Verlohtenwasser; 1631 Verlohtenwasser; 1713 zum Verlohtenwasser. Denn daraus ergeben sich alsbald verschiedene Folgerungen.

a) Daß in dem dunklen Namen keine ursprüngliche Flußbezeichnung stecken kann, geht daraus hervor, daß dem in Betracht kommenden Bach ein einheitlicher Namen gar nicht eigen ist, denn in dem Urbar vom Jahre 1687 (Rep. 23 VIII 3 b fol. 100) heißt es ausdrücklich: „In diesem Dorfe ist ein Floß, so im oberen Dorf aus eglid quahlen entspringet und zusammenfleußt, kombt auf des Richters oder Hanß Engelhardts Mühlen und fleußt folgendes weiter herein, bies in das Dorff Verlohtenwasser undt wird daselbst das Puckelwasser genandt“.

b) Des weiteren ergibt sich, daß zum Wesen des Dorfnamens die Konstruktion mit dem Artikel gehört, die z. B. noch in den Jahren 1713 bis 1837 in der Aufschrift „Gemeinbuch zum Verlohtenwasser“ ihren Ausdruck gefunden hat. Daß Graebisch (Hbl. 1935 S. 136) den Artikel nur deshalb

mit dem Namen verbunden sein läßt, weil er das Wörtlein „verloren“ als „ständiges Attribut“ betrachtet, ist schon darum eine abwegige Annahme, weil auch er an eine wörtliche Erklärung glaubt. Da aber das Attribut „verloren“ bloß durch populäre Volksetymologie entstanden ist, ist klar, daß auch in diesem Falle der Artikel zum Wesen des Namens gehört und das ist nach dem Glazier Sprachgebrauch die sicherste Gewähr dafür, daß der Name ursprünglich eine Flurbezeichnung gewesen ist und am Boden einer Flur gehaftet hat, bevor dort die Siedelung entstanden ist, die heute diese Bezeichnung in veränderter Form durch die Zeiten weiterführt.

2. Damit kommt der Frage, was wir überhaupt mit Sicherheit über die Vergangenheit des Dorfes zu sagen wissen, entscheidende Bedeutung zu, d. h. zunächst dem Argument aus der Topographie.

a) Unbestritten dürfte in dieser Hinsicht zunächst die Waldlage des Dorfes sein, wie das noch heute der Augenschein lehrt. Unmittelbar neben Lichtenwalde, auf der gleichen waldigen Berghöhe gelegen und mit seiner Feldflur von der des genannten Dorfes bloß durch eine lineare Grenze geschieden, kann Verlorenwasser nur in dem gleichen Wald neben diesem Dorf gegründet worden sein, das ja mit dem Grundwort in seinem Namen auch heute noch die ehemalige Wirklichkeit deutlich widerpiegeln dürfte.

Dabei werden wir auch noch besonders darauf verwiesen, daß es sich bei diesem ganzen ausgedehnten Waldgebiet vornehmlich um einen Sumpfwald gehandelt hat. Denn dafür bürgt die Tradition, die in der Sage sowohl über Hohndorf und Verlorenwasser, wie über Rosenthal lebendig geblieben ist, und das beweist nicht minder die Feststellung, die P. Frießen mit den Worten über sein Heimatdorf getroffen hat, dort gehe „aus jeder Bergwiese ein Bächlein zutale und fast jeder Bauernhof habe seinen eigenen Bach, mancher sogar eine eigene Mühle“.

b) Ebenso offenkundig ist die Grenzlage des Dorfes, die in der frühgeschichtlichen Zeit noch ungleich bedeutamer war, als heute. Lag doch das Dorf unmittelbar am sogenannten „Böhmensteig“, d. h. der bekannten Auslandsstraße, von deren Verlauf und Alter bereits die Rede war. Und wenn irgend

etwas die Wichtigkeit dieser Lage noch zu unterstreichen vermag, dann ist es wohl die Tatsache, daß nicht allzu weit von dem genannten Dorfe die Grenze zwischen Böhmen und dem Glazer Lande verläuft und daß auf dem Wege, der hier seit uralten Zeiten die beiden Länder verbunden hat, das heutige Verlorenwasser insofern geradezu den Charakter eines Knotenpunktes hatte, als an dieser Stelle eine Straßengabelung lag: denn während eine Wegstrecke weiter nach Marienthal und von dort nach Bazdorf und Senftenberg in Böhmen führte, zweigte hier ein zweiter nach Peucker ab, der jenseits der Grenze über Bärwalde weiterlief.

3. Der Ring der Beweisführung schließt sich aber noch viel enger auf Grund des Arguments aus der Ortsgeschichte, denn dieses weist uns bei diesem Dorfe mit Nachdruck auf eine frühgeschichtliche Hegererei und eine frühgeschichtliche Befestigung.

a) Daß das heutige Verlorenwasser in seinen frühesten Anfängen aus einer staatlichen Hegererei herausgewachsen ist, kann ja auch gar nicht weiter wunder nehmen. Nach dem Urbar von 1571 begann diese Hegererei „oberhalb Verlorenwasser, am Peucker-Dörflein anfangend, und ging der Ortlig nach bis an die Neuweistriger Hegererei“. Sie hat also neben ihrer wald- und jagdpflegerischen, auch eine deutlich erkennbare Grenzaufgabe gehabt, womit im übrigen ja auch die Tatsache übereinstimmt, daß das Dorf bis ins späte Mittelalter Kammergut gewesen ist. Daß aber das Dorf bloß dieser Hegererei seine Entstehung zu verdanken haben kann, hat schon v. Wiese (Freirichter 278) dunkel geahnt, als er auf den „seltenen Fall“ hinwies, „daß ein ganzes Dorf, Verlorenwasser, als Richtergut bezeichnet wird und als solches lange in den Glazer Stadtbüchern vorkommt. Es müssen wohl in alter Zeit alle Dorfbewohner dem Richtergut gezinst haben oder das Dorf auf freiem, einem Richter gehörenden Terrain gegründet worden sein.“

b) Ausschlaggebend dabei ist die Tatsache, daß die genannte Hegererei mit einer alten Befestigungsanlage verbunden gewesen ist, wie das schon R. Graf Stillfried-Rattonitz (Beitr. z. Gesch. d. Adels [1864] S. 80) festgestellt hat. Sie gehörte ohne Zweifel einer jener Befestigungslinien an, durch die in frühesten

Zeiten und bis tief ins Mittelalter hinein die einzelnen Flußtäler bezw. die das Land durchlaufenden Auslandswege gesichert gewesen sind und die sich noch heute in ihrer strahlenförmigen Anlage ziemlich genau verfolgen lassen. Danach aber kann es nicht zweifelhaft sein, daß die genannte Hegerie neben dem Wald- und Grenzschutz auch noch eine dritte Aufgabe zu erfüllen hatte, die im Straßenschutz bestanden hat.

So dürftig auch die Nachrichten sein mögen, die über diese Anlage auf uns gekommen sind, weder ihre frühere Existenz, noch ihre ehemalige Lage kann irgendwie zweifelhaft sein. Nach Otto (Wanderbuch 143) sowohl, wie nach Linke (D. Grassch. 1934 S. 72) sind vor hundert Jahren noch Trümmer von ihr vorhanden gewesen; nach Peter (Langenau 87) aber hat die genannte „Burg“ gestanden: „auf dem Terrain des untersten, gleich oberhalb der Buckelmühle belegenen Bauergrundes, wo die Straße von Lichtenwalde über Verlorenwasser bei der genannten Mühle vorbei nach Habelschwerdt führt... Die Anhöhe wird jetzt „die Kutenhöhe“ genannt. Dieselbe bietet einen prächtigen Blick durch die hier zusammenstoßenden Täler nach dem Hochgebirge.“

4. Diese Feststellungen sind in einer Weise klar und eindeutig, daß die sprachliche Deutung keine Schwierigkeiten mehr bereiten kann.

a) Was zunächst das Grundwort „wasser“ betrifft, so ist klar, daß es erst ein späterer Zusatz sein kann. Denn auch hierbei wird die Regel den Ausschlag geben müssen, daß nicht der Bach, sondern die Landschaft bezw. die Örtlichkeit die ursprüngliche Trägerin des Namens gewesen ist und da man überdies Hegerieen stets nach dem Walde zu benennen pflegte, in dessen Gebiet und zu dessen Betreuung sie errichtet wurden, ergibt sich einwandfrei die schlüssige Folgerung, daß in den beiden Vordersilben „Verloren“ des volksetymologisch verundeuteten heutigen Namens nichts anderes als eine Waldbezeichnung enthalten sein kann.

b) In der ersten Silbe des Bestimmungswortes kann danach bloß das Stammwort Wehr, alt weri, „Zaun, Einfriedigung, oder Zaun mit Graben. Dorfwehr, Landwehr, auch Befestigung“ enthalten sein, aus dem uns auf einmal die früh-

geschichtliche Befestigung ins Auge blickt, aus der mit der Zeit das heutige Dorf herausgewachsen ist. Dieses gleiche Wort steckt z. B. im Namen des heutigen Dorfes Wernstein im österreichischen Bezirk Schärding und wie eindeutig dabei seine Bedeutung zum Ausdruck kommt, zeigen folgende Belege: ca. 1200 propugnaculum Wer; 1284 in Castris apud Wernenstein; 1311 daz haus zu Wernstein (K. Schiffmann, Hist. O. N. Lex. II. 524). — Ungleich beweiskräftiger dürfte aber auch in diesem Falle die Tatsache sein, daß das gleiche Wort auch in Oberfranken, d. h. der ehemaligen Heimat der Markomannen, nachweisbar ist, nämlich im Namen der Burg Wehrenstein bei Dettlahm am Patersberge, auf der am 1. Mai 1465 die Brüder Hans, Heinrich und Ulrich von Künßperg „zer Vermeidung... aller etwa entstehenden Wehren und Kriege“ mit einander einen „Burgfrieden“ geschlossen haben (A. f. Oberfr. 22. Bd. [1902] S. 23).

c) In der zweiten Silbe des Bestimmungswortes kann dann aber nur das Stammwort „loh“ enthalten sein. Nach K. v. Bahder (Zur Wortwahl in Germ. Bibl. 19. Bd. [1925] S. 87) ist für „Gehölz, buschiger, luftiger Wald, Wald zwischen Feldern“ mhd. lōch n. m. ahd. lōh (mnd. lō) gebräuchlich, als Ortsname jetzt noch in Ober-, Mittel- und Niederdeutschland verbreitet (D. W. 4. 2. 1127), im 15. Jahrhundert und im älteren Nhd. auch als Appellativ (Schmeller I. 1465. Schöpf 395. Fischer 4. 1276. Schweiz. Jd. 3. 951), in einem Glossar des 15. Jahrhunderts für lucus, loch, besonders in der Forst- und Jägersprache auch später als loh (Pl. löher) üblich, noch in Mößers Osnabrückischer Geschichte, aber nicht eigentlich Schriftsprachlich, mundartlich noch als Appellativ in einigen schwäbischen Gegenden, in Tirol und sonst vereinzelt. Dafür ist hain eingetreten aus mhd. hagen, ahd. hagan. Daß aber das in Betracht kommende Waldgebiet früher mit diesem Wort bezeichnet worden sein muß, verrät nicht nur „das Tannenloch“ und „das Auerehahnloch“, die beim Peucker auf einer alten handgezeichneten Karte verzeichnet stehen (Geh. St. A. Dahlem: A. R. B. 173), noch viel schlüssiger beweisen das zwei Flurnamen in der aller-nächsten Nähe des Dorfes.

Der erste dieser bedeutsamen Namen, heute die Bezeichnung eines Ortsteils von Verlorenwasser, steht auf den heutigen Karten als Eulenberg verzeichnet. Nach dem Urbar vom Jahre 1614 (fol. 150) heißt er in Wirklichkeit aber „der Eylenberg“. Damit bedarf es kaum der Erwähnung, daß dieser Name mit dem des bekannten Nachvogels ursprünglich nichts zu tun gehabt hat, wie auch nicht mehr widerlegt zu werden braucht, daß er — wie U. Lincke (D. Graefh. 1934 S. 70) nach Graebischs Vorbild gemeint hat, — „nach dem Dorfbache, der wegen seines schnellen Laufes „die Eile“ hieß“, so genannt worden sei. Als Grundwort steckt vielmehr auch in diesem Namen das gleiche „loh“, das sich nach einer schon von Arnold festgestellten Regel „regelmäßig in la, le, len oder eln abgeschliffen hat“. Als Bestimmungswort aber steckt in diesem Namen das gleiche „eih“, d. i. „Eiche“, das ich im Namen der „hohen Eule“ (1612 die Eyll) nachgewiesen (Gr. Gl. 1936 S. 27 ff.) und gegen Graebisch (Ebd. 45) in einer derart erschöpfenden Beweisführung (Hbl. 1936 S. 120 ff.) sichergestellt habe, daß es eine Diskussion darüber nicht mehr geben kann. Denn auch die Tatsache, daß sich das genannte „loh“ nur mit Namen von Laub-, nicht aber auch von Nadelhölzern verbindet, spricht in diesem Falle eine deutliche Sprache. Im übrigen vermag ich die Richtigkeit dieser Deutung des „Eule“-Namens jetzt auch durch ein Argument aus Mainfranken zu erhärten, dessen durchschlagende Beweiskraft wohl nicht verkannt werden kann. Denn dort wird im Lehenbuch des Markgrafen Friedrich I. um das Jahr 1420 (A. f. O. S. 17. Bd. [1887] S. 58) bei Kulmnach eine Wiese, „genannt auf dem Eile“ angeführt, während von einem Bache mit „eilendem Wasser“ weit und breit nicht die Rede ist. Dagegen wird in der gleichen Quelle (S. 85) erwähnt: „ein teil an der wisen Eilein genannt“. Und weiter heißt es bei dem gleichen Kulmnach (S. 70): „1 holz, das da heyyßet „der Eichenloe“, bezw. an anderer Stelle: „ain holz genant der Aichenloh“. Wir haben also hier die gleichen Stammworte „eih“ und „loh“, wie ich sie seinerzeit in dem Namen der „Eulle“ nachgewiesen habe, aus dem sich in unseren Tagen der der „hohen Eule“ herausentwickelt hat. Da die gleiche Wortbildung auch im

Namen „Eulenloh“ im mainfränkischen B. A. Wunsiedel vorliegt, verlohnt es sich darauf zu verweisen, daß nach den Feststellungen J. Leipoldts (bei: R. Kögschke, Forsch. 3. Gesch. Sachl. u. Böhm. 40) das Verbreitungsgebiet des Wortes „Loh“ in Sachsen „fast genau auf das Vogtland beschränkt ist... Für die Herkunftsfrage ist die Feststellung wichtig, daß der Name als Femininum nur in Nordbayern, vielleicht nur in Nordostbayern vorkommt. Sein Hauptverbreitungsgebiet dürfte dort wohl Oberfranken sein.“ Da nun aber das Vogtland nach J. Schlund (Bef. u. Christ. Oberfrankens [1931] S. 47) ehemals ein Bestandteil des Radenzgaues gewesen ist, sind wir damit erneut auf die ehemalige Heimat der Markomannen gestoßen, so daß der Zusammenhang der oberfränkischen und Gläzger „Loh“-Namen klar zu Tage liegen dürfte. Und diesen um keinen Preis weiterhin verdunkeln zu lassen, ist die Absicht gewesen, die mir bei meiner Monographie über den Namen der „hohen Eule“ (Hbl. 1936 S. 120 ff.) die Feder geführt hat.

Der zweite Name ist heute eine Feldbezeichnung geworden und heißt der Oelberg. Wenn ich aber dazu bei Arnold (Anf. 518) lese, daß *ôl* oder *ôhl*, as. *âl*, *ôl*, aus *aval* entsprungen, „Sumpf“ bedeutet und zu diesem Stammwort mit Sicherheit auch die Ortsbezeichnung Oelbergen bei Obernkirchen (1410 Oelberghe; 1640 Oelbergen) gestellt werden müsse und daß weiterhin nach Jellinghaus (Westf. O. N. 143) zu dem gleichen Stammwort auch Ortsbezeichnungen, wie „auf dem Oele“ bei Iserlohn, Brilon und Schmalleben, bezw. wie Ahle bei Bünde (Alle 12. Jahrhundert, wobei „Land auf der Eulen“) gehören, scheint mir der angestrebte Beweis, daß auch Verlorenwasser auf frühgeschichtlichem Sumpfwaldboden entstanden ist und diese Tatsache an seinem Namen noch heute durch die Zeiten trägt, in einer Weise abgerundet und in sich geschlossen zu sein, daß man nur an die bisherige wörtliche Erklärung dieses Namens zu denken braucht, um zu erkennen, wie überwältigend sich auch in diesem Falle die ehemalige Wirklichkeit selbst geoffenbart hat, um einer Auffassung den Garaus zu machen, die niemals mehr als ein armseliges Märchen war.

5. Das Argument aus der deutschen Namengebung

setzt der Beweisführung geradezu die Krone auf, indem es die Analogie von ähnlichen Wortbildungen aus dem ältesten deutschen Sprachstadium ins Feld führt.

a) Bedeutsam sind zunächst die Analogien aus Hessen, da nach den bisherigen Glazier Kolonisationsanhängern gerade von dort die unumstößlichsten Beweise zu holen sein sollen. Denn dort hat bereits W. Arnold (Anf. u. Wand. 120) den Ortsnamen Verlo bei Waldeck, der im Jahre 1071 als Verlohe erscheint, zu genau den gleichen Stammworten gestellt und sich wegen der Bedeutung von war, wer, ver als domicilium oder munitio auf Graff (1. 931) berufen. Tatsächlich ist aber die genannte Ortsbezeichnung in der Bedeutung „Wehrholz“ in Hessen nicht weniger als fünf Mal vertreten. So z. B. in dem Namen eines Waldstückes und eingegangenen Hofes bei dem Dorfe Oberbad gegenüber Weilburg an der Lahn, der nach Kehrlein (N. Namenb. 286) als „Wehrholz“ in einer Schenkungsurkunde vom Jahre 879 und in einer Besitzteilung vom Jahre 1255 erscheint. — In voller Übereinstimmung damit hat weiter H. Schwanoold in seinen „Lippischen Loh-Namen“ auch die Ortsnamen Verl (Verlo), und Werl (Werreloh) in der gleichen Weise so gedeutet. Und daß damit auch Werl im westfälischen Kreise Beckum (1050 Werlon) und Werl im Kreise Soest (1026 Werla; ca. 1160 Werle) zum gleichen Stamm gehören, dürfte sicher, für das Werle in Mecklenburg (1125 Werlo) zumindest sehr wahrscheinlich sein.

b) Die eklatanteste Bestätigung aber dürfte in dem Namen „Die Werla“, wohl der bedeutsamsten Kaiserpfalz Heinrich I., gegeben sein, die im Harzvorland bei Burgdorf auf dem westlichen Hochufer der von Süden nach Norden fließenden Oker sich etwa 18 Meter über die zwei Kilometer breite Flußauie im heutigen Dörflein Schladen, halbwegs zwischen Goslar und Wolfenbüttel, auf der strategisch wichtigen Länderecke Hannover — Braunschweig — Sachsen erhoben hat und nach C. Borchers (Niederf. 42. Jg. [1937] S. 468 ff.) „nicht nur die beherrschende Feste der wichtigen Okerlinie, der bedeutsame Stützpunkt der Reichspolitik in der Zeit der Sachsenkaiser gewesen ist, sondern lange Zeit auch im Gemeinschaftsleben des sächsischen Stammes eine besondere Rolle gespielt hat,

denn hier war eine der Stätten, wo altfächische Landtage stattfanden". Nach den Belegen hat diese Feste „Die Werla“ (924 Werlaon; 931 in Uerlaha; 936 apud Uerla; 947 Uerlahan; 968 in Werlaon; 984 in Werlu; 993 Uerela; 1065 Werla; 1535 das Werla [Flur]; 1567 in die Werla [Fluß]) geheißt und nach dem Sachsenspiegel zu den wenigen Orten gehört, „dar der Koning echte hove hebben schal“. Die neuestens an ihrem ehemaligen Lageort bei Burgdorf veranstalteten Ausgrabungen haben neues Interesse für diese wichtige Grenzbesetzung geweckt und den bekannten Edw. Schröder (Z. f. D. 68 Jg. [1935] S. 37 ff.) veranlaßt, der Deutung ihres Namens näher zu treten, der nach ihm „auf jeden Fall sehr viel älter ist, als die mit dem Jahre 931 einsetzenden Zeugnisse, womöglich um ein Jahrtausend, in jedem Falle aber gehört er der heidnischen Zeit an. Daß man ihn im Zeitalter der sächsischen Kaiser nach seiner sprachlichen und sachlichen Bedeutung noch verstanden habe, ist nicht notwendig, ja kaum wahrscheinlich.“ Dabei ist er zu dem Ergebnis gekommen, daß „das Grundwort für den zweiten Teil des zusammengesetzten Ortsnamen das althochdeutsche und altfächische Nomen loh (Mask. od. Neutr.) ist, ... es kommt gerade in älteren Ortsnamen sehr häufig vor“. Nur in einem Punkte hat Schröder geirrt, nämlich in der Angabe, daß dieses „Loh“ nicht mit dem weiblichen Artikel erscheint. Tatsächlich aber heißt es in der Erbteilung der Herren v. Zedtwitz im Ascher Gebiet vom Jahre 1690 (M. D. G. D. B. 59. Jg. [1920/21] S. 81): „in der Loh übern Kirchbaum; über der schwarzen Loh gegen den Steinnöhl; in der Schützen-Loh; uff der Pfaffenlohe; die Schafloh“. Und auch in Oberfranken ist das Wort mit dem weiblichen Artikel nachweisbar, denn im Lehenbuch des Markgrafen Friedrich I. von Brandenburg (A. f. Gesch. Oberft. 17. Bd. [1887] S. 20 u. 70) ist bei Zwernitz die Rede von „der Engelhartslohe“, wozu dann auch Ch. Beck (O. N. im Pegnitztale 52) zu vergleichen ist, der feststellt, daß in Oberfranken „das lohe“ neben „die lohe“ üblich gewesen ist. Dem entsprechend haben wir ja auch den weiblichen Artikel bereits im Glazischen im Namen der Eule (die Eulle, d. i. Eih-loh) und im Namen der Biela (Biel-loh) gefunden und nennt man auch heute die genannte Pfalz

daß man mit „die Loh“ bevorzugt einen Sumpfwald Heinrichs I. „Die Werla“, wobei bemerkt zu werden verdient, bezeichnet hat, dessen ehemalige Existenz bei der Burg Werla durch das dortige sogenannte „Große Bruch“ genau so sicher erwiesen wird, wie der ehemalige Sumpfscharakter der Waldregion bei der „hohen Eule“ und beim Dorf Verlorenwasser.

6. Als abschließende Erklärung glaube ich aus dieser Fülle von durchschlagenden Argumenten bloß noch die Folgerung ziehen zu brauchen, daß der Name Verlorenwasser in seinem Ursprunge niemals mit dem, was Klemenz und Graebisch darunter verstanden wissen wollten, das geringste zu tun gehabt hat, sondern eine volksetymologische Verundeutung darstellt. In seiner frühesten Gestalt ist er der Name einer befestigten Högerei bezw. des von dieser betreuten Teiles des Wehr- und Grenzwaldes gewesen und kann nur „das bezw. die Weriloh“ geheißen haben. Da er als Flurname den Artikel führte und damit in der Form „zu dem Weriloh“ meist in der Dativform gebraucht wurde, entstand die Bezeichnung „zu dem Werlaon“, wie sie ja auch von der Pfalz Werla bei Widukind und dem Annalisten Saxo am lautgeredtesten überliefert ist. Ähnlich wie bei dieser Pfalz, ist dann dieser Name auch auf den Fließbach übergegangen und von diesem als „Werlaonwasser“ auf die an seinen Uferfüßen entstandene Siedelung. Spätere Zeiten aber, die diesen Namen nicht mehr verstanden, haben ihn in ein „verlorenes Wasser“ umgedeutet, das niemals Wirklichkeit gewesen ist, auch wenn die Sage es mit ihren komischen Einfällen noch so nett zu begründen suchte.

Die bisherigen Glazer Heimatkundler hatten sich also dem blinden Glauben an die offenkundigste Volksetymologie verschrieben, als sie uns weiß zu machen suchten, daß an der genannten Stätte wirklich einmal „Wasser verloren“ gegangen sein sollte. Jetzt aber, nachdem sich auch in diesem Namen die ehemalige geschichtliche Wahrheit in so überwältigender Weise geoffenbart hat, steht der Name Verlorenwasser als eine der schönsten und inhaltsreichsten Ortsbezeichnungen vor unserem geistigen Auge und wie harmonisch er sich in den Rahmen der Forschungsergebnisse dieser Blätter fügt, werde ich nicht erst

hervorzuheben brauchen, weil es auch für jeden Laien geradezu mit Händen zu greifen ist.

29. Der Herrenweil.

Auf der vom Verlorenwasser aus in südlicher Richtung verlaufenden Fortsetzung des alten „Böhmensteigs“ und zwar genau an der Stelle, an der der Querweg von Oberlangenu mit dem „Diebssteig“ zusammentrifft, liegt des weiteren eine kleine Kolonie mit dem Namen „Herrenweil“. Es handelt sich freilich dabei um eine derart junge Gründung, daß sie auch nicht von weitem mit dem Alter der bisher genannten Wegeorte irgendwie konkurrieren kann. Da aber auch sie ein sprechendes Beispiel dafür ist, wie die alten Straßen und Wege namenbildend gewirkt haben, wird sie in diesem Zusammenhange nicht gut übergangen werden dürfen.

1. Entscheidend für die Deutung auch dieses Namens ist die Feststellung, daß auch er in seiner heutigen Form eine offenkundige Verballhornung darstellt. Um 1800 ist er nämlich in der Form „Der Harreweil“ überliefert und auch J. Peter (Langenu [1883] S. 109) hat ihn noch als „Harrenweil“ verzeichnet. Neuere Kartographen scheinen nun dieses mißverständliche „Harren“ als Mundartform aufgefaßt und in das heutige „Herren“ verhochdeutsch zu haben, so daß mit dem heutigen Namen eine Wortbildung ohne Sinn entstanden ist.

2. Bedeutsam ist sodann die topographische Lage. Denn bei der Kolonie Herrenweil durchkreuzt der nach dem oberen Teil von Seitendorf führende Weg den östlich von Ober-Langenu herkommenden Fahrweg, der in ziemlich westlicher Richtung direkt zu dem noch zwei Kilometer entfernten Gipfel des Tannenbergs führt, nachdem er 500 Schritt oberhalb der Kolonie den sogenannten „Diebssteig“, der von Lidtenwalde nach Seitendorf verläuft, überschritten hat. Es kann also nicht zweifelhaft sein, daß auch in diesem Falle die Weggabelung die Ortsgründung veranlaßt hat.

3. Ortsgeschichtlich verbinden sich damit die folgenden Feststellungen.

a) Daß die Kolonie mit dem genannten Namen, wie Klemenz (D. N. 43) angegeben hat, schon um 1600 entstanden sein sollte, ist eine Falschmeldung. Mir ist ihr Name zum ersten Male in Seligers handschriftlichen „Topographien einzelner Örter in der Graffschaft Glas“ (Un. Bibl. Br.: Cod. III. fol. 9), begegnet und danach ist „Der Harrewell“ noch um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts nichts weiter als „ein Gebäude auf dem Freyrichtergute zu Oberlangenu“ gewesen.

b) Das bedeutet freilich nicht, daß auch der Name erst in so später Zeit entstanden sein müsse. Vielmehr deutet die Konstruktion mit dem Artikel auf eine Flurbezeichnung hin, die ebenso durch ihre Form, wie durch ihre Verbindung mit dem Oberlangenuer Freyrichtergute deutlich auf den Zweck verweist, dem der Harrewell seine Entstehung zu verdanken gehabt hat. In dieser Bezeichnung liegt nämlich der Name einer Rast- bezw. Aus- und Vorspannstation, mit anderen Worten ein Gasthausname vor, der aus der Fuhrmannsprache entstanden ist. Seine Entstehung auf dem Gelände des Oberlangenuer Freyrichtergutes aber erklärt sich ungezwungen aus dem Brau- und Schankrecht, das im Glaszer Land zu den Privilegien der Freyrichtergüter gehört hat. Das bestätigt der schon im Jahre 1560 erwähnte „Schnap auff“ bei Mühldorf, zu dessen Geschichte „Melchior Redenbergs Consens zu dem Verkauf Paul Wiefens seines Kretschams zu Mühldorff, Schnap auf, genant“, vom 26. Juli 1597 zu vergleichen ist (St. A. Br.: Rep. 23 II 5e fol. 126). Daß bei der Entstehung des Namens leicht auch religiöse Gründe mitgewirkt haben können, soll dabei nicht verschwiegen werden, da sich an dieser Wegekreuzung auch eine Kapelle befunden hat, die nach J. Peter (Die Gr. Gl. S. 247) im Jahre 1881 bereits „verfallen“ war.

4. Damit ist aber auch die Deutung dieses Namens restlos klar geworden.

a) Das Grundwort „weil“ hat mit dem von Klemenz herangezogenen „weiler“ niemals das Geringste zu tun gehabt, sondern kommt von „Weile“, ahd. hwila, wila, mhd. wile und hat den Sinn von: „eine Zeit lang“.

b) Als Bestimmungswort aber steckt in dem Namen das Wort „harren“ mit der Bedeutung „warten“, „ruhen“, „zögern“. J. Sritsch (Feierabend 1924 S. 88) hat also das Richtige geahnt, als er den Namen auf „harrenweil“ = „Warte eine Weile“ zurückgeführt hat, „weil hier in der Richtung des Waldes Fuhrleute und Reisende zur gemeinsamen Weiterreise auf einander warteten“.

5. Derartige „Befehlsnamen“ sind übrigens auch sonst aus der deutschen Namengebung nachweisbar. So hat B. Eberl (S. 34) den Namen „Wartaweil“ aus Bayern nachgewiesen und, wie verbreitet diese Art der Namenbildung früher gewesen ist, kann die Angabe Schmellers (I. 1004) zeigen, daß man mit dem scherzhaften Ausdruck: „Der Wart-ein-wenig“ früher Drehkreuze an Fußwegen zu bezeichnen pflegte. Wie nachhaltig aber gerade solche Verkehrsamen mitunter verballhornt worden sind, hat H. Strunk (ZONF. VIII. 128) an dem im Volksmunde lebenden Flurnamen „Heg—e—Weilche Berg“ dargetan, der auf den ersten Blick „der anscheinend auf die Fuhrmannsprache zurückgehende Name eines schwer passierbaren Höhenweges in Belitten, Kreis Mohrungen Opr., ist ... tatsächlich aber einst ein harmloses HEGEWÄLDCHEN war“.

Mit diesen Feststellungen reiht sich nunmehr auch dieser sinnlos entstellte Name zwanglos in das geistige Gefüge ein, aus dem uns auch die übrigen Wegebezeichnungen am Saume des „Böhmensteigs“ von neuem verständlich geworden sind. Und wenn der Name des „harreweil“ auch noch so jung sein mag, nur um so eindeutiger weist er auf den letzten und vielleicht ältesten Wegenamen hin, in dem — wenn das bisher auch noch niemand geahnt hat — die Geschichte und die Bedeutung des Böhmensteiges durch die Zeiten weiter lebt und das ist der Name des vielgenannten Schnallensteins.

30. Der Schnallenstein.

Namen von geradezu plastischer Bildkraft schon mehr als genug haben uns den Verlauf des uralten Böhmensteigs durch das Gebiet des heutigen Habelschwerdter Kreises von Nord

nach Süd mit geradezu dokumentarischer Sicherheit bis zu der Stelle verfolgen lassen, wo unmittelbar an der Landesgrenze in romantischer Waldeseinsamkeit die Trümmer von Burg Schnallenstein die Zeit verträumen. Wenn irgendwo, dann gilt es hier, der naiven Fabel von dem „schnalzenden“ Wasser des Bergbachs, der dieser Burg den Namen gegeben haben soll, den Krieg zu erklären, um auch diesen unverstandenen Namen in den hellen Lichtkreis der frühgeschichtlichen Forschungsergebnisse hineinzustellen, die wir am Böhmensteig auf Schritt und Tritt bereits aus dem Dunkel der Vorzeit an das Licht des Tages haben heben können. Denn, wenn nicht alle Zeichen trügen, dann wird sich in diesem Falle erst recht ergeben müssen, wie weit die bisherigen Erklärungsversuche auch dieses Namens von wirklich wissenschaftlicher, d. i. auf sprachgeschichtlicher Grundlage beruhender Forschung entfernt geblieben sind und wie ganz anders die Geschichte des Landes aussieht, wenn man sie nicht unter das Joch der tendenziösen Palackyschen Kolonisationsanschauungen zwingt, sondern den Tatsachen das ihnen zukommende Recht beläßt.

1. Die bisherige Namensklärung hat zwischen drei verschiedenen Möglichkeiten hin- und hergeraten, von denen auch nicht eine auf Anerkennung Anspruch erheben kann.

1. Wie Kögler (Diert. III. 90) gemeint hat, sollte Burg Schnallenstein „von dem jähabfallenden Felsen“, auf dem sie erbaut worden, den Namen erhalten haben. Daß das für das Grundwort stimmt, wird niemand leugnen, was aber der Felsen mit dem Bestimmungswort gemeinsam gehabt haben soll, ist völlig unerfindlich.

2. Nach Klemen z (Diert. VI. 221) sollte der Name der Burg „von der im Wappen der Herrn von Glubos, als Besitzer befindlichen Schnalle“ hergenommen sein. Daß das reine Phantasie gewesen ist, ist leicht zu erweisen.

a) Zunächst ist nämlich den Wappen, die erst im 12. Jahrhundert aufgekommen sind, ein etymologischer Wert für die wissenschaftliche Namendeutung überhaupt nicht zuzuerkennen, da die Wappenmaler sich bei ihrer Arbeit lediglich an das gehalten haben, was im Einzelfalle ihrem Verständnis gerade am nächsten gelegen hat, ohne daß dabei von einer

tieferen Kenntnis der geschichtlichen Vorgänge die Rede gewesen wäre.

b) Sodann hat Tschitschke (Rosenthal 8) bereits festgestellt, daß die Familie Glaubitz erst um 1315 in den Besitz des Schnallensteins gekommen ist (Mittelwalde 12) und daß ihr Wappen eine Schnalle überhaupt nicht aufgewiesen hat (Rosenthal 8). Beim Namen des Schnallensteins aber handelt es sich um eine Bezeichnung, die ganz erheblich älter ist, als man das im Banne der Kolonisationstheorie bisher hat wahr haben wollen.

3. Dagegen sollte nach A. Hegerhorst (Gr. Gl. 1. Jg. [1906] S. 5) die heutige Schnalze „mit ihrem früheren Namen „Snellis“ der Burg ihren ursprünglichen Namen Snellin Stein gegeben haben. Und dieser Auffassung hat sich bekanntlich auch F. Graebisch (Hbl. 1929 S. 157 u. 1936 S. 45) auf Grund der falschen Annahme angeschlossen, daß die Burg „nach dem Bache“ benannt und hieraus zu entnehmen sei, „daß dieser einst auch Schnelle geheißen hat“. Aber auch in diesem Falle gilt ganz ohne den geringsten Zweifel, daß nicht die Burg von dem Bache, sondern der Bach vom Gelände den Namen erhalten hat und daß darum der Name allein aus den für die Entstehung der Burg maßgebend gewesenen frühgeschichtlichen Verhältnissen richtig erklärt werden kann.

II. Die wirklich wissenschaftliche Namensklärung geht zunächst von folgenden urkundlichen Namensformen aus: 1358 zu dem Snellinsteyne; zum Snellinsteyne; 1360 de Snellinsteyn; 1361 von dem Snellinsteyne; 1393 Snellenstein; Snellensteine; 1395 Snellstein; 1404 vom Snellin Stein; 1422 vom Snellin Stein; 1477 von Snellenstein; 1560 Schnellstein; 1582 Schnallenstein. Dazu stellt sie dann fest:

1. Geschichtlich, daß die Burg „zu dem Snellinsteyne“ eine jener alten Schirmpforten war (ad istius terræ custodiæ claustra), wie sie nicht nur strategisch die Beobachtung der Landesgrenze, die Sicherung des Landestors und die Verteidigung des Durchzugslandes, sondern auch handelspolitisch die Notwendigkeit des Vorhandenseins einer Zollstätte an einer alten, vielbegangenen Auslandsstraße geradezu unentbehrlich machte.

a) Daß auch der Snellinſtein eine Zollſtätte geweſen iſt, erfahren wir aus der Urkunde vom 13. September 1358, in der dem Beſitzer von Mittelwalde zur Pflicht gemacht wird, „unrechte wege und ſtyge werin obir daz gut, daz czum Snellinſteyne gehorit, di ſyme czolle ſchädlich ſeyn“. Der genannten Zollſtätte hat ja im übrigen jenseits der Grenze die Zollstation Wißſtadt entſprochen. Denn als Karl IV. am Wenzelſtage 1367 dem Vincenz von Pottenſtein das Gut Zampach übertrug, geſchah dies „namentlich mit dem Zolle in Wißſtadt und dem Grulichem Gebirge“ (K. Lemberg, Geſch. v. Grulich).

b) In den Huſitenkriegen zerſtört, iſt die Burg niemals mehr wieder aufgebaut worden. Wenn darum Neaetius im Jahre 1560 unter den zum Kirchſpiel Oberlangenua gehörenden Ortſchaften auch eine ſolche namens „Schnellſtein“ erwähnt (G. Qu. III. 30), ſo hat ſchon Tſchitſchke (Roſenthal 23) das dahin berichtet, daß damit nur das der Ruine benachbarte Gebiet, alſo der ſogenannte „Feierabend“ und die alte Schloßmühle, gemeint geweſen ſein kann. Aus den Roſenthaler Kirchenbüchern hat er das aus den Jahren 1624—1634 auch durch Eintragungen, wie „am Schnallenſtein“ bezw. „am Feierabend“ belegen können. Es liegt damit ja auch nur eine ähnliche Entwicklung vor, wie ſie auch an einer anderen Stelle des Landes am Namen der Burg Karpenſtein in die Erſcheinung getreten iſt.

2. Topographiſch ſtimmt damit auch völlig die Lage der Burg überein. Denn dieſe „ergibt ſich daraus, daß der älteſte fahrbare Weg von Prag über Königgrätz und Pottenſtein an der Erlitz entlang nach dem heutigen Senftenberg und Baßdorf führte, hier die Erlitz überſchritt, bei der Kirche von Marienthal auf dem heutigen Schafwege 735 Meter hoch zur Waſſerſcheide zwiſchen Erlitz und Neiße anſtieg, im Höllengrund hinabführte, an deſſen Ausgang die Burg als Sperre ſtand und ſchließlich im Neißeſtal nach Glaß zog“ (A. Otto, Wanderbuch 134).

3. Sprachlich kann damit der Deutung keine Schwierigkeit mehr im Wege ſtehen, denn der Kundige vermag im Namen des „Snellingſteynes“, auch trotz ſeiner ſpäteren Umdeutung

in „Schnallenstein“, auf Grund der angeführten Argumente alsbald ein bekanntes Grund- und Bestimmungswort der altgermanischen Namengebung zu erblicken.

a) Das Grundwort „Stein“, das ja gerade in der Namengebung des frühesten Burgenbaus so beliebt gewesen ist, kommt sowohl in der gewöhnlichen wie in übertragener Bedeutung vor. Nach Arnold (Anf. u. Wand. 480) „bezeichnet es nicht bloß das Gestein, an oder auf welchem die Gebäude errichtet wurden, sondern auch eine steinerne Burg selbst, *ædificium lapideum*, nach einem im Mittelalter allgemein verbreiteten Sprachgebrauch. Die übertragene Bedeutung erklärt sich einfach daraus, daß die älteren Burgen sämtlich von Holz waren, steinerne also zuerst zur Unterscheidung auch geradezu Stein genannt wurden. Förstemann 1371 (115 alte Namen aus der Zeit vor dem Jahre 1100). Ortsnamen 50.“ Wie berechtigt aber gerade dieses Grundwort bei der Benennung des Schnallensteins gewesen ist, verrät der steile Hornblendefels, auf dem noch heute die bis zu sieben Meter hohen Mauerreste dieses „wüsten Schlosses“ in die Höhe ragen.

b) Aber auch das Bestimmungswort bekommt sofort ein vertrautes Gesicht, sobald man sich von der Vorstellung frei hält, daß die Burg nach dem Bache an ihrem Fuße und dieser nach dem „schnellen“ Laufe seines Wassers benannt worden ist. Jedenfalls stelle ich fest, daß im Namen des Snellinsteins ein uralter Wortstamm steckt, der früher eine mehrfache Bedeutung hatte: 1. Kommt „der Schneller“ bereits im älteren Artilleriewesen vor; 2. nannte man einen zum Kalkbrennen dienenden Trichterofen einen Schnellerofen; 3. waren „Schneller“ landschaftlich bestellte Leute, die den Fuhrleuten beim Bepacken der Güterwagen behilflich waren, z. B. die lentschneller in Tirol, die an der lend, dem Landungsplatz von Schiffen, Flößwaren auf- und abgeladen haben; 4. war das Wort auch die gegebene Bezeichnung für Schlagbaum, Fallgatter und bewegliche Schranken, wie folgende Wendungen beweisen: „bei den snellern für dem thor“ (Nürnberg 1440); „also waren die sneller versperret“ (Nürnberg 1450); „die reiden oder schneller auf und zutun“; „an alle schnellet Zugseil geben“; „hüt- oder wachhauslein

und gatter oder schneller darvor gemacht, die man versperren mocht." Und anschließend an diese Bedeutung hat man dann auch den Türverschluß durch Hebebäume so genannt und nach Hepppe (Wohltred. Jäger 226) auch den Schlagbaum gegen Vogeldiebe beim Vogelfang.

Ich glaube auch nicht, daß es schwerfallen kann, aus diesen verschiedenen Bedeutungen, die in diesem Falle allein maßgebende heraus zu finden. Denn so verlockend es auch scheinen mag, der unter 2 genannten nachzugehen, in Betracht vermag nur eine einzige zu kommen. Beim Namen der Schnalz habe ich ja bereits auf die Wendung von dem „alten Schneller Graben“ aus dem Jahre 1567 verwiesen, der ausgerechnet bei der alten Königspfalz „Die Werla“ bei Burgdorf am Harz gelegen war, der wir inzwischen beim Namen des Verlorenwassers begegnet sind. Was es mit diesem „Schneller Graben“ aber für eine Bewandnis gehabt hat, erfahren wir aus einer weiteren Urkunde vom Jahre 1597, in der „des schnellen oder drallen Grabens“ gedacht ist (Lüntzel, Gesch. Hildesh. I. 430). Und da man mit „Drille“ ein Drehkreuz an Zaundurchgängen bezeichnete, ist klar, daß ebenso wie in dem schon im Jahre 1119 überlieferten Namen „Schnellhartesdorf“ (M. B. 25. 46), auch im Bestimmungswort des Namens Snellinstein bloß das Stammwort Schneller im Sinne von Schranke, Fallgatter und Schlagbaum enthalten sein kann, so daß damit nicht nur die fiktive „Schnalle“, die Klemenz im Wappen der Glubos entdeckt, sondern auch das „Schnalzen“, das Graebisch aus dem Laufe der Schnalz vernommen zu haben glaubte, lediglich Sinnestäuschungen gewesen sein können.

c) Damit aber scheint mir die historische Entwicklung auch dieses vielverkannten Namens restlos klar zu liegen. In frühester Zeit, längst vor der Entstehung der Burg, hat in jener Gegend eine Weg- oder Zollstation bestanden, bei der die alte Auslandsstraße für Reiter, Säumer und Wagen mit einem jener drehbaren Balken gesperrt werden konnte, die man „Schlag-“, „Drey-“, „Rennboem“, meist aber „Schneller“ nannte. Die paar Wohnhäuser der Zollbeamten haben davon den Namen angenommen und wurden mit der

Siedlungsbezeichnung „der Snelling“ belegt, denn, wie J. Miedel (B. f. f. Dkde. I. 1914) nachgewiesen hat, macht in Bayern die Mehrzahl der ing-Dörfer nicht Siedelungen von Sippen, sondern Hoffiedelungen von Familien aus. Diese ist nun als Flurname auf den Bach übergegangen, der demgemäß im Jahre 1358 auch „der Snellink“ heißt. Und diesen gleichen Namen hat auch die Burg erhalten, nachdem sich die ragende Felsengruppe am Böhmenweg dem „fahrenden Diet“ als „Snellin Stein“, d. i. der beim Schneller gelegene Stein, ja auch so nachdrücklich in die Erinnerung geprägt haben mochte, daß ein anderer Name gar nicht erst in Frage kam.

4. Ortsnamenkundlich läßt sich dazu feststellen, daß auch anderwärts eine derartige Namengebung durchaus üblich gewesen ist.

a) Im heutigen Kaiserslautern z. B. gibt es eine Gewann, die den Namen Schlagbaum führt. Nach Th. Zink (Kaiserslautern [1914] S. 133) erinnert der Name „an den Schlagbaum in der Nähe der Papiermühle, der des Weggelds halber hier errichtet war und benützt wurde, wenn die Stadt geschlossen und der Kaufmann gezwungen war, den Weg um die Stadt zu nehmen“.

b) Wenn ich weiterhin nach Osterreich gehe, stoße ich dort zu drei verschiedenen Malen auf den Namen Schnelling, im Waldgebiet südwestlich von St. Konrad, Bezirk Gmunden, im Bezirk Ens und im Bezirk Sippachzell. Ferner finde ich dort schon zum Jahre 1130 den Ort Snellindorf beglaubigt, über den ich wohl nur festzustellen brauche, daß er in der Nähe von Mauthausen liegt, denn „Maut“ heißt Zoll und „Maut-schneller“ waren Männer, die in alter Zeit den Fuhrleuten die Güterwagen bepacken halfen.

c) Ebenso hat Schlessien zwei verwandte Wortbildungen in den Namen Schnellendorf (1447 Snellindorff) südwestlich von Falkenberg, und Schnellewalde (1447 Snellinwald), bei Neustadt aufzuweisen. Da nun das Dorf nach dem genannten Wald benannt ist und dieser unmittelbar an der Grenze gegen Mähren liegt, ist wohl klar, daß auch er auf das gleiche Stammwort zurückgehen muß.

d) Sehe ich mich zuletzt im Glazial Lande um, dann glaube

ich auch dort auf eine ähnliche Art der Namengebung zu stoßen. Denn in der Stadt Glatz z. B. ist im Jahre 1433 von einer Örtlichkeit die Rede in der Wendung: „auf dem Rosmarkt am Schlage“. Noch beweiskräftiger dürfte freilich die Urkunde vom 23. April 1604 sein, laut der der Glatzer Landeshauptmann dem Heinrich Wiesen den Jaughalß, das Dörflein Klink und Fischberg bestätigt hat (St. A. Br.: Rep. 23 III 18 a fol. 58), da Klink früher auch Schlagbaum bezw. Fallriegel, besonders an einer Zollstation, bedeutet hat (Grimm, W. B. S. 1195).

e) Stelle ich aber dazu auch noch fest, daß wir genau das gleiche Wort, das in der Frühzeit der Geschichte im Habelschwerdter Kreisteil links der Neiße derart namenbildend gewirkt hat, auch auf der rechten Neißeite und zwar ebenfalls an einem alten Auslandswege in der Flurbezeichnung „Am Schneller“ wiederfinden, dann genügt das wohl, um die neue Deutung auch dieses Namens zu einer endgültigen zu machen, an der sich meine Gegner samt und sonders vergebens die Zähne ausbeißen werden. Im übrigen ist die neue Deutung ein neuer Beweis dafür, wie bitter es sich gerächt hat, daß die bisherige Glatzer Namenkunde Sprachklärung ohne Sprachgeschichte und Ortsgeschichte ohne Ortskunde getrieben hat.

Jetzt aber hat auch dieser derart schlimm mißhandelte Glatzer Wegename wieder Blut und Leben bekommen. An den Säumen des Böhmensteigs und unweit der Ufer der Ertitz wird er als eines der ältesten Sprachdenkmäler des Landes — æro perennius — an den Resten des Snellinsteins haften bleiben und Zeugnis dafür ablegen, wie restlos germanisch der Geschichtsverlauf auch dieses äußersten Grenzzipfels der Grafschaft Glatz gewesen ist.

31. Das Peuckerdörfel.

Ein zweiter Gebirgspañ ist auf der linken Neißeite des Habelschwerdter Kreisgebietes für den Auslandsverkehr von besonderer Wichtigkeit geworden, nämlich der von Peucker, über den die Bärnwald—Lichtenwalder Straße nach Verlorenwasser führte. Seine eigentliche Bedeutung hat er allerdings erst erlangt, als Burg Snellinsteyn zerstört und die Neu-

befiedelung des Erligtals im 16. Jahrhundert begonnen hatte, immerhin deutet alles darauf hin, daß er auch früher bereits bekannt gewesen und begangen worden ist und da bereits eine ganze Reihe von vordem dunklen Ortsbezeichnungen, wie auf ein Zauberwort, wieder Licht und Farbe, Form und Inhalt gewonnen haben, als wir sie mitten in den Rahmen der alten Glazer Straßengeographie gestellt haben, liegt es nahe, den gleichen Versuch auch mit dem Namen des Peuckerdörfels zu wagen. Denn auch diese Glazer Ortsbezeichnung hat gerade lange genug auf ihre richtige und zuverlässige Deutung warten müssen.

1. Ortsgeschichtlich steht zunächst fest, daß es nicht richtig ist, wenn das heutige Peucker vielfach den Dörfern beigezählt wird, die von dem kaiserlichen Waldmeister Leonhard Deldhammer von Russe zum Quasz im letzten Drittel des 16. Jahrhunderts im Erligtal gegründet worden sind. Vielmehr hat, was folgt, zu gelten:

a) In seinem Ursprung ist der Peucker längst vor der Deldhammer-Zeit entstanden und muß, wie bereits Tschitschke (Rosenthal 25) betont hat, „schon lange vor dem Jahre 1540 bestanden“ haben. Allerdings hat der Peucker in dieser Zeit bloß einen Ortsteil von Lichtenwalde gebildet, so daß für seine Erwähnung in den Urbaren ein Grund nicht vorgelegen hat.

b) Ein selbständiges Dörflein ist der Peucker im Jahre 1564 geworden, denn am 9. Mai des genannten Jahres hat die Abgrenzung gegen Lichtenwalde stattgefunden und ist, wie urkundlich festgelegt wurde (Bl. I. 225), die Grenze derart festgelegt, „daß zwischen den Parten Stein und Pflöcke in die starken Bäume gehauen sein, und wann sie auf beide Willen die Stellen beräumen werden, von einem Stein auf den anderen gerade zu dem dritten und vierten bis auf den fünften und von dem hintersten nach die Breite zum ersten bis an die Grenze zu halten, das haben die strittigen Parteien angenommen“.

2. Topographisch dürften folgende Feststellungen von Bedeutung sein.

a) Eine erste betrifft die Berglage, denn das Peuckerdörfel liegt in einem Tal, das insofern zum Tal von Lichtenwalde im Gegensatz steht, als das letztere von Südwesten nach Nordosten verläuft, während jenes eine bedeutende Krümmung

macht und von Westen nach Osten gerichtet ist. Nach J. Seliger ist der Peucker „ein kleines Dorf, das bei der Erlitz am niedrigsten, gegen Lichtenwalde und Seitendorf am höchsten liegt. Die Wohnungen sind in einer Schlucht, die von Westen, d. i.: von der Erlitz anzufangen, sich in einer südöstlichen Richtung immer bergan zieht, erbauet und von beiden Seiten, d. i.: von Nordosten und Südwesten mit beträchtlichen Anhöhen umgeben. Die größte Ausdehnung von Norden nach Süden, oder von Stuhlseifen bis nach Seitendorf beträget eine halbe und von Westen nach Südosten oder von der Erlitz bis wieder an Seitendorf eine viertel Stunde Weges.“

b) Eine zweite Wahrnehmung betrifft die *Flußlage*. Denn nach A. Otto (Wanderb. 141) ist Peucker ein ganz abgelegenes Dörfchen in einem prächtigen Winkel an einer Biegung der Erlitz... Der obere Teil zieht sich im Tale gegen den Dreittannenberg... Am waldigen Hange geht man hinab zum Wege über die Wiesen an der Erlitz, der bei Hochwasser ungangbar ist, und über die steinerne Brücke nach Bärnwald.

c) Am ausschlaggebendsten dürfte indessen die *Paßlage* ins Gewicht fallen. Liegt doch das Peuckerdörfel unmittelbar an einem alten Sudetenpaß, dessen absolute Höhe 690 Meter beträgt und dessen Fußort im Norden Lichtenwalde (460 Meter), im Süden aber der Peucker (602 Meter) bildet. Über diesen Paß führt nun jene Auslandsstraße, die nach E. Alliger (17. J. B. des G. G. D. 70) im Jahre 1560 schon als „uralt“, bezeichnet worden sein soll und die von Böhmen her über Reichenau bei der Burg Rychemberg (Rehberg) vorbei geführt, hinter dem böhmischen Dorfe Bärnwald sich hinunter ins Tal gezogen hat, um dort die Erlitz zu überschreiten und über den Peucker, Lichtenwalde und Verlorenwasser Habelschwerdt zu erreichen.

3. An urkundlichen Namensformen für das kleine Dorf liegen nun folgende Belege vor: 1564 im Peucker Dörflein; 1571 Peucker; 1578 Peuckerdörfel; 1618 Richter im Peycker; 1622 im Peuckerdörflein; 1624 Richtergut zum Peucker; 1631 Paguli Stolseifen et Päucker; Peugker; 1647 ahlhric ihm Peucker; 1653 Peyker; 1659 im Poeucker. Aus der kritischen Würdigung dieser Belege ergibt sich alsbald eine doppelte Folgerung:

a) Die erste Folgerung ist positiver Natur, denn diese stellt fest, daß auch dieser Gläger Ortsname die Konstruktion mit dem Artikel aufweist und mithin als Flurbezeichnung entstanden sein muß.

b) Die zweite Folgerung ist negativer Art und besteht in der Erkenntnis, daß in dieser Ortsbezeichnung in keinem Falle ein Personen-Name stecken kann, wie das Tschitdike (Rosenthal 27) unter Berufung auf die „erste Ansiedlerfamilie“, Graebisdj (Hbl. 1935 S.132) und Klemenz (O.N.51) unter Berufung auf den „ersten Ansiedler Päuker“, d. i. ein „Pauken-schläger“, behauptet haben.

Als älterer Flurname stellt der Peucker ohne jeden Zweifel eine topographische Bezeichnung dar und daß diese auch topographisch erklärt werden muß, ist so klar, daß es nicht besonders betont zu werden braucht.

4. Der sprachlichen Deutung dürfte nach diesen Feststellungen keine Schwierigkeit mehr im Wege stehen, denn es ist klar, daß es sich bei diesem verkannten Namen bloß um eine Zusammensetzung aus einem Grund- und einem Bestimmungswort handeln kann.

a) Als Bestimmungswort kann in dem Namen bloß der alte deutsche Stamm Beug, Biug, Bieg, Biegen, Buigen, m., ahd. piugo, enthalten sein, der eine Biegung bezw. einen Winkel bezeichnet und nach der übereinstimmenden Feststellung von Buck (S.25) und Dollmann (S.56) besonders gern auf Krümmungsstellen eines Baches bezw. Berges bezogen worden ist. Dollmann stellt dazu das schwäbische Buige, ferner die Ortsbezeichnungen: in der Beuge, Puigen, Pügler, Boigenholz, Wuhrbuigen (S.56).

Wir haben also damit den gleichen Begriff gewonnen, für den die spätere Gläger Sprache den Ausdruck „Drehe“ verwendet hat, wie z. B. in der Schallasterdrehe zwischen Karlsberg und Wünschelburg, der Diebigdrehe zwischen Habelsdjwerdt und Altweistritz, der Kliegeldrehe bei Niederlangenau und der Fullmannndrehe bei Dolpersdorf.

b) Als Grundwort steckt in diesem Namen das Stammwort: Der bezw. das Kar, über das wir von W. Schoof (H. L. 1916 S. 309) die Auskunft erhalten: „Wir besitzen einen

alten Flurnamen das Kar, das Kärlein, nach Grimm, Dt. Wtb. 5, 204 ff., Schmeller, Bayr. Wörterb. (München 1872) I, 1277, Buck, Oberd. Flurnamenbuch (Stuttg. 1880) S. 130/131 ein sehr häufiger Wiesename mit der vorwiegenden Bedeutung, „talähnliche, zur Weide benutzbare Vertiefung auf höherem Felsgebirge“, überhaupt „schluchtartige Vertiefung zwischen Berghöhen mit guter Weide“. In Tirol bedeutet Kär, Kôr „nächster Platz um die Almhütte“, in Oberösterreich der Kar, das Karl einen „Kessel, vom Gebirge gebildet, mit nur einem Zugang“, in den kärntischen Alpen „gewisse Weideplätze, auch Jagdreviere“. Dieser Flurname findet sich außerordentlich häufig zur Bezeichnung einer Grenzflur in Hessen, Thüringen und Nassau, in Thüringen z. B. der Carl, Flur Gotha (an der Sundhäuser Grenze), die obere Carl, Flur Sundhausen, im Volksmund de äwere Carl, 1374 dy Karla, 1381 in der Karla (nahe der alten Waltershäuser Straße), der Karl, 1641 im Karl, Flur Boilstädt, ebenda die Karlswiese, die Karl, ma. uf der Koarl, urk. af der Carl, Flur Leina, bei der Carlwiese, im Volksmund bi der Carlwäsen, 1381 under der Karla, Flur Sundhausen (an der Gothaer Grenze), das Karladhsfeld, Flur Trügleben (Wiesenland an der Asbacher Grenze), am Carlberg (1784) Flur Kraula, vor dem Karladh, im Volksmund öörn Karladh, 1556 vorm Carladh, Flur Asbach (Wiese an der Trüg-leber Grenze usw.; in Hessen: am Kerlen, Gem. Momburg, Kôrle (Wald) Gem. Oberorke, der Kîrle, Gem. Holzhausen, die Karlaiche (Feld) Gem. Sarnau, der Karlshain (Wald) Gem. Breitenbach a. H., Kôrle Gem. Diermünden, Karlsäcker zwischen Metzlos und Reichlos, Karlshecke, sowie von Kauppen, im Kôrle zwischen Pilgerzell und Engelhelms, die Kûrle zwischen Kleba und Kirchheim, im Karol (Wiese) Gem. Setzelbad, am Kôrle Gem. Steckrod, Kôrle, Siedlung bei Meljungen, im Volksmund Kerle, 1074 Chrulle (?), 1172 Kurle, 1299 Coerla, 1341 Curle, 1357 Corlle, 1575 Cörlla, 1585, 1747 Corlau; in Nassau: Kärlich, Karlsbäume, Karlsberg, Karlskopf, Kerle, im Kerlen, Kerleweck, Kerlenbach, aufm Kirles, Kirleweg, an der Karlebach usw.“

5. Ortsnamenkundlich dürfte die vorgetragene Deutung

durch folgende Analogien noch besonders erhärtet werden:

a) Aus Bayern hat zunächst J. Grimm (W. B. I. 1742) den Ortsnamen *Perfenbeug* angeführt, der schon im 11. Jahrhundert erscheint (M. B. 4. 288. 294). Ebenso dürfte *Poigenberg* im Bezirk *Erding* zu diesem Stammwort gehören, dessen Name bereits ca. 935 als *Piuginperc* überliefert ist. Für *Perfenbeug* hat jedenfalls schon H. Jirecek (D. Recht i. Böhmen II. 16) die lateinische Wendung: *Berzinicæ flexus* verzeichnet.

b) Aus dem bairischen Amte *Säckingen* nenne ich *Beuggen*, 1267 *Budheim*, *Bückem*, *Bückheim*, *Bughen*, 1273 *Buka*, 1275 *Biudhein* und *Bukein* und aus dem württembergischen O. A. *Ravensburg*: *Biegen*, 1070 *Buigen*, *Bugen*, 1194 *Biuge*. Dazu vergleiche: *Bögendorf*, Kr. *Breslau* (1399 *Bewogendorf*).

c) Aus *Österreich* dürfte *Poigen* im Bezirk *Horn* hierher gehören, das 1130 als *Piugen*, 1187 als *Piugun*, 1260 als *Peugerich*, 1315 als *Puige* und *Peygen*, 1383 als *Pewgen* erscheint. Ebenso: *Boigreich* am *Kampflusse*, das in *Zwetteler* Urkunden als *Peudreich* und *Beugreich* aufgeführt ist (Font. Austr. 2, 3, 241 ff.) und das untergegangene *Boigen*, das in der Nähe gelegen und ca. 1120 *Biugen* geheißen hat. Ferner hat A. Kübler aus dem *Iller*-, *Ledz*- und *Sannengebiet* die beiden Namen *Buige* (urk. 1532) und *Beug* (urk. 1553) angeführt und zu „*bugen*“ gestellt, während aus dem österreichischen Bezirk *Steyer* der Name *Boiger* (*Poiger*) als die Bezeichnung eines Bauernhauses vorliegt, die 1547 in der *Peug*, 1730 *Poiger* gelautet hat.

d) Schließlich werde ich auch *Mainfranken*, die ehemalige Heimat der *Markomannen*, nicht vergessen dürfen. Denn auch hier liegt aus dem *Lehenbuch* des *Markgrafen Friedrich I* (A. f. O. S. 17. Bd. [1887] S. 71) aus der Nähe von *Kulmnach* die Bezeichnung vor: „ein wiesen gelegen bey dem *flawg* unter der *Weinbrucken*, in der *Pige* genannt“. Noch beweiskräftiger dürfte aber doch der Name *Büg* [*Bign*] sein, den ebenfalls aus *Mainfranken*, Ch. *Beck* (*Die O. N. des Pegnitztals* 69) mit folgenden Belegen anführt: 1314 in den *Biegen*; 1360 zu der *Büg*; 1405 zu der *Bug*; 1421 zu der *püg*; 1594 *Bych*; 1583 und 1594 *Pudh*; 16. Jahrhundert von der *Bieg*; 1421 in der *Peug*.

6. Im übrigen scheint mir auch die Glazial-Flurnamenkunde in diesem Falle ein gutes Argument zu liefern. Denn da neben piogan auch ahd. pougjan, mhd. bougen erscheint (Graff III. 37), dürfte auch der Name des Buckeltals bezw. der Buckelmühle zu dem gleichen Stammwort gehören. Denn dort, wo die vom Peuckerdörfel kommende Straße die Buckelmühle berührt, spaltet sich das Tal von neuem; der rechte oder nordwestliche Teil bildet das Tal von Verlorenwasser, der südwestliche Teil wird dagegen „das Buckeltal“ genannt. Der Name ist auch sonst vertreten. So z. B. allein in Österreich in folgenden Bezeichnungen: Pugel, Bauernhaus in der Gem. Nußbach, Bez. Kirchdorf; Pugel, Bauernhaus in der Gem. Spital, Bez. Windischgarsten (1492 Pukhl; 1646 Pukhl am Hof); Pugelmühle im Bez. Kremsmünster, Pugelreit, Alpenhaus im Bez. Windischgarsten (1498 Pugkreutt); Pugelleiten in der Gem. Neustift im Bez. Weyer und im Bez. Windischgarsten, die beide auf eine Wegebezeichnung hinzuweisen scheinen. Ferner hat G. Matthias (S. 112) aus dem Kreise Uelzen den Namen eines Puggelbarges (Pagenberg) angeführt, und ebenfalls zu biogan, piogan aus der germanischen Wurzel „bug“ = beugen gestellt mit dem Hinweis, daß noch heute Eis, das sich beim Betreten durchbiegt, im Niederdeutschen „Bug-is“ genannt wird, vom Zeitwort „bugen“. Damit aber hätten wir an zwei markanten Biegungen der gleichen Auslandsstraße, im Westen und Osten von Lichtenwalde, die gleiche alte Wegebezeichnung festgestellt, so daß der eine Name den anderen geradezu stützt.

Auch der phantastische Paukenschläger vom Peuckerdörflein dürfte nunmehr endgültig ausgepaukt haben, nachdem auch in diesem so schlimm verkannten Namen eine uralte germanische Flurbezeichnung wieder zu Ehren gekommen ist.

II. Die Wegenamen rechts der Neiße

Auch auf der Ostseite des Habelschwerdter Kreisgebietes durchbrechen eine Reihe von Pässen, die Mauern seiner gebirgigen Grenzumwallung, nämlich: der Paß von Schönau

(700 Meter) mit den Fußorten Reichenstein im Norden und Schönau im Süden; der Paß von Rosenkranz (583 Meter) mit den Fußorten Weißwasser im Norden und Schönau im Süden; der Paß von Krautenwalde (665 Meter) mit den Fußorten Krautenwalde und Landeck; der Paß von Waldeck (695 Meter) mit den Fußorten Waldeck und Landeck; der Spieglichter Sattel (817 Meter) mit den Fußorten Wilhelmsthal und Blumenbach und der Paß von Bobischau (538 Meter) mit den Fußorten Bobischau und Nieder-Lipka.

Von den Straßen, die über diese Pässe hinweg das Glatzer Land seit uralter Zeit mit seinen Nachbargebieten verbunden haben, kommen für den Habelschwerdter Kreis bevorzugt in Betracht: die sogenannte „Mährische Straße“, die Straße durch das Neißetal und die Straße über den Spieglichter Sattel. An ihnen werden wir darum auch die ältesten Wegennamen finden müssen.

32. Die „Mährische Straße“.

Wie der sogenannte „Polenweg“ über Nachod und den Hummel und der „Böhmensteig“ über den Snellinsteyn seit uralten Tagen Böhmen mit Schlesiens und Polen verbunden hat, so hat sich auf der „Mährischen Straße“ der Verkehr zwischen diesen Ländern und Mähren abgespielt. Es gilt darum, zunächst auch diese Auslandsstraße nach ihrem Verlauf, ihrer Geschichte und ihrer Bedeutung zu würdigen.

1. Auch über den Verlauf der „Mährischen Straße“ sind wir unterrichtet. Denn sie führte vom Kreuzungspunkt der Wölfelsdorfer und Plomnitzer Straße zwischen den Gemarkungen von Weisbrodt-Plomnitz zur Wölfelsdorfer Erbscholtisei. Von dieser zog sie sich über Urnitz, Neundorf, Lauterbach und Gläserdorf um den Gläserberg herum nach dem heutigen (Alt-) Neißbach, um jenseits der Grenze über Herrnsdorf und Ober-Lipka das obere Marchtal zu erreichen. Wenn man nun die Richtung dieses Straßenzuges würdigt, dann müssen alsbald zwei Punkte besonders ins Auge fallen:

a) Einmal durchschnitten der genannte Straßenzug den Ostteil

des Habelschwerdter Kreises fast quer durch seine Mitte in der Richtung von Westen nach Südosten, aber keineswegs auf dem kürzesten Wege, vielmehr legte er dabei einen nicht unerheblichen Umweg zurück.

b) Sodann fällt auf, daß dieser Weg ganz offenbar die Ebene und die Flußtäler zu vermeiden suchte und sich in ausgesprochener Weise selbst größere Bodenerhebungen aussuchte, um auf ihnen die Grenze zu erreichen.

Beides erklärt sich aus der Tatsache, daß auch die Ostseite des Habelschwerdter Kreises in der frühesten Zeit ihrer Geschichte meist Sumpfwaldboden gewesen ist, von dem wir ja auch bereits haben feststellen können, daß er gerade im Glazter Schneegebirge vielfach sogar bis in die höchsten Bergregionen hinaufgereicht hat.

2. Was weiterhin die Geschichte dieser Straße betrifft, so sind darüber folgende Nachrichten auf unsere Tage gekommen:

a) Unbestritten ist zunächst das hohe Alter dieses Auslandsweges, das auch in diesem Falle durch einen frühgeschichtlichen Fund erhärtet wird. Wie nämlich M. Tschitschke (G. O. 1911 S. 80) berichtet hat, wurde „vor einer Reihe von Jahren bei Schachtarbeiten in der Nähe der Erbscholtzei in Wölfelsdorf ein Scherbenfund gemacht, der aber ebensowenig beachtet wurde, wie der Glazter. Nur eine niedrige Schale aus unglasiertem Ton wurde aufbewahrt, die aber leider jetzt nicht mehr aufzufinden ist.“ Ebenso wird auf eine beim Weisbrodt gefundene römische Bronzemünze hier schon hingewiesen werden müssen.

b) Auch der Name dieser Straße ist historisch. Denn aus dem verloren gegangenen Schöppenbuch von Gläsendorf liegt die urkundliche Nachricht vor, daß im Jahre 1566 David von Tschirnhaus, als Besitzer der Herrschaft Mittelwalde, dem Scholzen von Gläsendorf „ein Stück Wald über dem Dorfe liegend bis an den Mährischen Weg“ verschrieben hat. Und aus Seligers handschriftlichen „Topographien“ erfahren wir, daß um das Jahr 1800 der genannte Name eine geläufige Bezeichnung für den Weg von Ost-Gläsendorf nach Altneißbach gewesen ist. Auch im Glazter Lande sind wir damit auf die gleiche Bezeichnung gestoßen, die im Neißer Lande

schon im 13. Jahrhundert für die Straßenverbindung mit Mähren in der Bezeichnung üblich gewesen ist: *via versus Moraviam*.

3. Schließlich kann auch über die Bedeutung dieses Auslandsweges nicht der mindeste Zweifel herrschen.

a) Schon in der Urzeit ist ja, wie wir bereits festgestellt haben, das Land diesseits und jenseits der Gläser Landesgrenzen von Germanen besiedelt gewesen. Ein reger Verkehr über die Grenze mußte sich aber zwischen diesen beiden germanischen Bevölkerungsgruppen schon deshalb ergeben, weil, wie wir aus römischen Quellen erfahren, an den Abhängen des jenseits der Grenze gelegenen Gebirges schon frühzeitig Bergbau auf Eisen getrieben worden ist, den Tacitus (Germ. 43) insbesondere mit den den Quaden benachbarten Kotinern in Verbindung gebracht hat: *Retro Marsigni, Cotini, Osi, Buri terga Marcomanorum Quadorumque claudant . . . Cotini, quo magis pudeat, et ferrum effodiunt*. Es ist darum ganz sicher mehr als bloßer Zufall, daß wir auch im Gläser Lande gerade in unmittelbarer Nähe der mährischen Grenze auf die Spuren des ältesten Eisenbergbaus stoßen, ohne freilich mehr darüber sagen zu können, als, daß er auch hier in die frühgermanische Siedlungsperiode zurückreichen muß.

b) Aus dem frühen Mittelalter liegt dazu auch noch eine interessante Bestätigung in der Tatsache vor, daß gerade im Schneebergsgebiet die Besitzverhältnisse über die Grenzen der beiden Nachbarländer hinübergegriffen haben. Daß der böhmische König Wenzel am 30. April 1294 seine Stadt Mittelwalde mit den umliegenden Dörfern den Mönchen des Stiftes Kamenz zum Geschenk gemacht hat, ist ja bisher schon bekannt gewesen. Weniger bekannt aber ist, daß der Gläser Patrizier Johannes Wusthube bereits sehr früh im Besitze der jenseits der Grenze gelegenen Herrschaft Goldek, heute Mährisch-Altstadt, gewesen ist und seinerseits am 3. Mai 1325 auch dieses Gebiet dem Kamener Kloster geschenkt hat: *quondam opidum dictum Goldek et omnes has villas ad ipsum ab antiquo spectantes, scilicet Niclausdorph, Stubensyfen, Wynrebe, Cunczendorph, Spylix [Spieglitz], Kraftesdorph, Syfirdesdorph, Walthers-*

dorf, utrumque Woytesdorf... Ita quod ipse circumferencie predictorum bonorum a contiguis finibus terræ Poloniæ incipientes eisdem per totum copulantur usque ad metas Glacensis provincie, quas iterum tangentes per montes ulterius porriguntur usque ad fontem Marc fluvii scaturientis ibidem (Cod. dipl. Sil. X. 100). Also auch im 14. Jahrhundert noch kann das Marchtal gar nicht so slawisch gewesen sein, wie man es annehmen müßte, wenn man den Aufstellungen der bisherigen Kolonisationstheoretiker irgendwelchen Glauben schenken wollte.

c) Nichts aber deutet nachhaltiger auf die Wichtigkeit dieser Auslandsverbindung hin als die Tatsache, daß neben dieser uralten „Mährischen Straße“ auch noch zwei neue Mährenwege in Aufnahme kamen, nämlich: der Weg über den Spieglichter Sattel und die Straße durch das Neißetal.

Daß insbesondere die Straße durch das Neißetal ein sehr hohes Alter aufgewiesen haben muß, geht nicht nur aus dem bereits angeführten Funde einer römischen Bronzemünze beim Weisbrodt, sondern auch aus einer bei Mittelwalde ausgegrabenen Steinhacke hervor, die S. Geschwendt (Über die Höhenlage vorgeschichtl. Funde. Vom dt. Osten herausgeg. von H. Knothe [1934] S. 259 ff.) der jüngeren Steinzeit zugeschrieben hat. Im übrigen dürfte der Anlage dieser Straße die Absicht zu Grunde gelegen haben, dadurch eine Verbindung zwischen der „Mährischen Straße“ auf der Ost- und dem „Böhmensteig“ auf der Westseite des Habelschwerdter Kreisgebietes herzustellen. Denn, so hat Tschitschke (Mittelwalde 4) auch diesen Zusammenhang bereits richtig dargestellt: „Da, wo die stille Adler sich in die wilde Adler ergießt, zweigt sich eine alte Handelsstraße ab, die dem Laufe des erstgenannten Flusses bis in seine Quelle folgt, und damit östlich von Grulich die mährische Straße erreicht. Auf diesem Wege war in Grulich und Wichstadt ein Zoll zu entrichten... Der Ortskundige wird sich sagen, daß Reisende, die vom Neißetal durch die Schluchten der stillen Adler nach Böhmen ziehen wollten, nicht erst den Mährischen Weg bis Herrnsdorf benützt haben werden, sondern sich eine kürzere und auch bequemere Straße aussuchten, wenn es möglich war. Es kommen bei

diesem Versuch zwei Übergänge in betracht: Der Weg 1. über Mittelwalde, Bobischau, Nieder-Lipka und 2. über Mittelwalde, Steinbach, Wichtstadtl. Beide Wege konnten durch eine Befestigung an der Stelle, wo das Schloß Mittelwalde steht, gesperrt werden. Während die Mährische Straße in der Folgezeit immer mehr an Bedeutung verlor, so daß sie heute nur noch der einheimischen Bevölkerung bekannt ist, entwickelte sich die Straße über Bobischau zu einem wichtigen Handelswege von Schlesien nach Böhmen und Mähren."

Daß der völkerverbindende Verkehr der Vorzeit an allen drei genannten Mähren-Straßen seine kulturgeschichtlichen Spuren zurückgelassen hat, ist nach den Erfahrungen, die wir am „Böhmensteig“ gemacht haben, klar. Und ich glaube auch, daß sich diese Spuren dort auch heute noch wiederfinden lassen, freilich nur unter der einen Bedingung, daß wir uns auch hier restlos von den Vorurteilen und Fabelerklärungen der bisherigen Gläzger Heimatkundler frei machen, um uns desto intensiver auf die archivalische Forschung zu verlassen, die von der gleichen Seite bisher so gründlich vernachlässigt worden ist.

33. Der Diebsweg bei Neuwaltersdorf.

Die berühmte „Duplizität der Fälle“ hat es gefügt, daß es nicht nur auf der Westseite, sondern auch auf der Ostseite des Habelschwerdter Kreises einen „Diebsweg“ gibt, auf den ich wohl nur in aller Kürze einzugehen brauche, um darzutun, daß auch für diesen die gleiche Würdigung gilt, wie ich sie jenem habe zuteil werden lassen.

1. Über den Verlauf dieses zweiten Gläzger „Diebsweges“ sind wir durch Seligers „Topographien“ eingehend unterrichtet. Denn danach kommt der genannte Weg „vom westlichen Abhange des spitzen Berges zu Wölfelsdorf in nördlicher Richtung, welche er beinahe bis nach Neuwaltersdorf behält. Er durchschneidet den Grenzweg zwischen Wölfelsdorf und Kieslingswalde oder die Hainstraße, läuft auf dem Bauerngute Nr. 20 die Anhöhe hinab bis zum Glasgrundwasser; hier fängt er an, etwas bergan fortzuschreiten, gelangt auf den Rein oder die Grenze zwischen Nr. 20 und 19, wo er wieder

etwas absinket. Auf dem Bauerngute Nr. 18 führet er über das Tiefgrundwasser, erhebet sich wieder bis zur Gickelskapelle, sinket wieder ab, durchschneidet an den Grenzen auf Nr. 18 und 17 das Fahrwasser; erhebet sich wieder auf dem Bauerngute Nr. 17 und kommt auf der Anhöhe im Bauernwege auf Nr. 16 in das Dorf. Hier läuft er durch die Wohnung auf Nr. 16, bergab über das Auenwasser auf das hölzerne Kreuze bei einer Gärtnerwohnung zwischen Nr. 12 und 13 zu; etwas nördlicher dieses Kreuzes läuft er über das Riesel, das von dem Dürren Berge herab dem Dorfbach zuilet. Er nimmt dann seine Richtung auf der Südost-Seite der Hirtenlehne nach der Kolonie Steingrund, wo er ostwärts des südwestlichsten Hauses vorbeigeht, kommt auf die herrschaftlichen Wiesen in der Kolonie, auf die hintersten Felder der Bauerngüter Nr. 12, 11, 10, 9, 8; über das Pannwitzgut, das Pannwitzflössel und gelanget bei einem hölzernen Kreuze an die Grenzen von Neuwaldersdorf."

2. Aus dieser Beschreibung ergibt sich zugleich die Bedeutung, die diesem Wege ehemals zugekommen ist. Entscheidend dabei ist nämlich, daß er von dem gleichen Wölfelsdorf seinen Ausgangspunkt nimmt, von wo aus wir die „Mährische Straße“ nach Süden haben verlaufen sehen. Während aber diese auf dem kürzesten Wege Habelschwerdt zu erreichen suchte, ließ der „Diebsweg“ die heutige Kreishauptstadt zur Linken liegen, wandte sich nach Norden, berührte Neuwaldersdorf und verließ von dort unter Umgehung des Mellings ins Bielethal nach Eisersdorf, von wo aus er Glatz erreichte. Es hat sich also bei diesem Wege bloß um eine Fortsetzung der „Mährischen Straße“ gehandelt, die, ohne den Umweg über Habelschwerdt zu machen, von Wölfelsdorf aus direkt der Hauptstadt des Landes zustrebte.

3. Über den Namen dieses Weges braucht kaum noch viel gesagt zu werden, denn er wird in genau der gleichen Weise erklärt werden müssen, wie der seines Namensvetters auf der Ostseite des Kreises, als ehemaliger „Diet-“, d. h. Volksweg. Daß die Bedeutung dieses Weges sich aber nicht nur auf die Ostseite des Neißeufers beschränkt hat, sondern daß er in der Tat in der bereits angedeuteten Weise auch mit dem großen Straßenzuge auf dem westlichen Neißeufer in Verbindung

gestanden hat, kann die Angabe von Peter (Langenau 138) beweisen, nach der der von der Urnigsmühle auf den Spitzigen Berg führende Weg auch den Namen „Böhmenweg“ geführt hat.

4. Daß im übrigen auch dieser Weg in ähnlicher Weise, wie wir das am westlichen „Böhmensteig“ haben feststellen können, seine eigenen Ausguckposten bezw. Signalstationen hatte, kann der Name der von Seliger erwähnten Gickelskapelle beweisen. Denn selbstverständlich kann nicht davon die Rede sein, mit der Erklärung von Graebisch (Gedenk. 59) diesen Namen auf den Feldherrn Montecuccoli zu beziehen, vielmehr liegt in ihm, wie das Graebisch (Hbl. 1934 S. 4) neuestens auch selber eingesehen hat, einer jener mit „gugg“ bezw. „gug“ zusammengesetzten Namen vor, wie sie sich auch anderwärts finden, besonders häufig in der Schweiz, wo schon J. L. Brandstetter (D. Geschichtsfr. 44. Bd. [1889] S. 249) folgende Deutungsmöglichkeiten für sie zusammengestellt hat: 1) „Guggen“, Dim. güggelen, heißt „sehen, aber meist ohne Objekt, also nicht unwillkürlich etwas erblicken, sondern mit absichtlicher Aufmerksamkeit schauen“. Von diesem Verbum ist das Substantiv „Guggi“ abgeleitet. 2) Guggen, auf einem Horn blasen, Feuerlärm machen. Davon kommt „Guggi“, das Horn, auch Flurname, hochgelegener Ort, ursprünglich wahrscheinlich Hochwacht, mit Feuerhorn versehen. 3) Gûgen, auf einem Horn blasen, von Feldhütern, Wächtern, Hütten, Schiffern, davon „Gugi“ und „Gugen“, das Blashorn, bedeutet auch Berg mit haubenförmigem Gipfel. Die beiden letztgenannten Verben haben also ungefähr die gleiche Bedeutung. 4) Gugel von mlat. cuculla ein Wort, das wir vom „Gugehupf“ kennen, bedeutet die Spitze eines komischen Hutes und dann einen Hügel, runden Gipfel. Es handelt sich also um mehrere, dem Sinne nach verschiedene Wortstämme, so daß im Einzelfalle neben der Topographie die mundartliche Aussprache entscheiden muß, welchem Wortstamme ein Name angehört.“ Beim Namen der „Gicklingskapelle“ kann es sich also um nichts anderes, als um die Erinnerung an einen jener Ausguckposten handeln, wie sie uns an einer anderen Glager Wegverbindung, z. B. im Namen der Wartha und der Horten, bereits begegnet sind. Im übrigen sagt es ja wohl auch gerade genug, daß an der

Glatzer Grenze bei Neudeck unmittelbar neben einem Wachauch ein Sücklings-Berg gelegen ist.

Auch der auf dem Ostufer der Neiße gelegene „Diebsweg“ wird mithin in Zukunft genau die gleiche Beurteilung finden müssen, wie ich sie dem auf dem Westufer gelegenen habe zuteil werden lassen. Und da die genannten beiden Namen für sich allein schon beweisen, daß die Namengebung auf beiden Neißeufern aus dem gleichen geistigen Milieu herausgewachsen ist, wird von vornherein damit gerechnet werden dürfen, daß dort auch noch andere Namen nachweisbar sein müssen, die dem frühgeschichtlichen Verkehr ihr Dasein zu verdanken haben.

34. Dittersbad.

Mit den vorangegangenen Feststellungen dürfte nun auch der Augenblick gekommen sein, um über das als „Fabel-Dorf“ berühmt gewordene Dittersbad den Schleier zu lüften. Seiner Geschichte und seinem Namen soll darum die folgende Untersuchung gewidmet sein.

1. Dittersbads Geschichte. — Man kann heute gar nicht mehr von Dittersbad reden, ohne auf das Genaueste festzustellen, welche Bewandnis es ehemals mit diesem „Fabel-Dorf“ gehabt hat, was es war und, was es nicht gewesen ist.

1. Daß Dittersbad niemals ein „Dorf“ gewesen ist, wie es Zimmermann, Wedekind, Volkmer, Scheuer, Klemenz und zahlreiche andere Glatzer Heimatkundler immer wieder von neuem behauptet hatten, hat erst unlängst P. Fütter (Gr. Gl. 30. Jg. [1935] S. 18) mit folgender Begründung in der überzeugendsten Weise dargetan: „Es soll von den Hussiten aus mörderischer Wut darüber, daß es ihnen nicht gelang, Habelschwerdt einzunehmen, mit Stumpf und Stiel ausgerottet worden und vom Erdboden verschwunden sein. Diese „historische“ Tatsache ist bei sehr ernsthaften Geschichtsschreibern, z. B. bei Dr. Franz Volkmer, zu lesen und taucht immer und immer wieder da und dort auf — vor kurzem erst im „Habelschwerdter Tageblatt“. — Tatsächlich hat es ein Dorf Dittersbad bei Habelschwerdt damals nicht gegeben. Die Hussiten konnten es also auch nicht zerstören, wodurch ihr Sündenregister aber nicht

wesentlich verkleinert wird. Wenn das Dorf bestanden hätte, hätten sie es vermutlich wohl nach ihrer lieben Gewohnheit in Feuer aufgehen lassen. Aber ein Dorf, was gar nicht da war, zu vernichten, brachten selbst Mordbrenner, wie die wilden Feldhner es waren, nicht fertig. In der Tat hat auch noch keiner — trotz der kühnsten Schlüsse — mit Bestimmtheit sagen können, wo denn eigentlich das arme vernichtete Dorf gestanden habe? Die meisten tippen auf das Gelände, das zu beiden Seiten des Plomnitzbaches — auf alten Karten „Fabel“ genannt — kurz vor seiner Mündung in die Neiße liegt. Dort befinden sich zur Zeit fünf Wirtschaften, die als Ausbau von Fabelschwerdt unter dem Flurnamen „Die Wieseln“ zusammengefaßt sind. Dies Gelände hat aber, soweit geschichtliche Urkunden vorliegen, stets zum Weichbild von Fabelschwerdt gehört. Es ist auch so wenig ausgedehnt, daß es gerade noch für fünf kleine Bauernwirtschaften ausreicht. Die Nachbardörfer Plomnitz und Altwaltersdorf schließen es vollständig und eng ein. Es ist also nicht zu ergründen, wo in aller Welt das angeblich zerstörte Dorf Dittersbad noch in dieser Gegend hätte Raum haben können. Also — die Geschichte von der völligen Vernichtung eines Dorfes Dittersbad bei Fabelschwerdt gehört in das Reich der Fabel, wie die Fabel-Tiere.“

2. Was Dittersbad in Wirklichkeit gewesen ist, geht klar aus der Urkunde vom 4. Juli 1319 (G. Qu. I. 37) hervor, laut der der Böhmenkönig Johann dem Fabelschwerdter Stadtvogt Jakobus Rücker, dafür daß er die Stadt mit Mauern umgeben hatte, das Gericht daselbst, sowie die Gerichte in den Dörfern Weistritz, Verlorenwasser und Dietrichsbach übergeben hat. Daraus ergibt sich nämlich, daß „Dyterichsbach“ oder „Ditterichsbach“ bezw. „Dittrichsbach“, wie sein Name in einer Urkunde vom Jahre 1397 (G. Qu. I. 279) geschrieben steht, ein Freirichtergut gewesen ist, über dessen Geschichte, Ortslage und Sonderaufgabe man sich bloß Rechenschaft zu geben braucht, wenn man über dieses „Fabel-Dorf“ zu verlässlichen historischen Anschauungen kommen will.

a) Die Geschichte dieses Freirichtergutes ist freilich bald erzählt. Daß sie in uralter Zeit ihren Anfang genommen haben muß, wird niemand mehr bestreiten können, seitdem die

„Kolonisationstheorie“, die deutsches Leben und deutsche Laute im Lande erst in der Mitte des 13. Jahrhunderts beginnen lassen wollte, für die Gläzger wissenschaftliche Geschichtsforschung endgültig abgetan ist. Daß dieses Gut in frühesten Zeiten selbständig gewesen ist, bevor es im Jahre 1319 dem Habelschwerdter Stadtoogt verliehen wurde, wird eben so wenig bewiesen zu werden brauchen, wie die Tatsache, daß es das Jahr 1400 nicht allzu lange überlebt haben kann. Denn schon in einer Urkunde vom Jahre 1421 (G. Qu. II. 111) ist von ihm als einem von der Stadt Habelschwerdt „beseffenen“ Richtergut die Rede. Eine spätere Urkundennotiz (Gr. Gl. 1935 S. 18) spricht von „einem alten abgeödeten Richtergut“, das „von alters Dittersbach gehaißen“, von dem aber nur noch der Grund und Boden und die zugehörigen Ackerstücke übrig geblieben waren, da — wie eine Habelschwerdter Chronik des 17. Jahrhunderts hinzusetzt, — „heutigest tages diese Ackerstücke theils zu Hofe zinsbar sein, und wird jetzt Neuland e genandt, und in die Stadt gehören“. Tatsächlich stehen ja auch im Urbar von 1571 (Diert. III. 65 und Gr. Gl. 1935. 18) die Namen der sechs Habelschwerdter Bürger verzeichnet, die „von einem umb die Stadt gelegenen Richtergute zinsen“ mußten und auch im Urbar vom Jahre 1631 (St. A. Br.: Rep. 23 I. 16 i fol 2) sind Acker „aus dem alten Richtergut des Krotten Pfuels“ angeführt. Es ist aber kein Zweifel, daß auch damit nur Dittersbach gemeint gewesen sein kann, weil das Urbar vom Jahre 1644 (Urk. V. f. Hkde. fol. 2) die Eintragung aufweist: „Zinnß von etlichen stückhen ackers herrürent aus einem abgegangenen richter guet (durchstrichen: „genennt der Krotten Pfuel“ und statt dessen eingetragen) nder Habelschwerdt“. Als Zinszahler sind dabei aufgeführt: Paul Gebbert; Michel Fritsche; Christoph Klimeschke; Caspar Vogt; Adam Fölgmer; Hanns Peshke und Merten Knappe.

b) Besonders bedeutsam ist weiterhin die Ortslage dieses eingegangenen Freirichtergutes an der Neißebrücke am westlichen Abfall des heutigen Florianberges bei Habelschwerdt. Denn damit lag es an dem wichtigen Punkte, an dem die alte „Mährische Straße“ ins Tal der Neiße mündete und den auch der Straßenzug berührte, der von Bobischau über Herzogswalde

längs des Neißetals verlief. Damit aber ist klar, daß dieses Freirichtergut bloß dieser seiner charakteristischen Lage seine Existenz zu verdanken gehabt haben kann und daß sich auch die Aufgaben, die es ehemals zu erfüllen gehabt hat, aus dieser Lage ergeben haben müssen.

c) In der Tat können die Aufgaben, die dieses Freirichtergut an jener Stelle zu erfüllen hatte, nur durch den genannten Straßenzug bedingt gewesen sein und in der Erhebung des in frühesten Zeiten schon üblich gewesenen Straßenzolls bestanden haben.

Daß auch anderwärts im Glatzer Lande der Zoll von Freirichtern erhoben worden ist, wird durch das Glatzer Urbar vom Jahre 1571 für Seitenberg und durch das Landecker Urbar vom Jahre 1614 (fol. 190) für Meyersdorf überliefert. Und daß auch anderwärts zu Zwecken der Zollerhebung Freirichtergüter angesetzt worden sind, zu denen kein eigentliches „Dorf“ gehört hat, dürfte durch das bei Königshain gelegene Gut Bremendorf bezw. das Freirichtergut „zum Protendorf“ bei Reinerz dargetan werden, die ja beide in unmittelbarer Nähe der Grenze bei zwei wichtigen Gebirgspässen gelegen waren.

Schon im 14. Jahrhundert hat sich dann die strenge Praxis des Straßenzolles gelockert, indem die Landesherren den Zoll verkauften oder verschenkten. Den Zoll in Widistadt und im Grulich Gebirge z. B. hat schon Karl IV. im Jahre 1367 an Cenek von Pottenstein vergeben. Und vorher bereits hatten die Herzöge Bernhard, Heinrich und Bolko den Schweidnitzer Zoll, der bisher in Schweidnitz, Reichenbach, Frankenstein, Wartha, Strehlen, Kanth und Wansow erhoben worden war, den Städten Breslau und Schweidnitz verkauft und unter dem 31. Oktober 1310 dazu bestimmt, daß alle Fußgänger zollfrei sein sollten, außer denen, die die genannten Orte mit Karren (carrucis) und Kaufmannsgut von mehr als zehn Mark passieren. Und von dem gleichen Gesichtspunkt aus wird man auch die Übertragung des Richtergutes Dittersbad im Jahre 1319 an den Habelschwerdter Vogt beurteilen müssen. Wohl hat es auch nach dieser Zeit in Dittersbad einen Freirichter gegeben, denn noch in der Vereinbarung, die der Glatzer

Landeshauptmann im April 1397 (G. Qu. I. 278) mit dem Dogt und den Schöppen der Stadt getroffen hat, heißt es ausdrücklich: „Auch erkenne wir und sprechen, das dy gericht e zu der Wyestricz, und e zu Ditterichsbach des foytis seyn und sal dy behalden, und der foyt sal in denselben dorffern richter setzen mit der stad rot“. Und wohl ist auch der Zoll über diese Zeit hinaus noch landesherrliches Gefälle geblieben, da es noch im Urbar von 1534 heißt: „Auch ist ein zoll allda [zu Habelschwerdt], den schickt der Dogt gen Hof, von je 1 Pferd, Ochsen, Kuh, Schwein, das durchgetrieben wird, wie in Glasz, 4 Heller“. Dennoch hatte schon damals jene Entwicklung eingesetzt, die darin gegipfelt hat, daß schließlich der Zoll ganz an die Stadt Habelschwerdt gefallen ist: im Jahre 1571 zunächst nur pachtweise, am 16. Oktober 1586 aber ganz, da ihn Rudolf II. an diesem Tage der Stadt verkaufte (Volkmer 62. Linde 33). Am 15. Januar 1629 hat dann die Krone der Stadt das Zollrecht erneut bestätigt, so daß das Urbar vom Jahre 1644 berichten konnte: „Zohl und Meelmül mit all derselben ein- und zugehörung seindt von der Kay. Maj. der Stadt Habelschwerdt vermög darüber habenden Kaufbrief erblich verkaufft unnd haben die bestanntgelder schon Anno 1586 dauon zu geben, aufgehört.“

Der tiefste Grund aber, der Dittersbachs Niedergang am meisten beschleunigt hat, dürfte der gewesen sein, daß inzwischen der neue Weg durch das Neißetal längst die alte „Mährische Straße“ überflügelt hatte, denn Zollstation auf diesem Wege ist nach der Urkunde vom Sonnabend vor Palmarum 1538 Mittelwalde gewesen.

II. Dittersbachs Name. — Ihre ich nun nicht, dann beginnt jetzt auch bereits der Name Dittersbach ganz von selbst zu reden, nachdem er uns aus dem für seine Entstehung maßgebend gewesenen geschichtlichen und topographischen Rahmen ins Auge schaut. Denn daß im Namen dieses alten Richtergutes irgend ein obskurer Dietrich die Spuren seines fiktiven Erdenwallens verewigt haben könnte, lohnt sich nicht mehr zu widerlegen, da es sich nach der feststehenden Regel der ältesten Glager Ortsnamengebung auch in diesem Falle bloß um eine topographische Bezeichnung handeln kann.

1. Aus der ersten Silbe dieses Namens spricht auch in diesem Falle das gleiche alte deutsche Wort: Diet, w., ahd. diota, deota, thiota, mhd. diet, d. i.: Volk, das wir ja inzwischen bereits auf beiden Reifeufnern in den Namen der beiden „Diebssteige“ haben feststellen können. Nach Grimm (W. B. 2. 11444) kommt es noch im 13. Jahrhundert häufig vor, während es im 14. und 15. bereits selten ist. So steckt es in Eigennamen wie Dietfurt, Dietmar und Dietrich, und in Ortsnamen, wie Dietingen, Dietkirchen und Dietweiler. Und da eine „Dietberge“ eine Herberge gewesen ist, ergibt sich von selber, weshalb dieses Stammwort so oft in Bezeichnungen von Wegen, Straßen und Furten nachweisbar ist.

So ist Dietfurt, Ober- und Unter-, im bayrischen Bezirk Eggendorf, zum Jahre 1429 als Dyetfurt genannt, Dietfurt im Kreise Weissenburg erscheint nach J. Miedel (Weiß. Heimatb. I. [1923] S. 9) schon 802 als „Theotfurt“, d. i. „Volks-“ bezw. öffentliche Furt am uralten Altmühlübergang. Dietfurt im O. A. Sigmaringen erscheint im Jahre 1230 als Dietfurde. Dietfurt bei Quedlinburg heißt im Jahre 974 Deotfurd und auch Dietfurd a. d. Thur wird schon zum Jahre 1090 angeführt. Eine Dietprucca in Bayern wird zum Jahre 1056 erwähnt (M. B. VII. 90) und auch in Speyer gibt es eine solche neben einer „Diebsstraße“. Ganz besonders deutlich aber dürfte der Sinn dieser Bezeichnungen im Namen Dietfurt im Bezirk Braunau zum Ausdruck gekommen sein, da er im Jahre 1352 in der Wendung erscheint: „dey steg daz Dietfurt, dy über dy Matich ligent“.

2. In der zweiten Silbe steckt nicht minder unverkennbar das Stammwort „rich“ bezw. „reich“ und wenn man dieses Wort in seinem ursprünglichen Sinne faßt und mit der ersten Silbe in Verbindung bringt, dann ergibt sich der Begriff „volkreich“, den man bei einer vielbegangenen Auslandsstraße, wie es die „Mährische“ ehemals gewesen ist, nicht besonders zu erklären braucht.

3. Was zuletzt das Grundwort „bach“ betrifft, so hat bereits W. Arnold (Anf. u. Wand. 313) außer einem hohen Alter eine Sonderbedeutung in ihm erblickt, denn er hat es, wie folgt, gewürdigt: „Ein allgemein verbreitetes Wort,

das vielleicht mit Ausnahme der Alemannen und Baiern, von Haus aus allen Stämmen eigen war, in Hessen aber wie es scheint seit dem 5. Jahrhundert recht in Aufnahme kam und allmählich die ältern Synonyma affa und aha verdrängte. Doch sind auch die Namen auf badj 3. Th. sehr alte... Die meisten unserer Namen mögen in der Zeit vom 5. bis zum 8. Jahrhundert entstanden sein... Es ist nicht unmöglich, daß affa und aha das Wasser schlechthin bezeichneten, bei badj aber ein engerer Begriff und vielleicht auch die Nutzbarkeit für den Menschen mehr zur Geltung kam." Daß ihn diese Vermutung nicht getroffen hat, hat inzwischen Prinzing (Mitt. d. Ver. f. Salz. Lkde. 38. Jg. [1898] S. 257 ff. u. 40. Jg, [1900] S. 11 ff.) durch die Feststellung dargetan, daß „badj“ in älterer Zeit, speziell im deutschen Süden, auch schlechthin als Bezeichnung für „Tal“ gebraucht worden ist.

So aber aufgefaßt und erklärt stellt sich der Name des ehemaligen Freirichtergutes Dittersbadj bei Habelschwerdt geradezu als eine sprachliche Bestätigung der Geschichte dieses sagenumwobenen „Fabel-Dorfes“ dar. Und geradezu wie ein Beweis ihrer Richtigkeit nimmt sich die Feststellung von E. Sandbach (O. N. i. Schöngengst in: Slavica 6. Jg. [1922] S. 91) aus, daß an der Bezirkstraße, die Altstadt mit Dittersdorf in Mähren verbindet, Gehöfte liegen, die zu der früheren Gemeinde „die Gasse“ (Platea) gehört haben, wozu dann auch noch E. Schwarz (ZONF. V. 118) die interessante Angabe machen konnte, daß für dieses Dorf, das im Jahre 1321 als Dittrichsdorff erscheint, im Jahre 1464 der Name Mosteczna auftritt, der soviel wie „Brückendorf“ bedeutet.

Wohl die merkwürdigste Fabel aber, die über dieses vielgenannte Glazer „Fabel-Dorf“ aufgebracht worden ist, geht auf Klemenz zurück, der diesem Dittersbadj dadurch auch noch jede Glazer Heimatberechtigung abgesprochen hat, daß er seinen Namen aus der Gegend von Löbau in Sachsen übertragen sein ließ, obwohl es Dörfer gleichen Namens auch anderswo, speziell in Schlesien, in solcher Menge gibt, daß man an kein Ende käme, wenn man sie alle aufzählen wollte. Damit allein ist klar, daß auch in diesen Namen nicht alle Dietriche waschecht sein können, mit denen man sie zur Zeit noch in Verbindung bringt.

Der Weg, ihr Nationale zu untersuchen, ist gewiesen. Je kritischer die Prüfung ist, desto mehr wird sich zeigen, daß es auch anderwärts „dietreiche“ Wege und Furten gegeben hat.

35. Der Weisbrodt.

Nur einen Katzenprung von der Stelle entfernt, an der vordem das „Fabel-Dorf“ Dittersbach gelegen hat, drängt sich eine kleine Siedelung derart hart an den vereinigten Zug der „Mährischen“ und der Neißetal-Straße heran, daß es in diesem Zusammenhange gar nicht übersehen werden kann, nämlich: Der Weisbrodt. Wenn ich auch seinen Namen hier zur Sprache bringe, so geschieht es, weil ich in der Lage bin, die bereits früher darüber gemachten Angaben (Fabeln I/II S. 171 ff.) abschließend zu ergänzen.

1. Die bisherige Glatzer Namenkunde hat sich an diesem Namen mit einer doppelten Deutung versucht.

a) Zunächst hatte Klemen z (Diert. VI. 297) selbst in diesem Namen tschechische Urgeschichte gewittert, da er ihn den Wortbildungen beigezählt hat, „in welchen an einen mehr oder weniger als slavisch sich kundgebenden Stamm (I) ein deutsches Appellativum getreten ist“. Danach sollte dann zu gelten haben: „brod von brody Furt, also weiße Furt“.

b) Später hat sich Klemen z (O. N. 55) zu der schon von Kögler (Diert. VIII. 227) und zur Zeit auch noch von Graebisch (Gedenk. 61 u. Hbl. 1935 S. 133) vertretenen Anschauung bekannt, daß in der genannten Bezeichnung ein Personen-Namen enthalten sei.

Daß sowohl der eine wie der andere Deutungsversuch als ernste wissenschaftliche Erklärung nicht in Frage kommen kann, dürfte nachgerade für jeden Einsichtigen klar zu Tage liegen.

2. Aus der Ortsgeschichte ist uns nämlich eine dreifache Tatsache bekannt:

a) Einmal, daß der heutige Weisbrodt aus einem früheren Dorwerk entstanden ist, das ursprünglich zu Wölfelsdorf gehört hat und ein Freigut war. Denn also heißt es in dem Urbar von 1631 (St. A. Breslau: Rep. 23 I 16 i fol. 319): „Weißbrodt ist ein Freiguet, unnd hat allezeit zu dem Richter-

stande gehöret und unter dieselben Privilegien... Vor alters unnd als die Habelschwerdter Teiche noch zue dem Schloß Glatz der Obrigkeit zugehöret, haben von diesem Guete zwo Fuhren Fische gen Glatz geführt werden müssen."

b) Des weiteren begibt sich, daß der Name „der Weisbrodt“ nicht erst aufgekommen ist, als im Jahre 1419 ein Hans Weisbrod dieses Gut erworben hat, sondern erheblich älter ist, da nach Stifried (II. 90) Konrad von Gloubos bereits im Jahre 1359 (nach Rep. 23 II 5e fol. 92 ist es 1357 gewesen) sein Gut Weisbrod dem Bürger Heinrich von Habelschwerdt verkauft hat.

c) Drittens, kann kein Zweifel daran bestehen, daß der Name des heutigen Dorfes einen alten Flurnamen darstellt, da er die Konstruktion mit dem Artikel führt.

Die gegenteilige Behauptung von Graebisch (Hbl. 1935 S. 133), daß der Name den Artikel nicht führen soll, verrät nicht nur Mangel an archivalischer Forschung, sondern auch Unkenntnis der gedruckten Literatur. Denn bereits v. Wiese (Freirichter 278) hat festgestellt, daß der Name im Jahre 1418 „der Weisbrod“ gelautet hat und auch Kögler (Diert. VIII. 277) hat verzeichnet, daß im Jahre 1475 Frau Schofrichterin „den Weißbrod“ verkauft habe. Desgleichen wird in der Verkaufsurkunde von 1471 (St. A. Br.: Rep. 23 II 5e fol. 92) „das Dorwerk und Erbe, der Weißbrodt genannt“ angeführt, weiter ist 1534 „vom Weißbrodt“ die Rede, 1558 heißt es „zum Weißbrodt“ und 1580 „aufm Weysbrodt“.

3. Dazu tritt das Argument aus der Topographie, sowohl des Dorfes, wie des ehemaligen Freiguts, aus dem es im Laufe der Zeit herausgewachsen ist.

a) Das heutige Dorf grenzt nach Seliger „gegen Westen an die Neisse, gegen Südwesten an die Wölfelsbad, gegen Süden an die Acker des Bauers von Nr. 57 zu Wölfelsdorf, gegen Südosten an die hintersten oder östlichen Acker eben dieses Bauers, gegen Osten an den Fahrweg, der auf der Nordseite von Wölfelsdorf nach Habelschwerdt führt, und an Plomnitz; gegen Norden an die südlichen Dorwerke von Habelschwerdt, insbesondere jenes, das der Pätzig genannt wird; und gegen Nordosten an die Wiesen eben dieser Dorwerke von Habelschwerdt“.

b) Noch viel ausschlaggebender aber ist die Lage des frühgeschichtlichen Freigutes, das nach der Urkunde von 1357 „Richtergut ist“, denn diese ist in den archivalischen Quellen jeweils mit besonderer Betonung hervorgehoben. So bekennt der „fromme Mann“ Jung Hensell am 13. Juni 1391, daß er sein Dorwerk und Erbe am Ende von Wölfelsdorf gegen Habelschwerdt dem Hannus Tyl erblich verkauft habe (G. Qu. I. 260). Am 30. Juni 1397 bekennt Konrad von Glubos, daß er „sein Dorwerk zu Welfelsdorf gelegen do neden am Ende, das Richter Gut ist und auch mit den Richtern dient, dem Erbern Junge Heintich, Purgern zu Habelschwerdt verkauft“ habe (I. 284). Am 13. März 1400 setzt Hans, Richter zu Eberhartsdorf, sein Gericht „zur Gewär“ für das Erbe zu Wölfelsdorf am Ende wegen Henzel Helwigs Sohn, der ausländisch ist (I. 301). Am 9. Juli 1400 verreichet Ketlin, Jockel Schwentigers Tochter, das Dorwerk zu Wölfelsdorf am Ende, 18 Ruten haltend, dem Ehrbaren Gerge vom Zande, Bürger zu Habelschwerdt (I. 303). Am 16. Mai 1419 verkauft Nickel von dem Sande das Dorwerk zu Wolfelsdorff, „niden an dem Ende“, an Hans Weißbrot (G. Qu. II. 101). Im Jahre 1442 versetzt Hannus Schöffrichter eine Wiese am Ende von Wölfelsdorf, die dem verstorbenen Weisbrot gehört hat (II. 205). Am 11. Januar 1465 bekennen die Ratmänner von Neisse, daß Niclas Tawdjan an Stelle seiner Frau Dorothea und ihr Sohn Michel bekundet haben, wie sie dem Hannus Bedirmann von Altwaltersdorf den Anteil der Frau Dorothea an dem Dorwerk zu Wölfelsdorf unten am Ende, das früher Weisbrot besessen, verkauft haben (II. 276). Am 20. Februar 1471 bekennt Frau Dorothea Schöffrichterin, daß ihr die Gebrüder Bidermann das Dorwerk, den „Weißbrodt“ genannt: 21 Ruthen Richtergutes, zu Wölfelsdorf am Ende gegen Habelschwerdt zu gelegen, vollständig bezahlt haben (II. 222). Am 22. September 1475 beweist Frau Dorothea Schöffrichterin vor den Gläzer Schöppen, daß sie das Gut, „den weisbrot“, gekauft und bezahlt hat (II. 348).

4. Die sprachliche Deutung vermag nun in der augenfälligsten Weise darzutun, wie nahe bisher im Gläzer Lande die Wahrheit mitunter „am Wege“ gelegen hat und wie

krampfhaft die bisherigen Sprachmeister der Heimat vor ihr die Augen verschlossen haben. Denn es ergibt sich folgende Namenszusammenfügung:

a) Als Grundwort steckt in ihm das Stammwort „Brod“, das sich insofern haarstarr mit meinen ortstopographischen Feststellungen deckt, als es nach Buck (S. 37) so viel wie „Bord“, d. i. „Rand“ bedeutet, mithin einwandfrei auf die Lage des aus einem Randgut entstandenen Dorfes zugeschnitten ist.

b) Als Bestimmungswort kann dann aber gar nichts anderes als das Stammwort „Weichs, Wiedhs = weis, ahd. wihs, Lehnwort aus lat. vicus = Dorf“ (Eberl 133) in Frage kommen. Schon Schmeller (II. 841 u. 1024) hatte auf dieses Wort verwiesen und neuerdings hat E. Schwarz (ZONF. I. 51) dazu festgestellt, daß *wihs, Flecken, Dorf, nur in Ortsnamen vorkommt, wohl aber im Gotischen als „weihs“ noch belegt ist. „Die Ortsnamen auf wihs dürfen, da das Wort früh ausgestorben ist, bei den Bayern und Alemannen in die Landnahmezeit versetzt werden.“ Unverkennbar genug hat es, speziell in Bayern, seine namenbildende Wirkung ausgeübt, wie folgende Beispiele beweisen: Weichs bei Dachau, 807 Wihs; Weichs bei Mallersdorf, ca. 1148 ebenso; Noderwiedhs bei Aibling, 765 Unihse; Totenweis, 11. Jahrhundert Tettinwich, 1177 Tattenwis; Enzenweis, B. A. Lindau, 1067 Enzenwis; Schwäbelweis, 821 Suabilwis, 11. Jahrhundert Suebèlwise und Weisham, 927 Uuisheim.

5. Diese neue Deutung läßt sich durch analoge Wortbildungen aus der deutschen Namengebung ja auch ausreichend erhärten.

a) Zunächst durch Namen, wie Böhmisches-Brod, denn auch hier ist ehemals der Artikel mit dem Namen verbunden gewesen, da es heißt: 1428 Kegin dem Behmischen Brode (Script. rer. sil. VI. 107). Ferner Ungarisches-Brod, von dem es im 15. Jahrhundert heißt: „unde besaczten den Ungerischen Brode“ (Ebd. XII. 1).

b) Ein weiteres Beispiel dazu bietet uns die Grafschaft Glatz im Namen des ehemaligen Freireichergutes Protendorf, dessen Name gleichfalls als Flurbezeichnung entstanden war

und deshalb den Artikel geführt hat (1631 im Protendorf). Auch dieses Freirichtergut ist ehemals „am Rande“ des Reinerzer Stadtgebiets entstanden und war nach dem Kaufbrief vom 28. Februar 1682 „von uralten Zeiten zum Städtel Reinerz gehörig, auch mit der Contribution anhero verbunden“. Der Name des Protendorfs aber hat genau die gleiche Wortbildung, wie der des Weisbrodts dargestellt, nur in umgekehrter Zusammenlegung und statt des alten Stammworts „weis“ das Grundwort „dorf“ enthalten. Und da das genannte Richtergut ehemals mit der Aufgabe der Zollerhebung am Hummel betraut gewesen ist, ist damit ein guter Anhaltspunkt auch für die Beurteilung der Aufgaben gegeben, die das Freigut „Der Weisbrodt“ in früheren Zeiten zu erfüllen hatte.

c) Auf diese Aufgabe dürften ja auch zwei Flurnamen nachdrücklich genug verweisen, die unmittelbar beim Weisbrodt noch heute am Saume des alten Straßenzuges haften, nämlich die Namen Röhberg und Röherrand. Findet sich doch auch in Böhmen ein Röhrenbach, ferner ein Böhmisches-Röhren am Prachatitzer, ein Röhrenberg am Winterberger und ein Hohentröhler am Bergreichensteiner Straßenzuge. Nach E. Schwarz (S. Qu. 94) aber weisen alle diese Namen „auf die Wasserbehälter mit Röhrenleitungen zurück, die die Säumer für ihre Tiere an den Saumwegen angelegt hatten“, so daß man kaum irren gehen kann, wenn man auch die Entstehung des Freiguts „Der Weisbrodt“ in der Umgebung von Wölfelsdorf „do nedn am Ende“ mit dem mittelalterlichen Verkehr auf der „Mährischen“ bezw. der Neißetalstraße in Verbindung bringt und von diesem Gesichtspunkt aus diese bisher so schlimm verkannte Bezeichnung als einen Wegenamen im weiteren Sinn erklärt. Im übrigen ist ja der frühgeschichtliche Verkehr beim Weisbrodt durch den Fund einer römischen Bronzemünze aus der Zeit des Kaisers Vespasian (69—79 n. Chr.) in einer Weise erhärtet, daß jeder Zweifel ausgeschlossen ist.

Der Weisbrodt ist also nichts anderes als die Gründung „do nedn an dem Ende“ von Wölfelsdorf und, wenn jetzt die Bewohner der kleinen Ortschaft von dieser neuen Deutung lesen, dann werden sie wohl über den „mehr oder weniger als

slawisch sich kundgebenden Stamm", der ehemals aus dem Namen ihres Dörfleins eine halbslawische „weiße Furt“ gemacht haben sollte, ein Schmunzeln nicht unterdrücken können.

36. Lauterbad.

Wenn wir die „Mährische Straße“ durch das Tal der Wölfel und von dort in ihrem südlichen Verlaufe weiter bis zur Landesgrenze verfolgen, kommen wir in die Gegend des Gläserberges, wo nach unseren archivalischen Feststellungen diese uralte Straßenbezeichnung besonders nachhaltig mit dem Boden der Landschaft verknüpft gewesen ist. Diese selber aber hat mir gelegentlich einer Studienreise im Sommer 1937, bei der ich meinen Freund Neugebauer als Führer an meiner Seite hatte, ihr wahres Gesicht gezeigt und, wie sich dabei auch das alte Ammenmärchen, daß Lauterbad in seinem Namen mit „lauterem Badwasser“ getauft worden sein sollte, in Wohlgefallen aufgelöst hat, will ich zum Dank dafür in den folgenden Zeilen zur Darstellung bringen.

1. Die bisherige Erklärung, mit der insbesondere Klemenz (O. N. 48) diesem im Jahre 1358 als Lutirbad, 1360 als Lauterbad, 1396 als Lutherbad, dann als Lauterbad (mundartlich: „Lotterbad“) überlieferten Gläser Dorfnamen gerecht zu werden glaubte, hat nach einer doppelten Richtung daneben gegriffen:

a) Sprachlich hat sie Lauterbad als „Dorf am Lauterbad“ von mhd. *lâter* = *lauter*, *klar*“ ausgegeben und damit einer derart banalen Allerweltserklärung das Wort geredet, daß sie sich für den Eingeweihten schon auf den ersten Blick als populäre Volksetymologie von „lauterem“ Wasser zu erkennen gibt. Der feine Differenzierungssinn, mit dem, wie wir zur Genüge bereits haben feststellen können, die Gläser frühgermanische Bevölkerung den Stätten und Orten, an denen sie siedelte, ihre Bezeichnungen beigelegt hat, läßt es von vornherein als ausgeschlossen erscheinen, daß sie sich in diesem Falle mit einem derartigen Gemeinplatz zufrieden gegeben haben könnte. Denn schließlich führen alle Gebirgsbäche lauterer Wasser, was ja in diesem Falle auch noch dadurch besonders

unterstrichen wird, daß nach der Urkunde von 1616 (Li. 128) Lauterbad sogar „zwei Wasser, die beiden Lauterbäche genannt,“ sein eigen nennt. Dazu kommt, daß die Flußnamen des Glazter Landes überhaupt keine selbständigen Flußbezeichnungen darstellen, sondern im eigentlichen Sinne Landschafts- bzw. Geländebezeichnungen darstellen, die vom Boden hergenommen sind. Und daß dem Bestimmungswort „lauter“ auch noch ein anderer Sinn zu Grunde liegen kann, können Namen, wie Lauterburg im Unter-Elfaß, und Lauterberg im Harz, beweisen, da sowohl der eine, wie der andere nicht gut mit „hellem, lauterem Wasser“ etwas zu tun gehabt haben kann.

b) Genau so abwegig war aber auch die Art, wie Klemenz diesen Namen besiedelungsgeschichtlich auszuwerten suchte. Denn seine Erklärung krönte er mit dem Satze, daß auch derart allgemein verbreitete Namen aus dem Westen übertragen sein können und diese „Annahme“ allein genügte ihm, um in seinem imaginären Übertragungskalender (O. N. 76) dem Glazter Namen zwei gleichnamige Orte bei Bautzen und Meissen an die Seite zu stellen. Danach aber sollte auch Lauterbad ein „Kolonialname“ sein ohne jede Heimatberechtigung im Glazter Land und ohne jede innere Beziehung zu dem Boden, auf dem er ehemals entstanden ist.

2. Werfen wir demgegenüber zuerst einen Blick auf die Ortsgeschichte, so finden wir, daß Lutirbad erstmals erwähnt ist in der Erbteilung der Gebrüder Glubos vom „Suntage nach sente Michelstag“ (30. September 1358). Dort erscheint es unter anderem neben einem „aldin“ und einem „newin“ Ebichartsdorf. Das ist aus einem doppelten Grunde wichtig, denn:

a) Einmal geht daraus hervor, daß uns schon beim Beginn der Urkundenzeit im Lauterbacher Gebiet zwei verschiedene Schichten von Namen von ungleichem Alter begegnen, die ganz zweifellos zwei verschiedenen Besiedelungszeiten angehören.

b) Daß die ältere dieser beiden Namensschichten bereits in eine sehr frühe Zeit zurückgehen muß, vermag der Name Ebichartsdorf zu beweisen, wie wir das noch sehen werden. Und da nun Lauterbad in dem Gebiete liegt, das die

uralte „Mährische Straße“ am unmittelbarsten berührt hat, kann gar kein Zweifel daran bestehen, daß der Name Lauterbadj bloß der ältesten der genannten Namensdichten zugerechnet werden kann.

3. Aus der Topographie drängen sich dazu die folgenden weiteren Wahrnehmungen auf:

a) Zunächst kann Lauterbadj nur auf ehemaligem Waldboden entstanden sein und daß dieser zu einem guten Teile aus Sumpfgelände bestanden haben muß, können noch heute die zahlreichen Flurbezeichnungen beweisen, von denen viele mit dem ahd. Stammwort „loh“ zusammen gesetzt sind, so z. B.: s' Heidlerloch, Hellaloch, Krohaloch, Gabelloch, 's Taubeloch, Neuglerloch, Grootwell-loch, Uttaloch, 's Kleppelloch, Gronda-Loch und Beenjdj-loch. Und daß es sich dabei vielfach auch um Sumpfwald gehandelt haben muß, wird noch heute durch folgende Flurnamen dargetan: Binnsaife, Bornweese, Blaidjteidj, Beutateidj, Boartschwossala, Dreigräben, Grondagroaba, Grenzgroaba, der griene Groaba, Graanzwosser, Grondwasser, der Hirschenborn, Hooweteidje, Härjdjboad, Hirschenbaden, Heetschteidj, der Insel, Klippelwaig, Krookwassala, 's kahle Wosser, die Luusche (Wasserloch), der Laididj (unfruchtbarer Strich mit viel Wasserlattich), Mettelwosser, Ochsa-teidjvärtel, Ochsa-teidjhang, der Pflaumepappe (nasser Wald, hieß früher Jungfernloch), Pronsdjwaig (nasser, pransdjer Weg), Poabelteidjla, Pfarreteidje, Reihaflössel, Räumerswosser, Konfergroaba, Tränkweese (nasse Wiese), Tootagtaabla, Zeskawosser, Kohlgrundwassala.

b) Des weiteren kann kein Zweifel daran bestehen, daß es sich bei diesem Gebiete um einen Teil des großen Grenzwaldes gehandelt hat, der an dieser Stelle eine uralte Grenzzone gebildet hat. Von diesem Grenzwalde ist ja bereits wiederholt die Rede gewesen und tatsächlich haben sich ja auch gerade hier Flurnamen mehr als genug erhalten, die noch heute die bedeutame Rolle verraten, die dieser Wald einst gespielt haben muß.

c) Ausschlaggebend dabei aber ist, daß durch diesen Wald seit den ältesten Zeiten bereits eine wichtige Verkehrsverbindung geführt und daß bei dieser gerade das heutige

Lauterbadh eine Art Eingangspforte ins Gläzer Land gebildet hat. Gerade bei dem genannten Dorfe stieß nämlich dieser Weg auf einen Gebirgszug, der mit dem 806 Meter hohen Steinrücken und dem 795 Meter hohen Gläserberg geradezu eine unpässierbare Barriere gebildet und damit die „Mährische Straße“ dazu gezwungen hat, dieses Hindernis in einem großen Bogen zu umgehen, um die Grenze zu erreichen. Heute freilich ist Lauterbadh durch die Feldfluren von Thannndorf, Neißbadh und Schreibenddorf von der Grenze getrennt, früher aber ist es — und das können heute noch die unmittelbar auf der Grenze gelegenen „Lauterbadher Felsen“ beweisen — der Ort gewesen, bei dem die genannte Straße auf die erste Gläzer Dorfsiedelung gestoßen ist. Da mithin das Dorf geradezu eine Art von Eingangstor ins Gläzer Land gebildet hat, ist klar, daß dieser sein Charakter auch in seiner Geschichte und seinem Namen irgendwie zum Ausdruck gekommen sein muß. Drei Einzeltatsachen scheinen mit das auch wirksam zu erhärten.

Erstens leben in den Namen des Geisterstaiges und des Grulichstaigla noch heute zwei Flurnamen in der Lauterbadher Gegend fort, die deutlich auf den hier herrschenden Grenzverkehr verweisen. Und da auf diesen und ähnlichen Grenzsteigen im Schneegebirge immer schon auch der Schmuggel sein Wesen getrieben hat, darf ich bei dieser Gelegenheit vielleicht auf die interessante Stellungnahme verweisen, die Friedrich d. Gr. eingenommen hat, als die Österreicher allenthalben an den Gläzer Grenzen durch die Aufstellung von Husarenpatrouillen, speziell den Leinwand schmuggel zu unterbinden suchten. Denn im April 1776 schrieb er dem Minister Hoym: „Was die Klagen der Gläzer Fabrikanten betrifft, so sollte glauben, daß sie noch Gelegenheit hätten, durch das Gebirge nach der Seite gegen Mähren zu immer was durchzubringen. Es gibt ja in der Gegend so viel Holz- und Schleichwege, die unmöglich alle so besetzt werden können; sie müssen sich nur bemühen, um den nächsten Orth, etwa zu Nachod oder sonsten ihre Waaren abzusetzen. Ihr werdet daher wohl sehen, wie ihr den Leuten darunter einige Anweisung gebet, damit der Schleichhandel nicht gänzlich darnieder liegt.“

Zweitens wird die Tatsache, daß Lauterbad in diesem Teile des Glazier Landes geradezu den Charakter eines „Eingangstors“ gehabt hat, durch eine Nachricht ins rechte Licht gestellt, die Seliger in seinen „Topographien“ ums Jahr 1800, wie folgt, verzeichnet hat: „Ostwärts der oberen Mühle ist noch ein großer Stein vorhanden, der in der Mitte ausgehöhlet ist. Hierinn ist nach dem Berichte der ältesten Bewohner ein Thor befestiget gewesen, durch welches die Bewohner ihr Vieh bei der Ankunft der Schweden nach den Waldungen getrieben. Es soll, wie alte Leute erzählen, den Ruf: Busch ein gut gekannt und sich mit Schnelligkeit durch das Thor in den Wald gezogen haben.“ Es mag zwar sein, daß dieses „Tor“ erst eine spätere und damit rein örtliche Einrichtung gewesen ist, aber auch das vermöchte meine Beweisführung nicht zu stören.

Drittens. Noch heute existiert nämlich im Süden der erst lange nach der Gründung Lauterbachs entstandenen Neundorfer Gemarkung, nicht allzu weit von Lauterbad ein bedeutamer Flurname, der fraglos auf sehr frühe Zeit zurückgeht und mit klassischer Kürze und durchschlagendem Erfolge die letzte Entscheidung bringt. Ich habe ihn bereits erwähnt. Er heißt: „Am Schneller“. Daß es sich bei dieser Einrichtung um einen bloßen Dorffetter bezw. Dorfzaun gehandelt haben könnte, ist völlig ausgeschlossen, zumal da gerade auf der Neundorfer Dorfflur auch noch die Bezeichnung „Am Dorfriegel“ haftet, die deutlich zeigt, daß es sich bei dieser um eine örtliche, bei jener um eine fiskalische Einrichtung gehandelt hat.

Wir haben also an zwei besonders bedeutsamen Stellen des Landes, an den Säumen zweier uralter Auslandsstraßen zwei Mal die Bezeichnung „Schneller“ gefunden. Was sie bedeutet, ist uns aus dem Namen des „Snellinsteynes“ bereits klar geworden. Es mag darum die Feststellung genügen, daß der „Schneller“ bei Lauterbad auf die gleiche frühe Entwicklungszeit zurück verweist, wie der „Schneller“, der noch heute im Namen des „Snellinsteyns“ steckt. Wenn wir aber in zwei verschiedenen Grenzlandchaften des Glazier Gebietes und an zwei so wichtigen Verkehrslinien, wie es der

„Böhmensteig“ und die „Mährische Straße“ in frühgeschichtlicher Zeit schon gewesen sind, auf diese gleiche Bezeichnung stoßen, dann stellt das den unwiderleglichen Beweis dafür dar, daß auch Lauterbad mit seinem Namen und seiner Geschichte ebenso ausgesprochen aus dem Milieu der frühgeschichtlichen Verkehrs- geschichte herausgewachsen sein muß, wie das beim Snellin- steyn der Fall gewesen ist.

4. Um trotz allem nichts zu versäumen und um restlos sicher zu gehen, ziehe ich auch noch das Argument aus der deutschen Ortsnamengebung zu Rate. Folgende Bei- spiele dürften genügen:

a) Zunächst halte ich auch in diesem Falle wieder Umschau im mainfränkischen Gebiet des ehemaligen Fürstentums Bayreuth. Dort stoße ich auf ein untergegangenes Dorf Lauterbad, das ehemals im Bezirk Naila und zwar un- mittelbar neben Burg Schauenstein (1388 zu dem Schauenstein) gelegen hat, deren Name von ahd. *scouwa*, mhd. *schouwe*, d. i. weite Schau, herstammend deutlich genug auf eine Wege- bezeichnung auch im Namen des nahen Dorfes hinweisen dürfte.

b) Wenn ich danach in Schlesien Umschau halte, dann finde ich ein Lauterbad im Kreise Bolkenhain und zwar nahe an der Grenze gegen Jauer; im Kreise Reichenbad, an der Grenze gegen Brieg; im Kreise Sprottau, an der Grenze gegen Glogau. Ferner liegen Dörfer gleichen Namens: bei Freising, an der Straße von München nach Pfaffenhofen; in Hessen an der Grenze gegen Fulda; bei Leitomischl, an der Grenze gegen Zwittau; in der Rheinprovinz, an der Grenze gegen Lothringen; in Koburg-Gotha, an der Grenze gegen Hessen; im Saargebiet, an der Grenze gegen Lothringen und im Unter-Elfaß (Ober- und Nieder-L.), an der Grenze gegen Baden.

c) Weiter hat R. Linde (Die Lüneburger Heide [1904] S. 56) darauf verwiesen, daß sich in seinem Forschungsgebiete alte Dietwege befinden, z. B. bei Lutterloh. Und vor ihm hatte auch schon W. C. C. Sch. von Hammerstein-Loxten (Der Bardengau 26 u. 270) festgestellt, daß das Lutterhorn laut Bodemheker Amtsregister von 1569 an der Grenze des Suderburger Hölting, Lutterloh aber auf der Haupt-

verbindungsstraße zwischen Lüneburg und Celle gelegen war. Und, wie ich weiterhin aus den handschriftlichen Sammlungen der „Zentralstelle für deutsche Flurnamenforschung“ in Dresden habe feststellen können, sind in Sachsen zwei Lottersteige nachzuweisen: Der eine zwischen Zittau und Olbersdorf, „ein sehr altes Stück der nach Gabel führenden Straße. Gestalt und Grenze der Grundstücke lassen vermuten, daß er die alte Grenze der Gemeindeflur gebildet hat“. Der andere zwischen Waltersdorf und Hohenstein bei Nauendorf; „bildet die Grenze zwischen Waltersdorf und Sellnig und führt durch den sogenannten „Lottergrund“.

Wie mir scheint, reden diese Beispiele eine klare Sprache. Sowohl der Grenzgedanke, wie die Verkehrsbedeutung sind uns aus diesen Namen so nachdrücklich nahe getreten, daß es sich geradezu von selbst versteht, daß diese beiden auch bei der Entstehung des Namens des Gläzger Lauterbad Pate gestanden haben müssen.

5. Die sprachliche Deutung dürfte sich danach dann von selbst ergeben.

a) Was das Grundwort betrifft, so fällt zunächst die von der bisherigen Namenkunde noch gar nicht gewürdigte Tatsache auf, daß der umstrittene Dorfname im Jahre 1360 in der Form Lauterbacz verzeichnet steht. Sie entstammt zwar den bekannten Prager Konfirmationsbüchern und ist damit nicht besonders vertrauenerweckend, immerhin möchte ich den Hinweis nicht unterlassen, daß bozze Breche, Bruch bedeutet hat und man mit pōz auch einen Waldschlag zu bezeichnen pflegte, wodurch in vielen Fällen Verwechslung mit „Paß“ entstanden ist. Aber auch wenn man die Namensform mit „bacz“ auf sich beruhen läßt und in der heutigen Endung „bad“ das ursprüngliche Grundwort des Namens erblickt, ergibt sich der gleiche Sinn, da wir ja am Beispiel des Namens Dittersbad bereits erwiesen haben, daß „bad“ in alter Zeit auch „tal“ bedeutet hat und in früheren Zeiten gern in Wegennamen verwendet worden ist. (Vgl. Schlußwort.)

b) Daraus folgt von selber, daß auch dem Bestimmungs-
wort ein älterer, heute nicht mehr verstandener Sinn zu Grunde liegen muß. Tatsächlich hat ja auch schon Grimm (W. B. 6.

384) darauf aufmerksam gemacht, daß „lauter“ in der älteren Sprache häufig in Wegebezeichnungen angewendet wurde, was ja auch durch den Wortlaut der Nürnberger Bestimmung vom Jahre 1450 ausreißend zu belegen ist: „Die Straszen lauter und offen und unversperrt zu erhalten“ (Chron. d. fränk. Städte. 2. Bd. [1864] S. 399). Demzufolge hat neuerdings auch Paul (W. B. 2. Aufl. 320) den Gebrauch des Wortes „lauter“ in der älteren Sprache im Sinne von „bekannt“ und „öffentlich“ festgestellt und „lautere“ Wege als Königs- bezw. Kaiserstraßen erklärt.

Mir scheint, daß dem nichts mehr hinzugefügt zu werden braucht. Der Name Lauterbach hat nur in den Augen der populären Volksetymologie mit einem „Bach voll lauterem Wassers“ etwas zu tun gehabt. In Wirklichkeit ist es ein urgermanischer Wegenname und zwar ein derart schöner und bedeutsamer, daß ich mich allein schon um der Lauterbacher willen, denen ich als früherer Vorsitzender des Hauptvorstandes des G. G. V. ihre Ortsgruppe habe gründen helfen, freue, jetzt auch der geschichtlichen Wahrheit im Namen ihres Dorfes wieder zu ihrem Recht verholfen zu haben.

37. Urnig.

Das Wechselspiel des Doppelgängertums in der Namengebung, wie wir es sowohl am „Böhmensteig“, als an der „Mährischen Straße“ in einem derart sinnfälligem Beispiel, wie dem „Diebssteig“ haben feststellen können, hat unseren Blick geschärft und läßt uns in der Topographie der Glazer Urlandschaft und in der Entwicklung ihrer frühesten Geschichte Zusammenhänge erkennen, die, wenn erst einmal aufgedeckt, nicht nur die bereits erzielten Forschungsergebnisse von neuem unterstreichen, sondern auch die einzelnen Argumente zu einer derart festgefügtten Kette von Beweisen verknüpfen, daß auch der Laie erkennen muß, wie ungestüm sich in ihnen mit einem Schlage die so lange verhaltene und unterdrückte ehemalige Wirklichkeit wieder offenbart. In diesem Sinne drängt sich nunmehr auch der Name Urnig in unser Interesse ein. Denn da das Problem, das er verkörpert, durch die bisherigen

Erklärungsversuche nur noch problematischer geworden ist, wartet er förmlich darauf, daß wir seine Lösung in diesem Zusammenhang auf einem völlig neuen Wege in Angriff nehmen.

I. Aus der Ortsgeschichte ist über die Entstehung und Entwicklung des heutigen Dorfes Urnitz nicht allzu viel bekannt. Es scheint als Dorwerk von Ebersdorf entstanden sein; jedenfalls legt die Kleinheit seiner Feldflur mit ihren 449 Hektar 68 Ar 64 Quadratmetern diese Folgerung nahe, zumal da sie mitten zwischen den großen Gemarkungen von Ebersdorf (1649 Hektar 93 Ar 94 Quadratmeter) und Neundorf (2485 Hektar 20 Ar 87 Quadratmeter) liegt. Auch die Tatsache, daß das Freirichtergut späterhin herrschaftliches Dorwerk geworden ist, scheint darauf hinzudeuten. Nun könnte zwar ein solches Dorwerk an der genannten Stelle ausschließlich auf landwirtschaftliche Aufgaben zugeschnitten gewesen sein. Daneben aber können für seine Entstehung an diesem Ort sehr wohl auch andersartige Gründe maßgebend gewesen sein, z. B. solche, wie wir sie beim Dorwerk kennen gelernt haben, aus dem sich das heutige Dorf „Der Weisbrodt“ herausentwickelt hat.

II. Aus der Topographie lassen sich dazu zwei weitere Feststellungen treffen.

1. Zunächst ist nicht daran zu zweifeln, daß auch Urnitz, ähnlich wie Ebersdorf und Neundorf, nur auf ehemaligem Waldboden entstanden sein kann, denn von Norden schiebt sich seine Feldflur genau in den spitzen Winkel ein, den die Gemarkungen der genannten Dörfer zusammen bilden. Bei dem dabei in Frage kommenden Gelände aber hat es sich um einen alten Markwald gehandelt, der das ganze südlich gelegene Gebiet bis weit über Mittelwalde hinaus umfaßt hat, wie wir es bei der Beschreibung der sogenannten „oberen Grafschaft“ noch festzustellen, Gelegenheit haben werden.

2. Bedeutsam ist fernerhin, daß Urnitz ehemals ganz zweifellos mit der alten „Mährischen Straße“ im Zusammenhang gestanden hat. Wir haben ja diesen Umstand bereits erwähnt, um aber seine ganze Tragweite richtig zu erkennen, wird man sich an der Hand der Karte über die maßgebenden Verhältnisse im einzelnen orientieren müssen, denn dabei ergeben sich folgende Wahrnehmungen:

a) In ihrem südlichen Teile verlief die genannte Straße vom Gläßerberg über Lauterbach, Neundorf und Urnitz, berührte also Punkte, die, speziell, wenn man bei den letztgenannten Stationen die Tatsache berücksichtigt, daß ihre Freirichtergüter im oberen Teil der heutigen Dörfer liegen, fast in einer Schnurgraden Linie liegen.

b) In ihrem nördlichen Teile verlief nun allerdings die eigentliche „Mährische Straße“ über Ebersdorf nach Habelschwerdt, d. h. in westlicher Richtung. Aber auch unmittelbar nach Norden hatte der Mährenweg eine Fortsetzung und zwar im sogenannten „Diebssteig“, der unter Umgehung von Habelschwerdt gen Glasz verlief. Urnitz lag mithin an einer ausgesprochenen Wegegabelung, so daß die Bedeutung seiner Lage nachhaltig genug ins Auge springen dürfte.

c) Zieht man weiterhin auch die Form und Gestalt der Urnitzer Feldflur zum Vergleich heran, dann findet man, daß diese geradezu ein langgestrecktes Rechteck bildet, das, wie mit einem Lineal umzirkelt von Nord nach Süd verläuft und zwar in genau der Richtung, die auch für den Verlauf der „Mährischen Straße“ bezw. des „Diebsweges“ maßgebend war.

III. An dritter Stelle verlangen die urkundlichen Namensformen ihr Recht. Da es sich aber gerade bei Urnitz, wie Klemen z schon festgestellt hat, um einen „wandlungsreichen“ Namen handelt, wird man zweckmäßig folgende Namenstreihen unterscheiden:

Erste Reihe: 1361 zu dem Ohorns; 1466 Ohornis; 1470 Auhorns genannt Ornis; 1480 Awhorns; 1534 Ohrns; 1560 Ohorns.

Zweite Reihe: 1472 Jaworek; 1479 Jaworek.

Dritte Reihe: 1511 Orliß; 1517 Orliß, Ornes; 1525 Orliß; 1571 Orleß; 1591 samzt dem Orns; 1614 Ornis; 1631 Ornieß; 1653 Arniß; 1654 sambt dem Urniß; 1661 Orniß.

Die kritische Würdigung dieser Formen führt nun zu folgenden Feststellungen:

1. Um die Belege der zweiten Reihe vorweg zu nehmen, so waren sie von Klemen z früher (Diert. VI. 294) als die maßgebende Form des Namens bezeichnet worden, der damit auf das tschechische jawor, d. i. Ahorn, zurückgehen und als

die Bezeichnung einer Tschedchen-Siedlung ursprünglich „Jawornitz“ geheißen haben sollte. Ähnlich hat auch Graebisch früher (Gedenkschr. 52) für das Dorf einen tschedjischen Ursprungsnamen angenommen, der nach ihm vielleicht sogar Jawornice gelautet haben sollte. Tatsächlich aber besteht, was folgt, zu Recht:

a) Die beiden Formen von 1472 und 1479 entstammen zwei Urkunden aus der berüchtigten Kanzlei Herzogs Heinrichs d. A., in denen auch die übrigen deutschen Namen in ähnlicher Weise tschedjisch verballhornt sind. Sie stellen Übersetzungen des deutschen Namens „Ohorns“ bzw. „Auharns“ dar.

b) Die von Klemenz und Graebisch „erschlossenen“ Formen Jawornitz und erst recht Jawornice sind niemals und nirgends Wirklichkeit gewesen. Sie verraten mit erschreckender Deutlichkeit, bis zu welchem Grade die auf Fälschungen beruhenden Anschauungen ausländischer Historiographen auch die Auffassungen der bisherigen Glatzer Namenkundler beeinflusst haben.

c) Am auffallendsten erscheint dabei die Verkennung der heutigen Namensendung, die sowohl Klemenz, wie Graebisch, mit dem tschedjischen Suffiz *ice* identifiziert hat, obwohl sie sich dabei nicht auf einen einzigen Beleg haben berufen können. Tatsächlich ist das heutige *-itz* der Endung früher überhaupt nicht dem Namen eigen gewesen. Die Endung hat vielmehr bis auf die Form bei Beck vom Jahre 1631 stets *is* gelautet, auf der Karte von Werner (ca. 1740) und von Homann (1747) lautet der Name „Urins“ und selbst noch Seliger hat den Namen um 1800 niemals anders als „Uhrnis“ geschrieben. Die Form „Urnitz“ ist mithin ein Gebilde erst der neueren Zeit und stellt in ihrer Endung nichts anderes als ein verstärktes Schluß-*s* dar, wie wir das beim Namen der Ertitz bereits festgestellt haben.

2. Damit kommen für die Deutung überhaupt nur die Belege der ersten und der dritten Reihe in Betracht und daß in diesen die Entwicklungsstadien zweier verschiedener Wortbildungen nebeneinander hergelaufen sind, läßt sich, wie folgt, auf einem Wege beweisen, der erneut die Wichtigkeit der archivalischen Forschung für die Namenkunde erkennbar werden läßt.

a) In dem „Dotalitiu Katherine consortis Baltasaris Tzeschwitz, Donnerstag Sannt Urbanusfeier 1470“ (St. A. Br.: Rep. 23 III 19 a fol. 33), heißt es ausdrücklich: „Awharns genannt Ornis“. Daraus aber geht in der Tat hervor, daß frühzeitig bereits für das genannte Dorf zwei verschiedene Namensbezeichnungen im Umlauf gewesen sind, die von hies aus sprachlich gar nichts miteinander gemeinsam gehabt haben können, da damals auch die Anschauung des Volkes noch beide Namen genau voneinander unterschieden hat.

b) Noch viel aufschlußreicher aber ist eine zweite Urkundenstelle. Im Glatzer Stadtbuch findet sich nämlich zum Jahre 1517 die Eintragung, daß hies Ohorn, Richter zu Orliß, das Gericht zu Ornes seinem Sohne Andris für 26 schwere Mark verkauft habe, denn hier sind drei verschiedene Namen nebeneinander genannt, die zu folgenden Feststellungen zwingen:

Erstens. In dem Dorfe ist noch um die Wende des 15. und 16. Jahrhunderts eine Richterfamilie Ohorn ansässig gewesen. Diese Tatsache aber spricht Bände. Denn da „Orn, Ohn, Ohorn“ in der älteren Sprache die Bezeichnung für „Ahorn“ war, ist klar, daß der Name des Dorfes schon bei seinem ersten Auftauchen in den Quellen in den Belegen „Ohorns“ und „Auharns“ in der üblichen Weise auf den Namen der genannten Familie volksetymologisch umgedeutet war. Daraus aber folgt, daß die Annahme von Graebisch (Hbl. 1934 S. 1), im Namen Urniß „liege eine lautgesetzliche Entwicklung der Lautgruppe ahor zu uur vor, die noch nicht genügend aufgeklärt ist“, nicht minder unhaltbar ist, als es vor dem seine Annahme gewesen ist, daß im Namen Urniß „eine Mischung mit dem tschechischen Namen Jaworek“ zu erblicken sei.

Zweitens. Dieser Feststellung entspricht die Tatsache, daß in diesem Belege für Richtergut und Dorf zwei andere Bezeichnungen angeführt werden, nämlich „Orliß“ und „Ornes“.

Die Form „Ornes“ wird in diesem Falle durch die Entwicklung des Namens des heutigen Urnißberges in interessanter Weise beleuchtet. Denn dieser hat im Jahre 1614 noch Ornisbergk gelautet und auch im Jahre 1575 ist er

bereits als Ornsberg erwähnt, zugleich mit der Angabe, daß „darauf einige Häusel und andere Gebäude stehen“ (Diert. IX. 232).

Was die Form „Orliß“ betrifft, so ist Klemenz bloß der einzige Beleg „Orleß“ vom Jahre 1517 bekannt gewesen und diesen hat er kurzerhand als eine „willkürliche Verballhornung“ hingestellt. Tatsächlich beweist aber das Vorkommen dieser Form in den verschiedensten Zeiten und Quellen, ihre volle Stidhaltigkeit, ja, im Hinblick auf den zum Jahre 1337 genannten Familiennamen „Orlnitzer“, vielleicht auch noch, daß wir gerade sie bei der Deutung am allerwenigsten übergehen dürfen.

Drittens. Da nun in dem angeführten Urkundenbeleg die eine Form als Name des Richtergrundes, die andere als der des Dorfes erscheint, in keinem Falle aber Dorf und Richtergrund zwei verschiedene Namen geführt haben können, ergibt sich zwangsläufig, daß beide Namensformen miteinander identisch sein müssen, mit anderen Worten, daß sich die eine Form bloß aus der anderen heraus entwickelt haben kann. Damit aber drängt sich die Form „Orliß“ alsbald als die ursprüngliche auf, da der Übergang von l in n auch sonst in der Glaziger Namengebung feststellbar ist, z. B. Bielseife, heute mundartlich Bienseife und Laufeney, heute Naufeney.

3. An dritter Stelle zeigt die Konstruktion mit dem Artikel, die ebenso wie heute noch in der Mundart („der Urns“) dem Namen früher auch in der Schriftsprache eigen gewesen ist, daß auch in ihm eine uralte Flurbezeichnung auf unsere Tage gekommen ist. Daß ihre Entstehung bloß mit dem Wald im Zusammenhang gestanden haben kann, ist durch unsere topographische Feststellung erwiesen. Damit aber ist jede Möglichkeit von selbst unterbunden, den Namen irgendwie mit „Ahorn“ in Verbindung zu bringen, denn es steht unzweifelhaft fest, daß es sich dabei in der Urzeit bloß um ausgesprochenen Eichenwald gehandelt haben kann.

IV. Die sprachliche Würdigung des umstrittenen Namens kommt damit zu dem überraschenden Ergebnis, daß im Namen des heutigen Urnix bloß die gleiche Wortbildung vorliegen kann, wie wir sie bereits im Namen der Erlitz festgestellt haben.

a) Im Bestimmungswort steckt das alte „Ur“, got. *us*, ahd. und mhd. *ur*, ags. *or*, das mit der Präposition „aus“ identisch ist, womit dann auch die weitere Entwicklung insofern ganz von selbst gegeben war, als sich im Glatzischen hochdeutsches kurzes *u* bezw. mhd. *u* vor *r* in *o* verwandelt hat, so daß die Form „Orles“ bezw. „Orlis“ entstanden ist.

b) Als Grundwort kann dann aber ebenfalls nur das alte Stammwort „laß“ auch in diesem Namen stecken. Denn gerade in diesem Falle sind ja die bereits beim Namen der Erlitz als maßgebend angeführten Abjdhwächungsformen „Orleß“ bezw. „Orliß“ auch urkundlich auf unsere Tage gekommen.

V. Mit dieser Deutung ist jetzt auch die Entstehungsgeschichte des Namens Urnitz endgültig klar.

1. In seiner ursprünglichen Gestalt hat er „Ur-laß“ geheißen und ist damit teils Weide-, teils Wegebezeichnung gewesen.

a) Daß in dieser Bezeichnung von Haus aus eine Weidebezeichnung steckt, haben uns ja die Namensbelege aus anderen deutschen Sprachgebieten bereits gezeigt, die ich beim Namen der Erlitz angeführt habe. Damit stimmt, daß auch Urnitz im Gebiet eines großen Waldkomplexes entstanden ist, der, wie sich später noch zeigen wird, in der frühesten Zeit seiner Geschichte als Weide verwendet worden ist. Das wird ja auch in diesem Falle noch dadurch besonders unterstrichen, daß sich an die Gemarkung Urnitzberg eine Flur anschließt, die mit dem Namen „Die Scheibe“ deutlich auf die hier betriebene frühere Weidewirtschaft verweisen dürfte.

b) Aber auch als Wegename wird die genannte Bezeichnung unbedingt in Anspruch genommen werden dürfen. Wir haben ja schon festgestellt, wie auffällig die Lage von Urnitz in die frühgeschichtliche Straßentopographie der rechten Neiße-Seite einbezogen ist. Dabei ist es klar, daß sich dort, wo die alte „Mährenstraße“ die Umzäunung des alten Markwaldes, den sie vom Gläserberg über Lauterbad und Neundorf durchquert hat, hinter sich ließ, auch ein Aus- bezw. Durchlaß für den Verkehr befunden haben muß. Auch anderswo deuten ja ähnliche Namen auf solchen „Durchlaß“-Verkehr. So der Name Urtlis an der Nordgrenze des Braunauer Ländchens

am Eingang zum „Tiefen Grund“ und der schon in einem Walenbuch im 17. Jahrhundert genannte „Uclasgrund“ bei Groß-Aupa am „Schwarzen Berge“ (MDGDB. 1922 S. 293), der auch auf den „Uclasgrundbach“ und die „Uclasmühle“ übergegangen ist. Ebenso können das Gleiche die folgenden weiteren Namen bestätigen: Westlich von Michelnbach im österreichischen Bezirk Weizenkirchen ist noch heute der Flurname „Die Urleinsgasse“ nachweisbar, der im Jahre 1617 noch „Uclasgassen“ geheißen hat und für den Urleinsberg im österreichischen Bezirk Raab ist aus den Jahren 1535 und 1580 die Bezeichnung „Uclasperg“ überliefert (Schiffmann II. 983).

2. Aber auch die Weiterentwicklung des Namens Urniz dürfte damit durchsichtig geworden sein. Da er in seiner eigentlichen Bedeutung schon frühzeitig nicht mehr verstanden worden ist, ist er im Laufe der Zeit auf den Begriff „Ahorn“ umgedeutet worden, mit dem er niemals das Geringste zu tun gehabt haben kann.

a) Den ersten Anstoß dazu mag, wie auf archivalischem Wege festgestellt, der Name der Richterfamilie Ohorn gegeben haben. Der beste Beweis dafür, daß auch Familiennamen der volksetymologischen Umdeutung unterlagen, liegt in der Tatsache, daß i. J. 1571 George Orner als Richter von Orleß angeführt ist.

b) Eine besondere Förderung hat dann diese Umdeutung durch den Umstand erfahren müssen, daß, wie E. Schwarz (Teuthonista 4. Jg. [1927/28] S. 201) schon feststellte, „ur“ und „urle“ den Bergahorn bezeichnet und nach Th. Zink (Pfl. Fl. N. 123) in der Pfalz auch als „Orle“ vorkommt. Auch das Glager Land hat ja ähnliche Namen mehrfach aufzuweisen, so z. B. einen Trockenen Urlichgraben und einen Stein-Urlich südlich Bielendorf, einen hohen Urlich (1068 Meter) links der Schwarzen Biele bei den sogenannten „Roten Sümpfen“, einen Kuh-Urlich (788 Meter) südlich Mühlbad, eine Urlich-Kuppe (1133 Meter) und einen Urlichweg südlich von Heudorf. Es kann dahingestellt bleiben, ob alle diese Namen „echt“ sind, auffallend ist aber, daß sie alle in Beziehung zu irgend einer Grenze zu stehen scheinen. Ja, selbst die sogenannte Kühluhle, die ehemals am Eingange des Glage-

grundes gestanden und nach Seliger ihren Namen erhalten hat, „weil ehemals die Herrschaft bei ihren Jagdlustbarkeiten in warmen Tagen unter diesem schattigen Baume Kühlung und Erfrischung suchte“, ist ein Grenzbaum gewesen. Es ist mithin durchaus nicht selbstverständlich, daß in allen diesen Namen das Stammwort „Ahorn“ bzw. „Urle“ steckt.

c) Um die Tragweite der neuen Deutung des Urniß-Namens richtig würdigen zu können, brauche ich schließlich wohl nur noch an die große kulturgeschichtliche Bedeutung zurück zu erinnern, die in frühgeschichtlichen Tagen die die Felder, Dörfer, Wälder und Marken umhегenden Zäune und damit auch die Durchlässe in ihnen gehabt haben, wie wir das in diesen Blättern noch verschiedentlich sehen werden. Schon hier aber kann ich mir nicht versagen, eine ähnliche Einrichtung im nahen Wölfelsdorf zu erwähnen, denn dort hat Seliger im niederen Dorfe das Bauerngut Nr. 50 angeführt, „das bis an Plomniß reicht. Der Besitzer wird der Bauer beim Thore genannt. Das Thor ist nicht mehr vorhanden.“ Das stellt freilich eine Bezeichnung jüngeren Datums dar, aber auch die ältere ist, nicht allzu weit von Urniß, in einem alten Flurnamen noch heute feststellbar. Denn, wie wir beim Namen der Wölfel gesehen, nimmt diese ihren Anfang bei der Schweizerei auf dem Schneeberg, etwa 200 Meter von der Grenze, in einem Wasserlauf, der bezeichnender Weise „Grenzflössel“ heißt, setzt sich weiterhin aber aus zwei Bächen zusammen, von denen der eine „Schwarzwasser“, der andere „Urlißwasser“ heißt. In der Bezeichnung „Urlißwasser“ aber liegt — auch hier kann die Endung bloß das verstärkte Schluß-s sein — die Grundform des Namens vor, wie er der Erliß, als dem Grenzfluß gegen Böhmen, und dem heutigen Urniß, als dem ehemaligen Grenzdorf der Herrschaft Mittelwalde, ursprünglich eigen gewesen ist. Wie eindeutig sich aber gerade hier diese Tatsache aus dem Dunkel der Vergangenheit heraushebt, zeigt der Umstand, daß dem Gläger Urlißwasser jenseits der heute tschechoslowakischen Grenze eine zweite Erliß, auch „Stille Adler“ genannt, entspricht, die am Muttergottesberge bei Grulich entspringt und sich zwischen Czastalowitz und Tiniß mit der von den Seefeldern bei Reinerz kommenden „Wilden Adler“ vereinigt.

Aus diesem äußerst zugespitzten Schulbeispiel mit seiner bis ins Letzte übereinstimmenden Gleichheit der Namen und Verhältnisse geht einmal mehr der unmittelbare Zusammenhang und die nahe geistige Verwandtschaft der frühgermanischen Namengebung dies- und jenseits der Grenze hervor, die in der eklatantesten Weise die historischen Überlieferungen bestätigt, wie sie schon in den Aufzeichnungen der römischen Klassiker ihren Niederschlag gefunden haben. Im übrigen braucht man ja nur den aus ernster archivalischer Forschung gewonnenen Urkundenbelegen die erdichteten Namensformen „Jawornitz“ und „Jawornice“ gegenüber zu stellen, denn dabei gibt sich zwischen der alten und neuen Deutung dieser Namen ein Unterschied kund, wie er noch immer zwischen Phantasie und Wirklichkeit bestanden hat.

38. Herzogswalde.

Auch die südliche Fortsetzung der Straße durch das Neißetal verlohnt es sich, nach Wegenamen abzusuchen, denn da in der Gegend von Mittelwalde noch heute ein lebhafter Straßenberg zum Himmel ragt, ist von vornherein damit zu rechnen, daß hier auch schon der frühgeschichtliche Verkehr in einem noch viel älteren Namen ein Erinnerungszeichen hinterlassen haben könnte. In der Tat brauchen wir nicht allzu lange zu suchen, da sich an einer besonders markanten Stelle dieses alten Straßenzuges das Dorf Herzogswalde so nachhaltig in unseren Gesichtskreis drängt, daß es sich, wenn überhaupt, bei diesem Namen verlohnen muß, daß wir ihn mit dem geistigen Gefüge in Zusammenhang bringen, in dem die Gläzger Wegenamen ehedem Form und Gestalt bekommen haben.

1. Ortsgeschichtlich hat bereits Klemenz festgestellt, daß Herzogswalde zu seinem heutigen Namen bloß durch „eine Art Fälschung“ gekommen ist. Daß das tatsächlich der Fall gewesen ist, läßt sich durch folgende Tatsachen einwandfrei erweisen.

a) Was zunächst die Entstehung dieses Dorfes betrifft, so wissen wir, daß es aus einem Vorwerk der Herrschaft Mittelwalde herausgewachsen ist. Tatsächlich tritt es auch in den

Urkunden, wie folgt, mit Namen auf: 1358 Hertwigiswald; 1472 Hertwiswald; 1479 Hertwigiswald; 1538 Hertwigswaldt; 1563 Hertzogswalde. Wenn darum Goebels handschriftliche Chronik (M. A. Blatz: 64 fol. 230) behauptet, daß Hertzogswalde im Jahre 1532 gegründet worden sei, so ist das nach einer zweifachen Richtung hin eine Falschmeldung:

Einmal hat es sich in der angegebenen Zeit bloß um eine Wiederbegründung des Dorfes gehandelt, nachdem es, wie es in der Urkunde der Gebrüder David († 1600) und Michael († 1607) von Tschirnhaus vom 17. Juli 1566 heißt (Schl. A. Mittelwalde: III S. 1. fol. 74 ff.), „daß ermelt Dorf, so wohl andere Dörfer, so zum Mittelwaldischen Gutt gehörende, vor Alters in unfriedt verwüestet und öde verblieben, nachmahls dieses Dorff zum theil durch unseren lieben Herrn Vatter, Hert Hans von Tschürnhaus, seliger gedächtn bey Seiner Regierung zue erbauen herwiederumb angegeben, auch folgents nach seinem Tode durch uns, ernendte Gebrüder, vollendet worden“.

Zweitens kann es auch mit dem von Goebel verzeichneten Jahr des Wiederaufbaus nicht seine Richtigkeit haben. Denn die Einweisung des Hans von Tschirnhaus (H. 564) in den zunächst nur pfandweisen Besitz der Herrschaft Mittelwalde ist erst am 22. August 1538 erfolgt. Am 20. April 1551 ist diese Pfandschaft auf des Genannten Söhne, David und Michael, übertragen worden. Als eigentlicher Lehnsbesitz aber ist ihnen die Herrschaft erst am 19. Oktober 1564 überantwortet worden.

b) Unter welchen prekären Umständen aber die Neubegründung dieses Dorfes im 16. Jahrhundert vor sich gegangen ist, ergibt sich daraus, daß seine Zerstörung durch die Husiten und seine anschließende Verödung derart intensiv gewesen ist, daß jede Art von Tradition restlos unterbrochen war. Mußten doch die neuen Grundherren der Herrschaft Mittelwalde sogar bekennen, daß sie „nicht haben wissen mögen, waß ein jedes Erbe vor der Verwüstung gezünßt oder geroboth habe“. Demgemäß haben sie im Benehmen mit den Dorfbewohnern die einzelnen Leistungen von neuem festgesetzt und in der bereits genannten Urkunde vom 17. Juli 1566 aufgezeichnet. Daraus aber ergibt sich von selbst ein Doppeltes:

Erstens, daß der Name des Dorfes ursprünglich mit einem „Herzog“ nicht das Allermindeste zu tun gehabt haben kann, sondern nichts weiter als eine jener volksetymologischen Umdeutungen darstellt, wie sie uns so oft begegnen. Hochbergs Angabe (Stat. Nachr. 33), daß das Dorf „seinen Namen von einem herzoglichen Schloß herleiten soll“ ist also von allem Anfang an die reinste Phantasie gewesen.

Zweitens ergibt sich, daß auch die von Klemenz (O. N. 43) und Graebisch (Gedenk. 66) vertretene Ableitung des Dorfnamens von dem Personennamen Hartwig in keinem Falle zu Recht besteht, da sie auf der fiktiven „Lokatorentheorie“ beruht, über deren Abwegigkeit kein Wort mehr gesagt zu werden braucht. Nach der feststehenden Regel des Gläzger Sprachgebrauches sind die ältesten Namen des Landes ausgesprochen topographisch orientiert gewesen, so daß auch für den Namen Hertwigswalde bloß eine Erklärung in Frage kommen kann, die diesen Namen am ungezwungensten mit den örtlichen Gegebenheiten in Einklang zu bringen weiß.

2. Topographisch ergeben sich weiterhin die folgenden Feststellungen:

a) Erstens, daß das ganze Gebiet der ehemaligen Herrschaft Mittelwalde in der Frühzeit seiner Geschichte ein ausgesprochenes Waldland gewesen ist, wofür insbesondere für das Gebiet des heutigen Herzogswalde noch heute die Namen der ihm zunächst gelegenen Orte zeugen können: im Norden Schönfeld, das früher Schonwald geheißen hat und im Süden Mittelwalde. Auf das besondere Charakteristikum des Waldes bei Herzogswalde aber hat schon A. Otto (Wanderb. 95) mit den Worten verwiesen: „Der schönste, aber etwas weitere Weg zum Hirschhause führt über das Vorwerk Herzogswalde auf der windungsreichen Rosenthaler Straße oder den Abkürzungen hinauf bis zur Kammhöhe, und auf ihr links zu den Kalkbrüchen. Der erste ist noch im Betriebe und liefert schönen weißgrauen Marmor mit schwarzen Schmitzen. Weiter im Walde liegt ein paar Schritte rechts vom Wege die Reihe der abgebauten Kalkbrüche, kleine Wiesenflecken, umgeben von phantastischen Felsen, auf denen die Vegetation schon lange wieder Fuß gefaßt hat, das Ganze von wahrhaft

romantischem Zauber, wie geschaffen zu einer Naturbühne, die für eine Aufführung der Wolfschlucht-Szene im „Freischütz“ den wunderbarsten Rahmen abgäbe.“

b) Zweitens ist in diesem Falle insbesondere die Lage des Dorwerks entscheidend, das für die Entstehung des Dorfes die eigentliche Veranlassung gebildet hat. Dazu aber hat Seliger bereits mitgeteilt, daß die südlichsten Ficker dieses Dorwerks „an das herrschaftliche Dorwerk von Mittelwalde grenzen; gegen Westen an die Kalksteinbrüche, die nach Rosenthal gehören. Auf den Felsen sind Steine errichtet, welche die Grenzen zwischen Schnallenstein und Althan bezeichnen. Die Ficker sind weitschichtig. Auf der Südseite des Meyerhofgebäudes ist ehemals eine Eisenhütte vorhanden gewesen; aus Mangel an Nachrichten kann das eigentliche Jahr nicht angegeben werden. Die noch häufig herumliegenden Schlacken geben den Beweis davon; obgleich bei dem Baue der Landstraße von Mittelwalde nach Schönfeld viele hundert Fuder dieser Schlacken von diesem Orte weggeführt wurden, um den Weg zu ebnen. Im Südwesten ist ein ergiebiger Wegsteinbruch; es können Tafeln von beträchtlicher Länge und Breite gebrochen, und beim Bauen angewendet werden... Das Eisenbüschel liegt im Osten der Kalksteinbrüche und im Norden des Ochsenberges; oder es ist der nördlichste Theil des Althaniſchen Firschenwaldes. Nadelholz, Buchen sind äußerst selten. Auf der Ostseite, beiläufig in der Mitte des Wäldchens, befindet sich das sogenannte Eisenloch, auch Fuchsloch, eine Aushöhlung oder eine Art von Flözgang, der über 150 Schritte in horizontaler, doch etwas schneckenförmig gewundener Richtung von Osten nach Westen in den Berg hineingeht und in den Steinmassen ausgehauen ist. Dieses Loch wurde im Jahre 1784 durch den Schaffner des Dorwerks zu Herzogswalde wieder gefunden. Er sieht einen Fuchs mit der Beute dem Eisenbüschel zueilten, läuft ihm nach und bemerkt, daß er unter einen faulenden Baumstock kriecht. Dieser wird hinweggeschafft und so das Eisenloch entdeckt. Der Eingang ist gegenwärtig nur so groß, daß ein Mensch in Gestalt eines vierfüßigen Thieres sehr unbequem hineinkriechen kann... Vielleicht ist dieser unterirdische Gang weiter nichts als ein Versuch, Eisen zu finden,

gewesen... Das Dasein des Eisenhammers ist gewiß, obgleich nicht chronologisch genau; woher aber das Eisen gekommen, ist eine unentschiedene Sache."

c) Zum Dritten. Ausschlaggebend ist, daß dieses Dorwerk an der großen Auslandsstraße durch das Neißetal gelegen hat, die Glatz und Schlesien mit Mähren verbunden und die schon frühzeitig der älteren „Mährischen Straße“ über Lauterbad den Rang abgelaufen hat. Nicht nur das: Das genannte Dorwerk hat an einem besonders markanten Punkte dieser Straße gelegen, nämlich dort, wo sich die bedeutsame Wegegabelung dieser Straße befunden hat, die die Neiße überquerte und Herzogswalde zunächst mit Rosenthal, im weiteren Sinne aber die Mährische Auslandsstraße mit dem auf der linken Neißeseite verlaufenden „Böhmensteig“ verbunden hat. Und daß auch dieser Verbindungsstraße früher eine große Bedeutung zugekommen sein muß, geht daraus hervor, daß zufolge der Erbteilung der Gebrüder Glubocz vom 30. September 1358 dem damaligen Besitzer von Mittelwalde u. a. die Aufgabe übertragen worden ist, auch jenseits der Neiße in der Herrschaft Schnallenstein „unredhte wege und styge werin [zu wehren] obir daz gut, daz czum Snellinsteyne gehorit, di syme czolle schädlich syn“.

3. Ortsnamenkundlich stelle ich dazu fest, daß ähnliche Namen auch anderwärts im deutschen Sprachgebiet vertreten sind. Es genügt in diesem Falle aber wohl, wenn ich aus dem mainländischen Oberfranken, von wo schon so viel Licht in das Dunkel der Glatzer Frühgeschichte gefallen ist, den Namen Hertwegsgrün im Bezirksamt Naila anführe, der 1348 als Hertwegstreut, 1388 als Hertweggestrewt, 1409 als Hertwesretote erscheint und klar erkennbar werden läßt, wie wir uns die Entstehung des verkannten Glatzer Namens zu denken haben werden.

4. Sprachlich dürfte sich jetzt in der Tat der Name Hertwigswalde selbst erklären, nachdem er endgültig wieder in das Milieu hineingestellt ist, in dem er ehemals Gestalt annahm.

a) Über das Grundwort walde braucht ja wohl überhaupt nichts mehr gesagt zu werden, denn sein Sinn ist klar.

b) Bei der ersten Silbe hert könnte man zunächst an

herte, harte = „hert“, oder an hert, „die Herde“ denken, da zahlreiche Hertwege Viehwege gewesen sind, wie sehr wahrscheinlich z. B. der „hardtter Weg“ zwischen Grafenort und Altbadzorf. Mit besonderem Nachdruck aber weisen die geschichtlichen und topographischen Gegebenheiten darauf hin, daß in diesem Falle das „hert“ des alten Dorfnamens bloß zu hart in seinem eigentlichen Sinne gestellt werden kann, in dem es einen „harten, steinigen Boden“ bezeichnet. So geht man nach Schmeller (I. 1168) z. B. von München aus über den hart nach Schleißheim. Die hartwis, dürre trockene Wiese. Vgl. B. M. I. 638: diu herte, steinichter Boden. Bei Deidesheim kommt z. B. zum Jahre 1321 die Wendung vor: „neben dem hartpade“ und bei Saumersheim i. Pf. zum Jahre 1563 die Bezeichnung: „im hertweg“ (Th. Zink, Pf. Sl. N. 107). Mit „hertweg“ aber hat man in alter Zeit die festen Wege bezw. Steinstraßen bezeichnet und zwar mancherorts besonders gerne die alten Römerstraßen.

c) Danach klärt sich alsbald auch der Sinn der zweiten Silbe in diesem Namen auf. Denn für eine Wegscheide hat die ältere Sprache die Bezeichnung Wigg, in Gwigg, ahd. giwicci, kawikka, manchmal auch Quick, Gewick, Wigg, Wick gehabt. Buck (S. 301) z. B. weist dazu die Bezeichnung waltwikki, Wegscheide im Walde nach und bringt den Beleg: „daz gewicke, dar die erhangen (Erhängten) und erslagen (Erschlagenen) ligent“, der ohne weiteres verständlich sein dürfte, da man Tote, die auf diese Weise umgekommen waren, mit Vorliebe an Wegkreuzungen zu beerdigen pflegte, die dadurch ja bekanntlich auch so in Verruf gekommen sind, daß man vielfach Hexen mit ihnen in Verbindung brachte, wie mit dem „hexaplon“, einer Wegkreuzung auf dem Rücken des Buchabergs bei Kohlendorf im ehemaligen Kreise Neurode.

Damit sind wir auch auf dem östlichen Neißeufer auf genau den gleichen altgermanischen Begriff gestoßen, den wir auf der Westseite des Habelschwerdter Kreises im Namen der „Heustraße“ feststellen konnten. Wo sich aber in einem engumgrenzten Gebiete die Namen der Vorzeit gegenseitig derart ergänzen und „erhärten“, da ist das der beste Beweis, daß sie die Schöpfungen eines Geistes und die Kinder der gleichen

Wirklichkeit sind, die beide durch die Jahrtausende in ihnen weiterleben, auch wenn sich ringsum alles längst geändert hat.

39. Leuthen.

Die Ortsnamenkundlichen Entdeckungen, die wir, ähnlich wie auf der Westseite, auch auf der Ostseite des Habelschwerdter Kreises an den Säumen, sowohl der „Mährischen Straße“, wie des im Neißetal verlaufenden Auslandsweges, gemacht haben, müssen förmlich dazu reizen, unsere Aufmerksamkeit auch dem dritten großen Straßenzuge zuzuwenden, der seinerseits über die Pässe von Krautenwalde und Waldeck und über den Spieglinger Sattel Schlesiens mit Glas und Glas mit Mähren verbunden hat. Da nun, wie wir gesehen haben, die Gläser Wegenamen bevorzugt an den Ausgangs- und Endpunkten der alten Straßenzüge Gestalt und Farbe angenommen haben und das Gläser Schneebergsgebiet überhaupt erst seit dem 16. Jahrhundert intensiver besiedelt worden ist, muß sich unser Blick von selbst gen Norden lenken, wo die alte Schneebergstraße zuerst das Gläser Land berührt. Dort aber drängt sich das kleine Dörflein Leuthen derart hart an diesen Auslandsweg, daß es fast so aussieht, als hätte es darauf gewartet, daß wir auch mit seinem Namen in diesem Zusammenhang die Probe aufs Exempel machen.

I. Die bisherigen Erklärungen. — Schon heute kommt man aus dem Staunen kaum heraus, wenn man feststellt, daß es einmal möglich gewesen ist, selbst die Gegend von Leuthen, mit dem Odium einer slawischen Vergangenheit zu belasten. In heller Unkenntnis ihrer eigenen Muttersprache sind Gläser Heimatkundler vor dem im Jahre 1346 als Lutein, 1347 als Leuthyn, 1375 als Luthin, 1386 als Lewothin, 1493 als Leuten, 1500 als Lautten, 1549 als Lytten überlieferten Namen dieser germanischen Dorfgründung gestanden und haben ihn als eine tschechische Wortbildung ausgegeben.

a) Als erster hatte zunächst K. Wehse (Karpenstein 147) davon gefabelt, daß dieser Name „die gleiche Wurzel mit der böhmischen Domäne und dem Dorfe Laucim oder Lautschim habe, dessen Name von louka oder luka = Wieje stammt.“

b) Als zweiter hat dann Klemenz sich, wie folgt, zu diesem Namen geäußert. Zuerst (Diert. VI. 293) hat er ihn „mit der tschechischen Wurzel lut“ in Verbindung gebracht; neuerdings (O. N. 48) dagegen ist er dazu übergegangen, diesen Namen „mit dem tschechischen Personen-Namen Lut = wild, grausam“ gleichzustellen.

Diesen Entgleisungen gegenüber habe ich anderwärts bereits (Fabeln I/II S. 164) den schlüssigen Beweis für den urdeutschen Charakter auch dieses Glazer Ortsnamens erbracht. Im übrigen liegt dafür ja auch insofern eine schlagende Bestätigung vor, als sich selbst das tschechische Urbar des tschechophilen Glazer Pfandbesitzers Johann von Bernstein vom Jahre 1549 nicht an diesem Namen zu vergreifen gewagt, sondern ihn in der Form „Wes Lytten“, d. h. mit dem tschechischen Wort für „Dorf“ vor der zweifellos deutschen Bezeichnung wiedergegeben hat. Auch hier also liegt ein neuer Beweis dafür vor, daß die modernen Glazer Ortsnamenerklärer mit ihren slavophilen Vorurteilen selbst die tendenziösen Verdrehungskünste der Husitenzeit noch übertroffen haben.

II. Die neue Deutung. — Wieder befolgt auch in diesem Falle die wirklich wissenschaftlich orientierte Erklärung die bewährte Methode, den umstrittenen Namen derart intensiv in den Rahmen der landschaftlichen Gegebenheiten seiner näheren und weiteren Umgebung hineinzurücken und mit den für sein Verständnis maßgebenden Stammworten in Einklang zu bringen, daß er sich schließlich selbst erklärt. Und das geschieht auf Grund der folgenden Argumente.

1. Ortsgeschichtlich liegt zwar die Vergangenheit des Dorfes Leuthen vollständig im Dunkel. Das wird auch bei einem Dörflein, das selbst heute bloß 189 Einwohner und eine Feldflur von 564 Hektar 88 Aa aufweist, nicht weiter wundern können. Erst im späteren Mittelalter ist das Dörflein in- und außerhalb des Landes etwas mehr in der Leute Mund gekommen, und zwar durch drei Bergbau-Unternehmungen im 16. und 18. Jahrhundert.

a) Aus dem 16. Jahrhundert erfahren wir von der „Gewerkschaft um 6 Gulden Stern Fundgruben samt ihren zugehörigen Massen und zweien Erbstollen unter dem Dorf Leytten“, der

indessen der Dreißigjährige Krieg bald ein Ende bereitet hat (Hbl. 1928 S. 50).

b) Im 18. Jahrhundert ist von dem damaligen Besitzer der neuerrichteten Herrschaft Ober-Thalheim, zu der auch Leuthen geschlagen worden war, dem Grafen Leopold Hoffmann von Leichtenstern (1719—1736), bei dem genannten Dorfe eine Bleigrube ins Leben gerufen worden, aber auch diese ist bald wieder liegen geblieben.

c) Auch daß im Jahre 1799 eine neue Gewerkschaft mit der Ausbeutung des Bodens bei Leuthen ihr Glück versuchte, ist nur eine ephemere Erscheinung gewesen, da das Jahr 1806 auch dieser neuen Unternehmung ein frühes Ende bereitet hat.

2. Nur um so nachhaltiger werden darum in diesem Falle die topographischen Gegebenheiten berücksichtigt werden müssen und diese dürften sich ja auch mit der Grenzlage des Dorfes ganz von selbst ins Auge drängen, zumal sie durch drei gewichtige Tatsachen noch besonders unterstrichen wird.

a) Zunächst wird die Lage des Dorfes gekennzeichnet durch die in seiner Nähe liegenden Auslandspässe, die hier sogar die Dierzahl erreichen: der Paß von Rosenkranz (583 Meter), der von Krautenwalde (665 Meter), der von Waldeck (695 Meter) und der von Schönau (700 Meter).

b) Diesen Pässen entsprach das Straßensystem, das sie überquerte. Die erste dieser Straßen ging über den Paß von Rosenkranz und führte über Schönau und Reyersdorf durch das Tal der Biele nach Glas, von wo sie über Wartha den Anschluß nach Schlesien fand. Ihr hohes Alter deutet wohl zur Genüge die Tatsache an, daß die neueste wissenschaftliche Untersuchung der Höhle von Reyersdorf Funde zu Tage gefördert hat, die eindeutig dafür sprechen, daß die in Betracht kommende Gegend schon von Menschen der Steinzeit besiedelt gewesen ist. — Ein zweiter und dritter Weg überschritt die Grenze bei Krautenwalde und Waldeck und führte nach Landeck. — Ein vierter Weg verlief durch den Krebsgrund und überschritt bei Gersdorf die BLAGER Grenze. „Noch gegen Ende des 18. Jahrhunderts wurde“ nach A. Paupie (Hbl. 1935 S. 22), „die Konzessionsverleihung des Wirtshauses in Grenzdorf durch den Fürstbischof Schaffgotsh

damit begründet, daß dort der am meisten gebrauchte Übergang ins Glatzische hindurchführe. Der Weg führte durchs Krebsgrundtal bis zur Buche und von dort hinauf nach Grenzdorf, um in Gersdorf auf dem Boden der Grafschaft auszumünden. Die Bedeutung dieses ältesten Überganges erhellt daraus, daß er sowohl diesseits auf der damals polnischen Seite durch eine Talsperre, das Reichsteinschloß, als auch jenseits auf böhmischer durch den Karpenstein bewehrt war. Der Verlauf des Weges entspricht aber nicht dem heutigen markierten Wege nach Karpenstein, sondern folgte bei der Einmündung des schwarzen Grabens dem dort fließenden Wässerchen, um die heutige Pfändergrundstraße kreuzend zu den Schwarzberrghäusern aufzusteigen und dort die Grenze zu überschreiten. Von der Straßenüberquerung an, kann er heute noch als breiter Jägersteig bis zur Grenze verfolgt werden. Über das Alter dieser Verbindung mit dem Glatzer Land geben uns bei der Ausgrabung der Ruine des Reichsteinschlosses gemachte Funde von Gefäßscherben Auskunft. Diese entsprechen der Keramik um das Jahr 1000.“ — Die fünfte Straße endlich verlief von Landeck nach Süden in einer Richtung, die durch das geräumige Tal der oberen Biele und der Maht über den Wilhelmsthaler Sattel bezw. den Paß am Plagenberg (817 Meter) — Paß ist eine Bezeichnung aus der Forstwirtschaft, in der sie eine neue Kultur bezeichnet — hinab ins Graupatal bei Spiegliß und Neu-Rumburg nach Mährisch-Altsadt führte. Am berühmtesten ist der Weg wohl im Dreißigjährigen Kriege geworden durch den beispiellos verwegenen Ritt des jungen Grafen Bernhard von Thurn, der sich hier am 1. Februar 1622 mit seinen Reitern mitten durch die Feinde schlug und nach einem zeitgenössischen Bericht (Diert. VI. 310) „wunderlicher Weise durch alle vermachte Pässe (so sie allezeit hinter sich wieder zugemacht, damit der im Gegenteil, so ihm stark nachgesetzt, sie nicht erreichen möchte) ohne Schaden ankommen und in Glatz eingezogen“.

c) Noch viel lauter aber dürften die in der Landecker bezw. Leuthener Gegend zum Schutze der dortigen Grenze, der genannten Pässe und Straßen bestimmt gewesenen Befestigungen sprechen.

Allein auf der schlesischen Seite sind nicht weniger als drei verschiedene frühgeschichtliche Befestigungen nachweisbar, nämlich: die heute bloß noch als „wüstes Schloß“ bekannte Bergfeste, der sogenannte „Burgstall“ über dem Bergwerkshaus und „der Reichenstein“, der nach H. Weinelt (Probl. Schles. Burgenkde. [1936] S. 25) „eine ganz typische und ganz reine Anlage sächsischen Stiles“ gewesen und nach Drechsler bereits 1163, nach Stumpf 1157, wahrscheinlich aber 1281 zerstört worden ist.

Auf der Glazer Seite hat diesen Anlagen die Burg Karpenstein entsprochen. Es ist aber klar, daß auch schon vor der Erbauung der genannten Burg die Glazer Grenze an dieser Stelle einer besonderen Sicherung nicht entbehrt haben kann und daß eine solche speziell in nächster Nähe von Leuthen, auch bestanden hat, dürfte noch heute ein Name bestätigen können, der hier als Flurbezeichnung durch die Zeiten weiterlebt. Denn an der Stelle, an der der Weg über den Paß vom Krautenwalde den Glazer Boden berührt, ragt aus dem Bilde der Landschaft eine auffallende Basaltgruppe auf, die den viel-sagenden Namen: „Die Festung“ führt. Für den Fall, daß darin ein alter Name steckt, verweise ich auf das Glossarium von Hjaltaus, nach dem „Destunge“ oder „Destinge“ mit bannitio (Bann) gleichbedeutend gewesen ist. Jedenfalls wird man gut tun, den in dieser Bezeichnung festgestellten Begriff des „gebannten Bezirks“ nicht aus dem Auge zu verlieren, da er, wie kein zweiter, die Bedeutung des hier in Betracht kommenden Gebietes zu charakterisieren vermag. Und klar ist, daß damit der Name Leuthen nur aus der durch diese Tatsachen erschlossenen frühgeschichtlichen Bedeutung der Gegend richtig verstanden und zutreffend erklärt werden kann.

3. Wenn ich nun nach diesen Feststellungen den Namen des Glazer Dorfes Leuthen mit ähnlichen Wortbildungen aus der allgemeinen deutschen Namenkunde in Vergleich bringe, so ergibt sich die auffallende Wahrnehmung, daß viele von ihnen, sei es mit ihrer sprachlichen Zusammensetzung, sei es durch ihr Vorkommen in der Nähe einer Grenze unverkennbar darauf hinweisen, daß wir in ihnen alte Verkehrsbezeichnungen vor uns haben.

a) Wieder richtet sich in diesem Falle das Augenmerk zuerst nach Oberfranken. Denn dort begegnet uns ein Leuten-
dorf im B. A. Wunsiedel, das bereits im Jahre 860 als Liutindorf, im 12. Jahrhundert als Luitenhoven erscheint. Weiter nenne ich: Wartleithen im B. A. Ebermannstadt (1692 Wartleiten bezw. leuten), dessen Bestimmungswort Ziegelhöfer und hey (O. N. Bamberg 69) bezeichnender Weise zu ahd. warta gestellt haben; ferner: Leutenbad im B. A. Forchheim, dessen Name in folgenden Belegen auf unsere Tage gekommen ist: 1112 Lutenbad; 1114 Lyutenbad; 1124 Lutenbad; 1125 Liutenbad; 1125 und 1136 Luitenbad; 1130 Leutenbad; 1153 Lutenbad; ca. 1180 Lutenpad; ca. 1330 Leuttenpad; 1482 Leutenbad (A. Ziegelhöfer und G. Hey [1911] S. 83).

b) Weiterhin liegt Leutenberg im thüringischen Kreise Saalfeld an einer alten Straße, die überragt wird von der Friedensburg. Leutersdorf in der sächsischen Amtshauptmannschaft Zittau liegt in der Nähe der sächsischen Grenze. Leutershausen im bayrischen Bezirk A. Ansbach liegt am Ostfuß der Frankenhöhe, nicht allzu weit von der „hohen Leite“ und der „hohen Steige“ an der alten Straße durchs Tal der Altmühl, an der bezeichnender Weise auch das Dorf Diethelm liegt. Leutkirch in Württemberg bildet geradezu die Eingangspforte in den Allgäu und erscheint im Jahre 1324 als Lutkirch, 1377 als Liutkirche. Leutkirch im badischen A. Überlingen hat 1264 Luitkirche, 1342 Luetkirch geheißen, während für Leutwil in der Schweiz im Jahre 1375 die Form Liutwile, Luetwile überliefert ist. Ferner stelle ich dazu Luitenbäck im österreichischen Bezirk Peuerbach: ca. 1090 Liutherspad; 1325 Leutherspad; 1450 Leytterspad; 1787 Leitersbad (R. Schiffmann, II. 121). Desgleichen: Lautersheim im pfälzischen Bezirk Göllheim, alt Liutereshaim und Leutershausen im badischen Amte Neinheim, 895 Liutereshufen.

c) Am nachhaltigsten aber fällt der Name Leuthen im schlesischen Kreise Neumarkt auf, da er fast genau die gleichen urkundlichen Formen aufweist, wie Leuthen bei Landeck, denn sie lauten: 1330 Luthin, 1336 Leuthen, 1360 Lewoten und

Leuthen, 1361 Lüthen. Des weiteren findet sich, daß auch dieses Dorf an einer alten Straße liegt, die nach M. Hellmich „mit der Einwanderung der nordischen Steinzeitleute aus der Richtung Krossen, Grünberg, Beuthen her über Glogau, Steinau, Pardubitz, Neumarkt nach Breslau höhere Bedeutung gewann“, wobei nicht wenig interessant ist, daß gerade bei diesem Dorfe auch Funde aus der Steinzeit festgestellt werden konnten.

4. Die sprachliche Deutung des Glager Namens wird damit in der Tat Schwierigkeiten nicht mehr bereiten können, denn im Lichte der vorangegangenen Feststellungen dürfte sich nunmehr auch der Name Leuthen als eine ausgesprochene frühgeschichtliche Wegebezeichnung präsentieren, und zwar als ein Schrumpfname, von dem nur noch das frühere Bestimmungswort übrig geblieben ist.

a) Sprachlich kann nämlich in diesem Namen nur das alte Stammwort „Leut“, ahd. *doz liut*, *der liut*, *liud*, mhd. *liut*, d. i. „Volk“ enthalten sein und zwar entsprechend den mit „Diet“ (Thiot) zusammengesetzten Wegebezeichnungen, wie ich sie in den Namen der beiden „Diebswege“ und im Namen Dittersbach bereits ans Licht habe heben können. Dabei wird freilich nicht übersehen werden dürfen, daß in die mit dem genannten Stammwort gebildeten Namen vielfach auch andere Begriffe hineingefpielt haben, so vor allem das Wort „Leite“, d. i. „Bergabhang“, das ich früher (Sabeln I/II S. 164) im Namen Leuthen suchte, ferner „Leite“ im Sinne von Land-*leite*, d. i. Landesgrenze und vielleicht auch das Stammwort „lauter“, das uns aus dem Namen Lauterbach bereits bekannt geworden ist.

b) Namenkundlich liegt nämlich zu dieser Erklärung eine vielsagende Analogie im Namen des pommerischen „Loth-Weg“ vor, der noch heute die südliche Grenze der beiden Kreise Pyritz und Greifenhagen bildet. Wie F. Curschmann (Pomm. Jahrb. 12. Bd. [1911] S. 184, 222 u. 314) nachgewiesen hat, wird er schon in einer Urkunde Herzog Barnims I. vom Jahre 1234 als Grenze angegeben und dabei bereits als „alter Weg“ bezeichnet: *per antiquam viam que Lotstich dicitur*. Dazu hat dann Holsten (Pomm. Monatsbl. 26. Jg. [1912] S. 151) des weiteren festgestellt, daß dieser Weg ursprünglich „Ludstich“

geheißen hat, woraus er folgerte: „Nun finden wir im Mittel-niederdeutschen Wörterbuch von Schiller und Lübben Bd. II. 1876 S. 747 ludewech oder ludtweg in der Bedeutung „der Leuteweg, öffentliche Heerstraße“ aus Oldenburger Chroniken belegt. Dieser „Ludstich“ entpuppt sich also ungezwungen als ein „Steig der Leute“, die auf ihm die Grenze zweier Nachbargebiete in frühesten Tagen schon überschritten haben.“

c) Geschichtlich aber ist zuletzt gar nicht an der Tatsache vorbeizukommen, daß auch das Glatzer Leuthen nur im Zusammenhang mit einem solchen „ludtweg“ und zwar in seinen ersten Anfängen als Siedelung von „Leuten“ entstanden sein kann, die an diesem Wege die Aufgabe des Schutzes und des Geleites zu erfüllen hatten. So steht in der Mittelwalder Urkunde vom 30. September 1358, die die Grenzen zwischen den Herrschaften Schnallenstein und Mittelwalde festgelegt hat, u. a. auch die vieljagende Wendung: „mit eynim yryim wald und wek czu besuchin denselbin luetin czu allit irr notdurft ane hindernisse“. Dazu aber hat mir ein gütiger Zufall auch noch eine aufschlußreiche Urkundenstelle in die Hand gespielt, die wohl dadurch nur an innerer Beweiskraft gewinnen dürfte, daß ich erwähne, daß sie aus der ehemaligen Heimat der Markomannen stammt. In dem „Erbbuch des ampts Plawen aufgericht anno 1506“ (Beil. zu Mitt. d. Alt. Der. Plauen [1902] S. 142) ist nämlich auch von „gleit unnd zcoll“ die Rede und dabei heißt es: „weye die höffischen gleitglewth sich genn meiner g. h. lewth en haldenn“. Derartige „Leute“ aber müssen in frühgeschichtlicher Zeit schon beim heutigen Leuthen gesiedelt haben. Der Ausdrucksweise der damaligen Zeit entsprechend hat man von ihnen als „von den Geleitsleuten“ gesprochen und aus dieser frühen Bezeichnung ist der Name des heutigen Dorfes entstanden, der in einer Weise unverständlich geworden ist, daß ihn schon der Dichtant Neaetius im Jahre 1560 bloß in der Wendung gebraucht hat: „von Leuthen dem Dorffe“.

5. Im übrigen dürfte für diese neue Erklärung insofern auch aus der Flurnamengebung der Umgegend ein beweiskräftiges Argument vorliegen, als jenseits der Landesgrenze, und zwar am sogenannten „Höllenege“, der von Patzchkau

bezw. Gostiz zum Großen Heidelberg bei Landeck führt, der „Leiter-Brunnen“ liegt. Denn „die leit“ ist die ältere Bezeichnung für einen Weg zum Gehen oder Fahren gewesen, „der Laiter“ oder „Laiterer“ aber war der Fuhrmann und mit „Laitter“ wurde früher der Fuhrknecht bezeichnet. Daß weiter an Wegen, die früher Geleitstraßen waren, bis heute die Bezeichnung „Gelat“ (Geleite) haften geblieben ist, hat Hoß (1910 S. 24) aus der Flurnamengebung von Schlitze erwiesen, während nach Kobell (Nass. Ann. 39. Jg. [1909] S. 186) in der Gemeinde Schwanheim auch jetzt noch der Flurname „Geleitstraße“ lebendig ist.

Damit haben sich nunmehr über ein Duzend alter Glaziger Wegennamen den ältesten Berg- und Flußnamen des Landes angereiht und klingen mit diesen harmonisch in der gleichen wissenschaftlichen Erkenntnis zusammen, daß es germanischer Boden gewesen ist, den die Glaziger Flüsse bewässert und die Glaziger Auslandswege durchquert haben. Wie vordem bei den Berg- und Fluß-, so ist jetzt auch bei diesen Glaziger Wegebezeichnungen der letzte slavophile Spuk verflogen, der sie bisher umgeistert hatte und im Lichte der neuen Forschungsergebnisse stehen diese Namen nunmehr vor uns und präsentieren sich mit der Deutung der in ihnen enthaltenen frühgeschichtlichen Wortstämme und urgermanischen Begriffe geradezu als das Ergebnis ihrer eigenen Geschichte. Die Berg-, Fluß- und Wegennamen des Habelschwerdter Kreises bilden darum jetzt schon eine derart festgefügte Phalanx von Beweisen für das Urdeutschtum des Landes, daß man geradezu darauf gespannt sein muß, ob und an welcher Stelle es der überholten Fabel von der urslawischen Glaziger Besiedlungsperiode noch gelingen wird, dieses dichte Netz von Argumenten zu durchbrechen. In einem hochbedeutsamen Punkte sind unsere Forschungsergebnisse jedenfalls weit über die bisherigen Anschauungen hinaus gekommen: Über die Sudeten hinweg, hat in frühgeschichtlichen Tagen, so steht nunmehr unwiderruflich fest, nicht nur ein reger nächbarlicher Verkehr zwischen Böhmen und Schlesien bestanden“ (M. Jahn) und sind die Glaziger Straßen nicht bloß „von Germanen stark begangen worden“ (F. Geschwendt), vielmehr ist das Glaziger Land an seinen bedeutungsvollsten Punkten auch schon

frühzeitig sehr intensiv von einer Bevölkerung bewohnt und besiedelt gewesen, die endgültig als eine markomannische zu bezeichnen, ich mir jetzt wohl unangefochten die Freiheit nehmen darf.

Dieser markomannischen Gläzer Frühbevölkerung, ihrer geschichtlichen Existenz und ihren unübertroffenen Kulturverdienen, endgültig wieder zu ihrem Recht verholfen zu haben, stellt sich jedenfalls schon jetzt als ein Forschungsergebnis dar, das sich von den bisherigen Aufstellungen der Kolonisationstheorie, wie der Tag von der Nacht, unterscheidet. Haben es doch ausländische Gelehrte sogar fertig gebracht, die Markomannen der böhmischen Frühzeit zu reinen Slawen zu stempeln, die angeblich „Moravani“ geheißen, urtschechisch gesprochen und bloß von den Römern nicht richtig verstanden worden sein sollten, aber auch die einheimischen Historiker und Namenkundler haben in dieser Beziehung schwere Schuld auf sich geladen. Die sogen. Namensklärungen, kraft deren sie des Landes älteste geographische Bezeichnungen, vorab seine Berg-, Fluß- und Wegenamen, unter das Joch ihrer slavomanen Vorurteile gezwungen bezw. mit Etymologien in Verbindung gebracht haben, die mit objektiver Wissenschaft nichts mehr zu tun hatten, haben ja auch bis jetzt schon zur Genüge erkennbar werden lassen, welche Travestierung der Gläzer Frühgeschichte dadurch zustande gekommen ist. In Wirklichkeit haben wir nunmehr, sowohl an den Rinnalen der Wasserläufe, wie an den „feinen Linien“ des frühgeschichtlichen Wegenetzes entlang, statt der behaupteten Slawenmassen, eine markomannische Bevölkerung setzhaft gesehen. Ob und inwieweit aber diese auch das flache Land, das sich zwischen diesen Flüssen und Wegen breitet, besiedelt hat, wird sich ergeben müssen, wenn wir jetzt den einzelnen Landschaften des Habelschwerdter Kreisgebietes in besonderen Untersuchungen gerecht zu werden suchen.

Und da der Hauptfluß des Landes den Habelschwerdter Kreis in zwei fast gleich große Hälften scheidet, ist die Gliederung in die Teillandschaften rechts und links der Neiße ganz von selbst gegeben.

Dritter Abschnitt

Das obere Bielethal

Wenn von irgend einem Teile des Habelschwerdter Kreises, dann gilt von der Gegend des oberen Bielethals das alte Wort daß dort „das Eichhörndchen sieben Meilen über die Bäume lief“. Gleichwohl ist die genannte Gegend weit über tausend Jahre bereits besiedelt gewesen, bevor sie am 14. Februar 1346 als Herrschaft Karpenstein mit dem Landgericht in Landeck und den Dörfern Conradswalt, Winklerdorf, Merbotindorf, Wolfransdorf, Tolheim, Diczdorf, Lutein, Crafczdorf, Gerarczdorf, Schrekkersdorf, Gumpredtsdorf, Seydenberch, Moraw und Alberczdorf zum ersten Male ins Licht der urkundlichen Geschichte trat.

In der Vergangenheit dieses östlichen Glager Randgebietes heben sich nun deutlich erkennbar vier verschiedene Landschaften ab, die zu verschiedenen Zeiten die Träger der geschichtlichen Entwicklung gewesen sind und die es sich darum auch gesondert zu betrachten lohnt.

- I. Die Gegend von Landeck,
- II. Die Gegend von Martinsberg,
- III. Die Gegend von Seitenberg,
- IV. Die Gegend am Schneeberg.

I. Die Gegend von Landeck

Von allen Teilgebieten des oberen Bielethals hat keines nachhaltiger im Brennpunkt des geschichtlichen Geschehens gestanden, als die Gegend um Landeck, weil hier in der Burg Karpenstein der militärische und wirtschaftliche Mittelpunkt der Herrschaft lag, der ehemals das ganze obere Bielethal untertan war. Es ist also klar, daß wir diesem Teilgebiet zuerst unsere Aufmerksamkeit zuwenden müssen.

Der erste Name, der in der Gegend von Landeck mit Nachdruck unser Interesse auf sich ziehen muß, ist der der Burg Karpenstein. Denn nicht bloß der genannten Burg ist dieser Name eigen gewesen, auch der ausgedehnten Herrschaft, die hier an der äußersten Ostgrenze des Glazer Landes die gleiche bedeutungsvolle Aufgabe zu erfüllen hatte, wie die Herrschaft Snellinsteyn im südlichen Grenzzipfel auf der Westseite des Neißetals. Damit aber allein schon ist klar, daß die zuverlässige Deutung des Namens der Burg und der Herrschaft Karpenstein nicht nur die Vergangenheit der Gegend um Landeck in die maßgebende Beleuchtung rücken, sondern auch für das richtige Verständnis der geschichtlichen Entwicklung des ganzen oberen Bieleitals wegweisend werden muß.

I. Die bisherigen Deutungen. — Wie weit die bisherigen Erklärungsversuche des Namens des Karpensteins hinter dem Ziele zurückgeblieben sind, zeigt am besten eine kurze Übersicht über die gemachten Vorschläge und die für sie maßgebende wissenschaftliche Kritik.

1. Von Deutungsvorschlägen sind mir im ganzen drei bekannt geworden, denn daß man das durchsichtige Manöver des Prager Univ.-Prof. Dr. Simak, der auf seiner im Jahre 1919 entworfenen Karte für den Namen der Burg und der Herrschaft die Schreibung „Karpnstejn“ den Leuten mundgerecht zu machen suchte, nicht ernst zu nehmen vermag, dürfte dabei klar zu Tage liegen.

a) Eine erste Erklärung stammt von dem böhmischen Jesuiten B. Balbinus, der den Namen der Burg mit dem quadiſchen Volksstamme der Karper in Verbindung gebracht hat, was insofern von besonderem Interesse ist, weil für ihn die slawische Vergangenheit des Landes eine reine Selbstverständlichkeit war und er dabei nun mit einem Male auch auf einen frühgeschichtlichen nichtgermanischen Volksstamm zu sprechen kommt.

b) Einen zweiten Deutungsversuch hat G. H. Burghardt in seinem Buche über „die warmen Bäder bei Land-Ecke“ (1744) vorgelegt, denn danach sollte die Burg wegen der dreieckigen Gestalt ihrer Anlage von dem bekannten dreieckigen Knoden

im Kopfe des Karpfen, der früher als Arzneimittel häufige Verwendung gefunden hat, ihren Namen erhalten haben.

c) Nach der heute üblichen Ansicht, die nach A. Hegerhorst und D. Schätzke auch von Klemenz (O. N. 44) und Graebisch (Gedenkschr. 60) vertreten wird, soll dagegen der Name von dem „goldenen Karpfen im Wappen des ersten Besitzers, Thammo von Glubos“, kommen.

2. Die wissenschaftliche Kritik braucht sich diesen Behauptungen gegenüber wohl bloß auf folgende Feststellungen zu berufen:

a) Was zunächst den Stamm der Karpfen betrifft, den der Jesuit Balbinus ins Feld geführt hat, so ist lediglich die äußere Ähnlichkeit im Wortklang die Veranlassung gewesen, daß er ihn mit dem Glatzer Lande in Verbindung gebracht hat. Mit diesem kann er aber schon deshalb nichts zu tun gehabt haben, weil die Karpfen ein dakischer Volksstamm gewesen sind, der z. B. von dem römischen Schriftsteller Ammian (XXVII. 5) zum Jahre 368 n. Chr. an der unteren Donau erwähnt wird. Immerhin ist die Feststellung nicht uninteressant, daß selbst der tschechisch eingestellte Jesuit Balbinus das Glatzer Land in der Frühzeit seiner Geschichte von einer quadischen, d. h. seiner Meinung nach germanischen Völkerchaft, besiedelt sein ließ und auch keinen Anstand nahm, an eine frühgermanische Namengebung im Glatzischen zu glauben. Bekanntlich haben die späteren Glatzer Heimatkundler die frühgermanische Besiedelung des Glatzer Landes einfach totgeschwiegen und die Glatzer Frühgeschichte so gut wie restlos in einer vielhundertjährigen rein slawischen Geschichtsperiode untergehen lassen.

b) Auch die Berufung auf die dreieckige Anlage der Burg stellt eine bloße Annahme dar, der die Wirklichkeit nicht entsprochen hat. Nach Wehse (Karpfenstein [1883] S. 51) hat nämlich die Burg „eine dreieckige Anlage gar nicht, und hätte sie eine solche, dann würden wohl andere Gegenstände von dreieckiger Gestalt dem Gründer der Burg viel näher als jene Knochen der Karpfen gelegen haben, um von ihnen die Bezeichnung der Burg zu entnehmen“.

c) Was schließlich den Karpfen im Wappen der Gloubos betrifft, so ist daran zu erinnern, daß es bei der Erklärung von

Burgennamen aus der Heraldik nach Edw. Schröders Feststellungen (Gött. Beitr. [1927] S. 11) keineswegs als sicher gelten kann, „daß es sich um das bereits vorhandene Wappentier handele, das vielmehr in Fällen, wo es sich mit der Burgbenennung deckt, recht wohl das sekundäre sein kann“. So hat sich ja auch die Klemenzsche Deutung des Namens des Schnallensteins aus der „Schnalle“ im Wappen der Familie der ersten Lehnsbesitzer als Phantasie erwiesen. Wie leicht im übrigen der angebliche „Karpfen“ durch volksetymologische Umdeutung auch in den Namen des Glazer Karpensteins hineininterpretiert worden sein kann, geht deutlich aus dem Namen des Hohenkarpfen im württembergischen O. A. Tuttlingen hervor, der im Jahre 1086 noch Kalphen, Calphe, 1109 Kalphin geheißen hat, so daß H. Bauer (ZONF. Bd. VI [1930] S. 227 ff.) sich veranlaßt sah, die mit Karpfen zusammengesetzten Bergnamen von altem Calfen = kahl und luphun = Höhe abzuleiten.

II. Die neue wissenschaftliche Deutung. — Eine Reihe von sich gegenseitig stützenden Argumenten wirken zusammen, um uns den Sinn und die Bedeutung des Namens des Karpensteins wieder verständlich zu machen.

1. Aus den urkundlichen Namensbelegen ergeben sich zunächst die folgenden Feststellungen:

a) Tatsache ist, daß die älteren Schreibungen des Namens ausnahmslos stets „Karpfen-“ bzw. „Carpenstein“ gelautet haben, denn es heißt: 1346 castrum dictum Carpenstein; 1351 of das Haus czum Carpenstein; 1392 Burggraf czum Karpenstein; 1418 geseffen uff dem Carpensteyn.

b) Die Schreibung „Karpfen“ ist erst erheblich jüngeren Datums; sie erscheint z. B. in der Form: 1629 unter dem Kharpffenstein; 1736 Karpffenstein, also in einer Zeit, in der die Burg schon längst der Zerstörung anheim gefallen war.

c) Damit ist klar, daß die Schreibung „Karpfenstein“, auf der die bisher maßgebende Namenserklärung fußte, bloß eine volksetymologische Umdeutung darstellen kann, die freilich durch das vielberufene Wappentier der Gloubos veranlaßt und befördert worden sein mag, die aber von der wirklich wissenschaftlichen Namenserklärung unter keinen Umständen acceptiert werden kann, weil es sich dabei um einen

Namen handelt, der ganz erheblich älter ist, als die Burg und das Wappen ihrer ersten Lehnsbesitzer.

2. Aus der Geschichte ist nämlich die Feststellung von entscheidender Wichtigkeit, daß mit dem Namen Karpenstein nicht bloß die bekannte Burg, sondern auch die ausgedehnte Herrschaft bezeichnet worden ist, deren Dorort sie eine zeitlang gebildet hat. Beide aber sind von allem Anfange an der Oberlehnherrschaft der böhmischen Krone unterstellt gewesen, wobei es nicht im mindesten zweifelhaft sein kann, daß nicht die Burg, sondern die Herrschaft Karpenstein die eigentliche und älteste Trägerin der Geschichte des oberen Bieleitals gewesen ist.

a) Was zunächst die Burg Karpenstein betrifft, so ist sie überhaupt nur eine zufällige Erscheinung in der Geschichte der Herrschaft gewesen, da sie einerseits verhältnismäßig spät entstanden und andererseits auch frühzeitig wieder vom Erdboden verschwunden ist.

Über den Zeitpunkt ihrer Entstehung sind freilich keine Nachrichten auf unsere Tage gekommen, aber es ist klar, daß sie erst in der Zeit entstanden sein kann, in der der deutsche Burgenbau in Übung gekommen war. Ihre Geschichte reicht mithin kaum vor das 10. bezw. 11. Jahrhundert zurück und da damals das Glager Land bereits eine tausendjährige geschichtliche Entwicklung hinter sich hatte, ist weiter klar, daß die Burg nicht, wie man das bisher angenommen hat, zugleich mit der gleichnamigen Herrschaft, als „befestigter Amtssitz derselben“, entstanden sein kann. „Ihr ursprünglicher und bleibender Zweck“, das hat ja auch schon K. Wehse (Karpenstein 112) ganz richtig hervorgehoben, „lag mehr, wo nicht allein, in dem Schutze des dazu gehörigen Bezirks (Herrschaft) und in der Absicht, dem Besitzer der Herrschaft oder dem Burggrafen in der wenig bevölkerten Gegend eine entsprechend ausgestattete und die genügende Sicherheit gewährende Wohnstätte zu bieten“. Zwar kann es keinem Zweifel unterliegen, daß es auch in der frühesten germanischen Zeit bereits sogenannte Fluchtburgen gegeben hat, wie sie z. B. Caesar (B. Gall. S. 21) bei den Britanniern erwähnte, soweit das aber die erhaltenen Mauerreste erkennen lassen, deutet die Burganlage des Karpensteins unverkennbar auf eine ehemalige Wohn-

burg aus späteren Zeiten hin. Denn nach C. Schuchhardt (Vorgesch. von Deutschland [1928] S. 305) „ist die germanische und sächsische Art, die Burgform ganz dem Berge anzuschmiegen, sie rundlich oder oval oder spitzoval zu gestalten und die Gebäude rings am Walle entlang zu führen, für die Wohnburg des Mittelalters — im Gegensatz zur Soldatenburg der Normannen und Deutschordensritter — maßgebend geblieben. Wohin man blickt: von der Wartburg bis Chillon herrscht der gleiche Typ. Er hat diese große Rolle offenbar Heinrich I. zu verdanken, der um 920 gegen die Ungarn- und Slawengefahr den allgemeinen Burgenbau anordnete und als Sachse die heimatische Überlieferung zugrunde legte. Die ganze Anordnung Heinrichs atmet uralten Volksburgengeist.“

Im übrigen ist sie ja auch frühzeitig genug der Zerstörung anheimgefallen und zwar hing das mit den Zeitverhältnissen zusammen, denn, wie das handschriftliche Haugwitzsche „Jahr- und Stammregister“ (I. 60) zum Jahre 1443 berichtet, „ist durch ganz Böhmen, insonderlich aber bei Gitschin und in dem Königgrätzer Kreise, auch in unserm glücklichen Vaterlande eine große Räuberei und Morden entstanden, dieweilen damals das Königreich Böhmen ohne König war und in diesen zerrütteten Zeiten in währendem Interregno alles untereinander ging. Viele unzählbare feste Schlösser wurden von den Räubern überrumpelt und eingenommen, alle Wege und Landstraßen unsicher gemacht. Die Bauern mußten ihre Feldarbeit meistentheils des Nachts verrichten; in summa, es war sich ein Jeder selbstem König und Herr, wie denn in unserm Lande das Schloß Hummel, der Karpenstein in dem Landeckischen... und andere Schlösser mehr von den Räubern mit Gewalt eingenommen und besetzt worden sind. Es hat sich also Mathäus von Haugwitz nebst andern vom Adel anderwohin und wie vermutlich nach Böhmen gezwungen retirieren müssen, bis endlich der völlige Adel aus Mißfallen und äußerstem Verdruß gegen dieses so langwierige Ubel, Morden und Rauben mit Gewalt sich widersetzte und durch einhelligen Schluß durch das ganze Königreich in alle Kreise gewisse Hauptleute verordnete mit scharfem Befehl, den Räubern die innehabenden Schlösser und Raubnester wiederum abzunehmen und zu zerstören.“

b) Neben der Burg und längst vor deren Erbauung hat aber bereits die Herrschaft Karpenstein bestanden und daß deren Bestehen in die frühesten Zeiten der Glazzer Geschichte zurückgehen muß, dürfte im Hinblick auf die ausschlaggebende Bedeutung der Gegend mit ihren wichtigen Pässen und ihren vielbegangenen Auslandsstraßen nicht zweifelhaft sein. Der beste Beweis dafür liegt ja in der Tatsache, daß als die Burg Karpenstein am 15. Juni 1443 eine Ruine geworden war, damit nicht etwa auch das Ende der zugehörigen Herrschaft besiegelt gewesen ist, vielmehr ist ihr Gebiet als „Landekischer Distrikt“ in der Folge von der Glazzer Landeshauptmannschaft verwaltet worden, bis mit den veränderten Verhältnissen seit dem 17. Jahrhundert auch diese alte Herrschaft Stück um Stück an private Besitzer veräußert wurde.

Das bedeutet, daß, völlig unabhängig von der Burg, die Herrschaft Karpenstein es gewesen ist, die in diesem Teile des Glazzer Landes seit den frühesten Zeiten bereits eine wichtige Aufgabe zu erfüllen gehabt hat und daß darum auch der Name Karpenstein nicht erst in der Zeit der Erbauung der Burg ins Dasein getreten sein kann, sondern — ähnlich wie wir das bei der Burg Landfried und der Burg Snellinsteyn haben feststellen können, längst vorher bereits am Boden der Landschaft gehaftet haben und von diesem auf die Burg übertragen worden sein muß.

3. Diese Tatsache dürfte durch folgende topographische Feststellungen nur noch erhärtet werden:

a) Bedeutsam ist zunächst die Lage der Burg, denn im Unterschiede von anderen Anlagen dieser Art ist sie weder in einem Flußtal, noch unmittelbar an einem Straßenzuge, sondern mitten im Gebirge in unmittelbarer Nähe der Grenze errichtet worden. Daraus aber geht hervor, daß die Bergerhebung, auf der noch heute die Burgruinen liegen, das Entscheidende an der ganzen Anlage gewesen ist und darum auch ganz zweifellos längst schon vor Errichtung der Burg in ihrer Bedeutung erkannt und für die Sicherung der Grenze und des Herrschaftsgebietes auch ausgenutzt worden sein muß.

b) Dieser Lage hat denn auch die Aufgabe der Burg durchaus entsprochen, denn diese hat schon K. Wehse (S. 114)

mit den Worten richtig umschrieben: „Die wahre Bedeutung der Burg Karpenstein springt — möchte ich sagen — sofort in die Augen, wenn man von der Ruine aus einen Umblick thut. Von hier aus übersieht man unbehindert die ganze Gegend, welche die Herrschaft Karpenstein einnahm; man sieht in die zwei Hauptthäler derselben — Biele- und Mohrau-Thal — unmittelbar hinab und kann die anderen Thäler an den sich anschließenden Bergkämmen erkennen... Diese Lage der Burg bezeugt unverkennbar, daß ihr Erbauer sie nur oder hauptsächlich für die Herrschaft Karpenstein geschaffen hat... Burggraf und Unterthanen waren daher im Stande, jederzeit nach den Ortschaften der Herrschaft hin und von diesen oder ihren Gemarkungen aus nach der Burg Zeichen bei drohender Gefahr oder bei eingetretener Noth einander zu geben.“ Damit aber sind wir auch an dieser Stelle des Landes auf eine jener Signalstationen gestoßen, wie wir sie auch an anderen Stellen bereits kennen gelernt und sehr wahrscheinlich auch in dem im Jahre 1614 genannten Kaphügel, einer Überschaar unterhalb des städtischen Forstes in Thalheim, vor uns haben. Daraus aber ergibt sich von selber, daß die genannte Bergerhebung bereits in frühgeschichtlicher Zeit als Signalstation verwendet worden und auch eine dieser Grenzaufgabe entsprechende Bezeichnung erhalten haben muß.

c) Dabei fällt denn auch weiter die Tatsache auf, daß eine der Erhebungen auf dem Berg Rücken, auf dem die heutige Ruine liegt, die Bezeichnung Ringelstein führt, die, wenn sie alt sein sollte, nach Buck (S. 219) daran erinnern könnte, daß man in früheren Zeiten eiserne Ringe an Bäumen und Felsen als Grenzzeichen anzubringen und nach Förstemann (I. 1443) mit ahd. und altf. „hring“ Ringzäune und Ringwälle zu bezeichnen pflegte. In der That wird auch im Glasischen ein derartiger, mehrere Zentner schwerer Stein erwähnt, der auf dem Herrensitze in Dolpersdorf gelegen und mit einem eingemauerten Ring versehen gewesen ist (Kühnau 298). Aber selbst dann, wenn man diesen Namen als eine Umdeutung aus der im Jahre 1500 angeführten Flurbezeichnung „vom Stollerstein auf dem Regill hinof bis under den Carppenstein“ ansieht, wird kein Zweifel bestehen,

daß darin eine Grenzbezeichnung steckt, denn mit „Riegel“ ahd. *rigil*, mhd. *rigel* hat man ehemals einen Hügelrücken bezeichnet, der eine kleine Wassertheide bildet, nach der urkundlichen Wendung vom Jahre 1251: *locus qui dicitur auf dem rigel, ubi aqua pluvialis dividitur hinc et inde* (Chr. Mayer, O. N. Ries 26).

4. Damit wird erst recht das Argument aus der Ortsnamenkunde in seine Rechte treten müssen, weil man dem Sinn und der Bedeutung einer derart alten Ortsbezeichnung, wie sie im Namen des Karpensteins vorliegt, nur durch Vergleichung mit ähnlichen Wortbildungen aus anderen deutschen Sprachgebieten einigermaßen näher kommen kann.

a) Wieder fällt in diesem Falle mein Augenmerk zunächst auf Oberfranken, von wo wir das Volk der Markomannen in Böhmen eine neue Heimat haben suchen sehen, denn dort begegnen wir dem Namen des bekannten Schlosses bzw. Klosters und ehemaligen Gaues Banz, der urkundlich in folgenden Belegen überliefert ist: 1015 in *banzgouwe*; 1069 *rus banzone inter ltesam et Mogum*; 1069 *mons qui Banzperc dicitur*; 1071 *totum Panzgoë, Banqa*; 1248 *Bance*; 1299 *Bancz*; 1303 *Banz*; 1452 *Altenpanz*; 1632 *closter Banq*, *alten Banq*. Aus diesen Belegen aber scheint mir ein völlig neues Licht auch auf den Namen Karpenstein zu fallen, wenn ich folgendes feststelle:

Erstens. Über die Bedeutung dieses Namens ist man sich lange im Unklaren gewesen, bis man erkannte, daß das gleiche Stammwort als Endung auch in folgenden Namen enthalten war: *Ostrevant*, *Bucino-bantes*, *Brabantum* (Brabant), *Burfbant*, *Suifstar-bant*, *Destar-benzon*, *Tubantes*. Selbst noch O. Curs (Deutschl. Gau e. 10. Jh. Diss. Göttingen [1908] S. 25) hatte nur festzustellen vermocht: „Eine Deutung ist noch nicht gefunden. Jedoch stimmen alle Forscher darin überein, daß *band* ein synonyme Ausdruck für *pagus* [Gau] ist“. In letzter Linie aber fußten die genannten Forscher auf J. Grimm, der in diesen Namen ein verschollenes Wort von neuem entdeckt hatte, das altf. *bant*, ahd. *banz*, *panz* gelautet und „Gau“ oder „Gebiet“ bedeutet hatte. Die Namen „*Banzgouwe*“ und „*Panzgoë*“ konnten also damit bloß eine Tautologie darstellen

und bewiesen, daß der ursprüngliche Sinn des Bestimmungswortes schon um die Wende des ersten christlichen Jahrtausends nicht mehr verstanden worden war.

Zweitens. Zur Etymologie dieses Wortes hat dann weiter Sch. von Guttenberg (Arch. f. Anthr. N. F. Bd. VIII [1909] S. 208 ff.) die innere Verwandtschaft zwischen den beiden Stammwörtern *band* und *biunda* festgestellt. Denn, wie das Stammwort „*biunda*“, ist auch *band* aus „*wand*“ im Sinne von *Grenze* entstanden, da *want* zu *bant* ahd. (Lautwechsel zu *z*) *panz*, nd. *bant* geworden ist und in der deutschen Namengebung die weiteste Verbreitung gefunden hat. *Bant* aber hat sich schon frühzeitig in „*bende*“ bezw. „*bend*“ verwandelt und ist in dieser Gestalt von Guttenberg u. a. in folgenden urkundlichen Belegen nachgewiesen worden: bei Diebtrich in der Eifel in den Wendungen „*dat Bendegut*“; „*von der ganzweide bis in die bende*“; ferner bei Aachen auf dem Gelände des heutigen Westbahnhofs in der ehemals den Tempelrittern gehörigen „*Tempelbend*“; ferner in den oberfränkischen Namen *Penz* und *Penzenberg*, zwischen Nankendorf und Stockau, ehemals an der Grenze der Babenberger und Meraner Herrschaft gelegen.

Damit aber sind wir auch im Namen *Karpenstein* auf das gleiche ursprüngliche Stammwort und den gleichen Begriff gestoßen, wie sie uns im Namen der *Biele* bereits entgegengetreten sind. In beiden steckt die uralte Bedeutung eines eingezäunten Sondergutes an der Landesgrenze und gerade diese übereinstimmende Bedeutung der beiden Namen stellt insofern den nachhaltigsten Beweis für die Richtigkeit ihrer Deutung dar, als wir im Namen der *Biele* eine ausgesprochene Landschaftsbezeichnung erkannt haben und die gleiche Landschaft, von der die *Biele* ihren Namen herleitet, auch das Gebiet der ehemaligen Herrschaft *Karpenstein* ausgemacht hat.

b) Eine zweite Analogie scheint mir im Namen des alten *Carbanto-rigum* gegeben zu sein, das ehemals im nördlichen Britannien gelegen hat und z. B. von Ptolemäus (II. 3. 6) erwähnt wird. R. Much (Zt. f. dt. Alt. 41. Bd. [1897] S. 121) hat zwar in diesem Namen eine keltische Wortbildung erblicken wollen, wie ich glaube, zu Unrecht. Jedenfalls hat die genannte

Stadt im germanischen Siedlungsgebiet in Schottland gelegen und auch der Umstand, daß man ihre ehemalige Lage auf einem Berge zwischen den Flüssen Nith und Dee wieder festgestellt zu haben glaubt, scheint mir darzutun, daß auch in diesem Namen nur das germanische Stammwort *bant* enthalten sein kann.

c) Diese Auffassung findet denn auch eine gute Stütze in dem Namen *Karabant*, der ebenfalls in einem ehemaligen germanischen Siedlungsgebiet, nämlich in der heutigen Landschaft *Carembaut* südlich von *Lille*, nachweisbar geblieben ist, und zwar im Jahre 964 als *Karabantum*, im 11. Jahrhundert als *Karabanto*. Auch ist Förstemann zu zwei verschiedenen Malen auf diesen Namen zu sprechen gekommen. Das erste Mal (I. 358) hat er ihn zu dem eben angeführten Stammwort „*band*“ gestellt, das zweite Mal (I. 1646) hat er ihn wegen seiner ersten Silbe mit dem Stammwort „*Kar*“ in Verbindung gebracht.

5. Die sprachliche Deutung des Namens *Karpenstein* scheint mir aber damit in der einwandfreiesten Weise geklärt zu sein.

a) In der ersten Silbe steckt das alte Stammwort *Kar*, nach Grimm ein „uraltetes europäisches Wort“, das wir beim Namen des *Peuckerdörfels* bereits kennen lernten. Wie festgestellt, bezeichnet es eine „talähnliche, zur Weide benutzbare Vertiefung auf höherem Felsgebirge“ und kommt, vorab in *Hessen*, häufig als *Grenzbezeichnung* vor. Es steht ja auch in diesem Falle durchaus mit der *Topographie* im Einklange, weil die frühgermanischen *Grenzen* aus breiten *Waldzonen* bestanden haben, die als „*Ödländereien*“ galten und lediglich als *Weide* für das *Vieh* in *Benutzung* genommen worden sind.

b) In der zweiten Silbe steckt das gleiche *band*, von dem bereits die Rede gewesen ist. Wie festgestellt, bezeichnete es eine „*Gegend*“, einen „*Gau*“ und da es aus dem Stammwort *want* entstanden ist, mit besonderem *Vorzug* ein *Grenzgebiet*. In dem in den *Alpen* vorkommenden *Bergnamen* „*Kar-wand*“ ist es ja auch heute noch in seiner ursprünglichen *Gestalt* erhalten, wie die *Flurnamen* überhaupt ihre ursprüngliche *Gestalt* am besten *bewahrt* haben.

Über die Bedeutung, die der Begriff „Gau“ ehemals auch für das Glazener Land gehabt hat, zeugt die Glazener Urkunde vom 13. Juli 1348, in der von „den steten und gewenen des gebites zu Glacz“ die Rede ist und erst recht die Landecker Urkunde vom 29. Januar 1353, die sogar von dem „gewe Landecker adir andir gutir des landes Glacz“ zu berichten weiß. Es ist aber klar, daß in diesen Verlautbarungen Reminiszenzen an den Gaubegriff stecken, den wir übrigens ja auch im Namen des nahen Jauersberges bereits erwiesen haben.

c) Das Grundwort „Stein“ endlich bezeichnet einen aufragenden Felsen und ist ja auch in den alten Burgennamen eine sehr bekannte Erscheinung. Dennoch halte ich dafür, daß dieses Grundwort nicht erst in den Namen gekommen ist, als auf dem steinigen Berg Rücken die Burg entstanden ist. Vielmehr dürfte aus der ganzen Entwicklung klar geworden sein, daß wir in dem felsigen „Stein“, auf dem später die Burg gebaut worden ist, ein altes germanisches Grenzmal zu erblicken haben werden, das seit den ältesten Zeiten als „Kar-band-stein“ den maßgebenden Grenzpunkt der danach bezeichneten Herrschaft Karpenstein gebildet hat, deren Bedeutung sich in der Grenzschutzaufgabe erschöpfte, die sie an dieser wichtigen Stelle der Landesgrenze zu erfüllen hatte.

6. Zuletzt stellt auch die Glazener Flurnamengebung ein Argument zur Verfügung, das mit seiner durchschlagenden Beweiskraft die vorangegangene Begründung geradezu über den letzten Zweifel heben muß, denn es knüpft an einen geographischen Namen an, der an einem der ausgesprochensten Grenzberge der ehemaligen Herrschaft Hummel haftet, nämlich dem Pansker.

a) Die bisherige Glazener Namenerklärung hat bekanntlich auch den Namen dieses Berges rücksichtslos in den slavophilen Märchentopf geworfen und dünkte sich auch noch weise, als sie dabei ein paar slawische Brocken an den Mann bringen zu können glaubte. Und wie gläubig man überall im Lande derartige Verlautbarungen aufgenommen hat, kann der Umstand zeigen, daß die Erklärung von W. Mader (24. J. Ber. G. G. D. [1904] S. 57 u. Gr. Gl. 8. Jg. [1913] S. 67), die den Namen des Pansker „von pan oder panski, d. h.

herr bezw. herrschaftlich" abgeleitet und als „herrschaftlichen Berg“ ausgegeben hat, bis heute unwidersprochen geblieben ist.

b) In Wirklichkeit liegt auch in diesem Namen eine urgermanische Wortbildung vor, die mit tschechischen Sprachlauten schon deshalb nichts zu tun gehabt haben kann, weil gerade zu beiden Seiten der Grenze über den Pansker deutschsprachige Gegenden liegen. Maßgebend für die Deutung des Namens Pansker ist nämlich der urkundliche Beleg aus Oberfranken, der bereits zum Jahre 1069 einen mons, qui Banzperc dicitur verzeichnet und in der pfälzischen Flurbezeichnung aus dem Jahre 1292: montem, qui vocatur Bannholz (Th. Zink, Pf. Fl. N. 108) aus späterer Zeit sein Gegenstück hat. Denn im Lichte dieser Wendung ergibt sich mit aller Eindeutigkeit, daß im Namen des Pansker genau die gleiche Wortbildung wie im Namen des Karpensteins vorliegt, nur daß in ihm die erste und die zweite Silbe des Bestimmungswortes ihre Rolle miteinander vertauscht haben, denn dem Kar-bant im Namen der Herrschaft Karpenstein steht im Namen des Pansker die Wortverbindung Bant-kar gegenüber.

c) Sprachlich ist damit der Name des Pansker ohne jeden Zweifel, wie folgt, zu erklären.

In dem „Pans“ der ersten Silbe steckt das Stammwort banz, das, aus „want“ entstanden, eine ausgesprochene Grenzbezeichnung darstellt. Und wie nachhaltig sich gerade beim Pansker die Grenze in den Vordergrund drängt, geht aus Maders Feststellung hervor, daß mitten über den Pansker „die Reichsgrenze führt, so daß dieser Berg geteilt den Nachbarländern gehört“. Wie nahe sich im übrigen auch in diesem Teil des Glaßer Landes, der bekanntlich seit frühgeschichtlicher Zeit bereits die Herrschaft Landfried gebildet hat, die beiden Worte „band“ und „biunda“ berührt haben, geht aus meiner Deutung des Namens Nerbotin hervor (Sabeln III. 165 ff.), der früher „Merbotindorf“ geheißen hat und ebenfalls eine Grenzbezeichnung darstellt, in der das alte Wort „biunda“ enthalten ist.

Und was das Stammwort „Kar“ betrifft, das im Gebirge mit besonderer Vorliebe ein als Weide verwendetes Landstück bezeichnet, so braucht man sich nur der Mühe der archivalischen Forschung zu unterziehen, um festzustellen, daß auch nach

dieser Richtung hin die neue Erklärung gegen Stich und Hieb gewappnet ist. Denn am 14. Februar 1812 ist der in der Feldmark Kaltwasser „belegene königliche Busch und die Hütung, die Pansken genannt, an die Gemeinde Kaltwasser verkauft“ worden. Wir haben mithin in diesem Namen alle drei Begriffe nachgewiesen: Felsgebirge, das eingehegte Sondergut und den Ackerplatz als Viehweide, so daß der Beweis für die Identität der beiden Namen gar nicht schlüssiger sein könnte.

Damit aber hebt sich der Name Karpenstein mit einer geradezu überraschenden Prägnanz aus dem Dunkel der Glazialvorzeit und bestätigt auch von sich aus nochmals alle Feststellungen, die wir an den Fluß- und Wegenamen des oberen Bieleitals bereits getroffen haben. Das ganze ausgedehnte Gebiet der ehemaligen Herrschaft Karpenstein ist urgermanischer Siedlungsboden gewesen und hat das, trotz aller Fabeln und Märchen, die man über ihn verbreitet hat, bis auf den heutigen Tag noch niemals verleugnet.

41. Landeck.

Die neue Deutung des Namens Karpenstein wird erhärtet und bestätigt durch den Namen der bekannten Berg- und Badestadt Landeck, die während des ganzen Mittelalters der Hauptort des ganzen oberen Bieleitals gewesen und mit ihrem Namen in einer Weise auf die Topographie der Landschaft zugeschnitten ist, daß wenige Bemerkungen genügen dürften, um ihn als einen jener „redenden Ortsnamen“ zu erweisen, die sich am besten selbst erklären.

1. Ähnlich gebildet, wie z. B. die Namen Landeck im badischen Amte Emmendingen (1255 Landecke castrum; 1298 Lanteka), der gleichnamigen Ruine im bayrischen Bezirk Beilngries (1453 Lanndeck), des gleichnamigen Ortes im österreichischen Bezirk Ebreichsdorf (1196 Landecke) und des Ortes Landegge im Amte Meppen (1164 Landeghe castrum), besteht er aus dem gleichen Bestimmungswort, wie es sich auch im Namen der Glazialherrschaft Landfried findet und dem Grundwort „ek“, ahd. diu eka, mhd. ecke, egge. Als

Grenzbezeichnung kann der Name in der Tat ja auch nur von der Lage der Gegend hergenommen sein, die hier wirklich eine „Ecke des Landes“ bildet und dem hat die ursprüngliche Form des Namens, der 1325 Landeke, 1337 Landecke, 1344 Landecke, 1392 Landecke und 1415 und 1496 Landecke gelautet hat, ebenso entsprochen, wie das noch heute bei der Mundart der Fall ist, in der der Name „Landecke“ lautet.

2. Es wird nun nicht zweifelhaft sein können, daß ebenso der Name, wie die Entstehung der Stadt erst einer erheblich späteren Kulturschicht zugewiesen werden muß, als das bei dem Namen Karpenstein der Fall ist. Die Gegend ist seit vielen Jahrhunderten längst besiedelt gewesen, ehe in ihrer Mitte Landeck entstanden ist. Und wenn sich die Gründung am Bieleknie schon frühzeitig zu einem ansehnlichen Städtchen entwickelt hat, so sind dafür zwei Gründe maßgebend gewesen:

a) In der ältesten Zeit war es die Tatsache, daß Landeck einen wichtigen Verkehrspunkt gebildet hat, denn hier trafen die beiden Straßen zusammen, die bei Krautenwalde und Waldeck die Grenze überschritten und von hier aus sowohl nach Nordwesten durch das untere, wie nach Süden durch das obere Bieletal weiterliefen. Auf diese verkehrspolitische Bedeutung der Stadt weist ja auch zur Genüge der Umstand hin, daß Landeck Zollstätte gewesen ist, denn im Urbar von 1571 heißt es: „Bei der Stadt ist auch ein Zoll, welchen ein besonders dazu angestellter Zöllner einnimmt und ins Rentamt aufs Schloß Glätz abliefert. Man gibt von jedem Roß 4 hl., von 1 Ochsen oder 1 Kuh ebenfalls 4 hl. und von einem Kalb oder Schaf 2 hl.“

b) Für das spätere Mittelalter ist dann Landecks Aufschwung in besonderer Weise gefördert worden durch seine Heilquellen. Schon am 31. August 1496 hat Herzog Heinrich d. fl. von Münsterberg und Graf zu Glätz „bei Landecke im warmen Bade“ eine Urkunde ausgestellt und aus einem weiteren Schriftstück vom Jahre 1501 geht hervor, daß die Söhne des Genannten, die Herzöge Albrecht, Karl und Georg das Bad kurz vorher „auf ein neues aufgehoben undt erbauet, welches vor eine zeit lang öde und wüste gelegen“. Kurz darauf ließen die Herzöge das heilkräftige Wasser „durch einen

erfahrenen, weit berühmten Mann, Doctor Conrad von Bergh, der freyen kienste, Astronomiä approbierten meistern unter suchen" und dieser hat im Jahre 1501 eine „Beschreibung der Kräfte, Eigenschaften und Würckungen des warmen Bades bey Landeck inn der Graffschafft Glatz, auch wie man dasselbige nützlich brauchen soll“, veröffentlicht. Es ist aber falsch, wenn S. Volkmer (Diert. II. 325) dieses Schriftstück als die „älteste Badeordnung“ bezeichnet hat. Die älteste „Ordnung des Wasserbades bey Landeck“ habe ich im erzbischöflichen Archiv zu Prag (C. 111/6) wieder aufgefunden. Sie trägt das Datum vom 21. Mai 1577 und ist von zwei kirchlichen Persönlichkeiten, dem Prager Erzbischof Anton Brus von Müglitz († 1580) und dem Breslauer Bischof Martin Gerstmann († 1585) verfaßt (Gl. Hbl. 1931 S. 117 ff.).

3. Im übrigen steht ja auch der Name Landeck keineswegs vereinsamt im Gebiete dieser Straßenzüge. Vielmehr entspricht ihm an der schlesischen Grenze der Name Waldock und im Süden ist jenseits der glätzisch-mährischen Grenze Mährisch-Altstadt gelegen, das früher Goldock geheißen hat.

Die „Landesecke“, die die Herrschaft Karpenstein seit den frühesten Tagen der Glatzer Geschichte im oberen Bielethal zu schützen hatte, hat sich also auch im Namen der Stadt Landeck noch besonders zur Geltung zu bringen gewußt. Und wer einen Blick auf die Karte wirft, der wird unschwer feststellen können, daß in ähnlicher Weise auch die drei anderen „Ecken“ des Landes eigenen Herrschaftsgebieten zum Schutze anvertraut gewesen sind, nämlich den Herrschaften Landfried, Snellinsteyn und Neurode, die alle drei im Dienste der gleichen Aufgabe, wie die Herrschaft Karpenstein, nämlich der Sicherung der Landesgrenze, gestanden haben.

So klar damit aber auch die Bedeutung des Namens Landeck zu sein scheint, sehe ich mich insofern doch gezwungen eine Einschränkung zu machen, als die Möglichkeit besteht, daß dem Bestimmungswort im Namen Landeck von Haus aus eine andere Bedeutung innewohnt. Und es ist für die Glatzer Verhältnisse wohl kennzeichnend genug, daß es gerade der im Gebiete der Herrschaft Karpenstein bisher am ungehemmtesten als tschechisch verkegerte Ortsnamen ist, der am eindringlichsten

den Gedanken an diese Möglichkeit nahe legt, nämlich: Der Tſchihak (Nr. 49).

42. Olbersdorf.

Von allen Dörfern der Herrschaft Karpenstein sind von jeher zwei, sowohl durch ihre nahe Ortslage, wie durch die Gemeinsamkeit ihrer Schicksale, besonders eng mit der Stadt Landeck verbunden gewesen, nämlich: Olbersdorf und Thalheim. Da man infolgedessen im voraus schon erwarten kann, daß sich die für die Herrschaft Karpenstein maßgebend gewesenen frühgeschichtlichen Verhältnisse am allerehesten auch in der Namengebung dieser beiden Dörfer wiedergespiegelt haben, soll zunächst von Olbersdorf und anschließend von Thalheim die Rede sein.

1. An urkundlichen Namensformen liegen für den Namen Olbersdorf zunächst die folgenden Belege vor: 1346 Alberczdorf; 1423 Albrechtisdorf; 1487 Olbrechtsdorf; 1493 Olbrechtsdorf; 1579 Olbersdorf; 1631 Olberßdorf. Die kritische Würdigung dieser urkundlichen Namensformen aber führt zu folgendem Ergebnis:

a) Aus der angeführten Namenreihe geht in der einwandfreiesten Weise hervor, daß auch dieser Glatzer Ortsname eine volksetymologische Umdeutung durchgemacht hat, so daß gar keine Rede davon sein kann, daß man ihn mit Klemenz (O. N. 51) auf den Personen-Namen Albrecht, entstanden aus „adal“ und „becht“, zurückführen dürfte. Nach dem Ausweis der Form Albrechtisdorf vom Jahre 1423 ist das „brecht“ der zweiten Silbe erst damals in den Namen hineingekommen, in dem es ursprünglich gar nicht enthalten gewesen ist. Wir haben also hier den gleichen Vorgang, wie ich ihn an anderer Stelle (Fabeln I/II S. 124 ff.) am Namen Albendorf nachgewiesen habe, bei dem ebenfalls in der späten Zeit um 1560 durch die bekannte naive Schreiber-etymologie der gleiche Personen-Name in einen damals längst nicht mehr verstandenen frühgeschichtlichen Namen hineininterpretiert worden ist.

b) Maßgebend für die Deutung kann darum nur die älteste überlieferte Namensform Alberczdorf vom Jahre

1346 sein. Freilich enthält auch sie nicht mehr die ursprüngliche Lautform des Dorfnamens, da auch sie schon deutlich die Spuren allmählicher Abschleifung zeigt. Immerhin ist in ihr die ursprüngliche Namensform noch am durchsichtigsten erhalten geblieben und gerade darin wird ja auch die Aufgabe der wirklich wissenschaftlichen Namensdeutung bestehen müssen, diese älteste überlieferte Namensform derart in den Rahmen der für ihre Entstehung und Entwicklung maßgebend gewesenen Gegebenheiten hineinzustellen, daß sich der ursprüngliche Sinn und die wirkliche Bedeutung dieses Namens von selber offenbaren.

c) Im übrigen hat ja auch diese maßgebende Namensform vom Jahre 1346 in der späteren sprachlichen Entwicklung insofern erneut die Oberhand gewonnen, als sie sich vom Jahre 1579 in der Form Olbersdorf von neuem durchgesetzt und sich nicht nur in der Schriftsprache, sondern auch in der Mundart bis heute aufrecht erhalten hat, da in dieser der Name noch heute „Ollerstroff“ lautet.

2. Die Ortsgeschichte scheint nun allerdings für das tiefere Verständnis dieses Namens keine greifbaren Anhaltspunkte darzubieten, da sie sich wie die fast aller anderen Dörfer des oberen Bieleitals im Dunkel der Vorzeit verliert. Immerhin wird bei der weiteren Untersuchung entscheidend berücksichtigt werden müssen, daß der Grund und Boden, auf dem Olbersdorf entstanden ist, ehemals zur Herrschaft Karpenstein gehört hat und da diese im Gebiete des Grenzwalds gelegen und mit ihrem Grund und Boden ursprünglich der Benutzung durch die Allgemeinheit entzogen gewesen ist, ist klar, daß bei der Anlage des Dorfes das Rechtsverhältnis entscheidend in die Erscheinung getreten sein muß, kraft dessen auf diesem Teile des Herrschaftsgebietes eine Rodung bezw. Ansiedelung überhaupt erst möglich werden konnte, nachdem der seit den ältesten Zeiten über den Grenzwald verhängte Bann vom Oberlehnherrn aufgehoben und das betreffende Waldgebiet zur Rodung und Besiedelung freigegeben worden war.

3. Das Argument aus der Topographie läßt nun durch folgende Tatsachen in das Dunkel dieser frühgeschichtlichen Verhältnisse einen sehr erwünschten Lichtstrahl fallen.

a) Unwiderleglich steht vorerst die Tatsache fest, daß auch

Olbersdorf nur auf ausgesprochenem Waldboden entstanden sein kann. Demgemäß hat es von den ältesten Zeiten an an die Herrschaft einen jährlichen Waldzins erlegen müssen und wie nachhaltig die Reminiszenz an diese topographische Tatsache auch in der Erinnerung späterer Zeiten noch nachgewirkt hat, dürfte daraus hervorgehen, daß die Olbersdorfer, als in der Nähe ihres Dorfes in der Form eines Ablegers ein Abbau entstand, sie für diesen keine zutreffendere Bedeutung als den Namen Harzwald gefunden haben.

b) Des weiteren lehrt ein einziger Blick auf die Karte, daß Olbersdorf mit Thalheim und Landeck nur auf dem gleichen Siedelungsboden entstanden sein kann. Eindeutiger Beweis dafür ist die Ausdehnung und die Gestalt der Olbersdorfer Feldflur. Denn noch heute dehnt sich die 508 Hektar 67 Ar und 47 Quadratmeter große Gemarkung des Dorfes in unmittelbarem Anschluß an das Landecker Stadtgebiet aus und zieht sich in einem langen Korridor den Ufern der Biele entlang bis hart an die ersten Häuser der Stadt, während sie sich auf ihrer westlichen Seite fast unmittelbar mit dem sogenannten „Widmuths-Busch“ berührt, der bekanntlich früher einen Teil der Allmende gebildet hat, aus der er für den Unterhalt der Kirche zur Verfügung gestellt worden ist.

c) Mit dem Begriff „Widmuth“ und „Allmende“ aber scheint mir aus der Topographie von Olbersdorf und seiner Umgebung das maßgebende Rechtsverhältnis klar umschrieben zu sein, auf Grund dessen wir uns allein die Entstehung der genannten Orte an dieser Stelle des Herrschaftsgebietes in zutreffender Weise werden erklären können. Denn im Lichte dieses Rechtsbegriffs nimmt mit einem Male der Name Olbersdorf einen völlig neuen Inhalt an.

4. Die sprachliche Deutung sieht sich nämlich damit alsbald auf den einzig gangbaren Weg gewiesen, den Namen Olbersdorf als eine topographische Bezeichnung zu erklären, die aus zwei bekannten und weitverbreiteten Stammwörtern, wie folgt, zusammengesetzt ist:

a) In der zweiten Silbe verbirgt sich der Wald, dem Olbersdorf seine Entstehung verdankt, und für den man zur Zeit der Dorfgründung das Wort „hart“ gebraucht hat, das

sich bekanntlich fast regelmäßig in -ers abgegriffen hat. Denn nicht nur, daß auf dem Gebiete des Landecker Stadtförstes noch heute der Harteberg liegt, wie bereits hervorgehoben, haben die Olbersdorfer selber dem einzigen von ihrem Dorfe aus angelegten Abbau den Namen Harzwald beigelegt und damit in einer tautologischen Wortbildung die damals längst nicht mehr verstandene Bezeichnung „hart“ bezw. „harz“ von neuem zu Ehren gebracht, die in frühgeschichtlicher Zeit dem ganzen ausgedehnten Waldgebiete eigen gewesen ist, das ehemals den Boden der Herrschaft Karpenstein bedeckt hat.

b) In der ersten Silbe kann dann aber nur das bekannte Stammwort „Allmende“ enthalten sein, das hier in deutlichem Gegensatze zu dem im Namen des Karpensteins festgestellten Sondergut auf den Boden verweist, der neben jenem als „gemeine Mark“ für die Benutzung durch die Allgemeinheit freigegeben war. Nach D. Häberle (Dt. G. 10. Jg. [1909] S. 41) ist nämlich aus der Bezeichnung: „In der Allmende“ sehr früh schon die Wendung: „In der Alpe“ entstanden und diese hat sich „in zahlreichen Orts- und Flurnamen in Bestimmungswörtern wie All, auch Oll, Ull, Ell, Öll, Jll bezw. Ahl, Ohl, Uhl, Aul, Ehl, Öl und Jll erhalten“. Sprachlich hat sich, wie das des weiteren von W. Schoof (ZDD. 1916 S. 292) festgestellt worden ist, „altes m aus Almet, Elmet mitunter zu b, besonders nach vorausgehendem, erhalten gebliebenem l und von da aus auch zu w entwickelt, wie das eine Reihe von Beispielen überzeugend dartun kann, wie z. B. hessisch: Alberöder Wiese (Almeröder Wiese), Gem. Löhlbad, der Alpenstein (Almenstein), Gem. Frankenau, der Alpstein, Gem. Wiera, Albungen bei Eschwege (1075 Albungen); nassauisch: Alpentrod, Albersberg, Alberstal, Albus usw.; thüringisch: die Albertswiese oder Alperswiese, 1337 Elperswiesen, Elpirswiese, 1655 Alperswiesen, Gem. Ohrdruf, ebenda der Albertsgeren“.

5. Namenkundlich läßt sich denn auch diese neue Deutung noch besonders erhärten.

a) Aus der allgemein deutschen Namengebung hat u. a. Sch. v. Guttenberg (Arch. f. Anthr. N. F. VIII [1909] S. 221) bereits festgestellt: „Das Almend ist meist das gemein-

same Wiesen- und Weideland, am reinsten erhalten im Ortsnamen Almendingen bei Thun in der Schweiz. Das Wort verwitterte aber oft bis zur völligen Unkenntlichkeit. Nur aus älteren Schreibungen 1419 m-almans-pach, das bereits 1420 zu alberß und almerß, 1421 zu almaß, heute gar zu almoos-bach geworden ist, läßt sich der Bach „ze dem almands“, der durch gemeinsames Wiesen- und Weideland fließende Bach erkennen. Er entspringt auf oberpfälzisch-bayrischem Boden auf Moorsumpf mit schlechtem Graswuchs, der Flur Sauerholz, fließt dann am Frankenberge, dem Berge der freien Gemeinschaft, dann am Schwarzach, wo dunkle Tannen zu Hauf stehen und am alten burki, bürg, heute Birk, einer Weihestatt der Gemeinschaft vorbei und mündet bei Eichhammer...“

b) Aus der Glager Namenkunde tritt dazu auch noch die Wahrnehmung, daß in der unmittelbaren Nähe von Olbersdorf der „Mittelberg“ gelegen ist. Daß dieser mit dem Begriff der „Mitte“ nicht gut etwas zu tun gehabt haben kann, versteht sich bei einem Berglande von selber. Er dürfte auch sofort ein anderes Gesicht bekommen, wenn ich feststelle, daß gerade im Namen zahlreicher Mittelberge in abgeschliffener Form das gleiche vielgebrauchte Stammwort steckt, das wir jetzt im Namen Olbersdorf aus dem tiefen Dunkel seiner bisherigen Verkenennung von neuem an das Licht des Tages gehoben haben.

Damit stimmen alle fünf Argumente zu dem bedeutsamen Ergebnis zusammen, daß der Name Olbersdorf eine „Gründung im Allmendewald“ bezeichnet. Wie weit aber diese neue Deutung des Namens Olbersdorf das bisherige Märchen von dem „Lokator“ Albrecht, der sich im Namen dieses Dorfes verewigt haben sollte, hinter sich läßt, glaube ich getrost der Entscheidung der Olbersdorfer überlassen zu dürfen. Mit der sagenhaften Deutschen Kolonisation des 13. Jahrhunderts kann jedenfalls auch dieses Glager Dorf nicht das Geringste zu tun gehabt haben, denn mit seiner Entstehung reicht es um viele Jahrhunderte weiter in des Landes frühgeschichtliche Vergangenheit zurück und daß diese einen urgermanischen Verlauf gehabt hat, beweist das Dorf allein schon mit seinem Namen.

43. Thalheim.

Wenn irgend etwas die neue Deutung des Namens Olbersdorf zu bestätigen und zu erhärten vermag, dann ist es der Name Thalheim, der ehemals eine zeitlang zwei verschiedenen Gemeinden eigen gewesen ist, heute aber nur noch in der geschichtlichen Erinnerung weiterlebt, obwohl gerade er in der gleichen nachhaltigen Weise, wie der Name Olbersdorf, den engen besiedelungsgeschichtlichen Zusammenhang zwischen der frühzeitlichen Art der Bodennutzung und der ältesten Namensgebung in sich verkörpert hat. Denn das ergibt sich, sobald man auch diesen Namen mitten in die für seine Entstehung maßgebend gewesenen Verhältnisse stellt.

1. Allein schon aus der Topographie des ehemaligen Dorfes Thalheim und seiner früheren Feldflur ergibt sich die gleiche Feststellung, wie wir sie bei Olbersdorf haben treffen können. Auch Thalheim ist mit Olbersdorf und Landeck auf ein und demselben Siedelungsboden entstanden und kann darum, schon rein topographisch betrachtet, nur als ein Teilgebiet des für die Entstehung der genannten Orte maßgebend gewesenen Siedlungsraumes betrachtet werden.

2. Aus der Ortsgeschichte geht des weiteren hervor, daß auch Thalheim bereits unter den Dörfern der ehemaligen Herrschaft Karpenstein erscheint, die bei deren erster urkundlicher Erwähnung im Jahre 1346 aufgezählt sind und wenn sich bei irgend einem Dorfe der genannten Herrschaft ein Rückblick auf seine historische Entwicklung lohnt, dann ist das der Fall bei Thalheim.

a) Die älteste Geschichte Thalheims ist zwar an urkundlichen Aufzeichnungen nicht weniger arm als die der übrigen Herrschaftsdörfer, indessen wird gerade die Vergangenheit dieses Dorfes durch drei verschiedene Tatsachen in der erwünschtesten Weise aufgehellert. Und was ganz besonders erfreulich dabei ist, ist der Umstand, daß dadurch die bei Olbersdorf bereits gewonnenen Erkenntnisse von neuem unterstrichen werden.

Erstens. Wie bereits F. Volkmer (Viert. II. 217) festgestellt hat, ist mit dem Namen Thalheim seit uralter Zeit die mündliche Tradition verknüpft, die, außer der Chronik eines Habelschwerdter, auch die von Goebel (M. A. Glaz: Nr. 64

fol. 233) mit den Worten wiedergegeben hat: „Das Dorf Thalheim ist älter als die Stadt Landeck, hat auch ältere Rechte als die Stadt wegen der Kirchen und allenthalben; hat den Namen von den Holzschcutern bekommen, dann zur Zeit all da seyn große Flöße gewesen“. Die in diesem Passus niedergelegte Namenserkklärung wird man freilich nicht als stichhaltig ansehen können, da der Flößbetrieb erst eine Einrichtung sehr viel späterer Zeit gewesen ist.

Zweitens. Über den ersten Teil der angeführten Überlieferung wird dagegen ein Zweifel nicht bestehen können. Denn mit dieser stimmen die auffallenden Tatsachen überein, daß die ehemalige Feldmark von Thalheim nach dem Urbar von 1614 „die sieben Huben“ an der Olbersdorfer Grenze in sich schloß, daß der „Wiedmutsbusch“ unmittelbar an den Grenzen der Thalheimer Feldflur lag und daß das Dorf allein von 5 Überscharen Zins an die Kirche in Landeck abzuführen hatte.

Drittens. Zu allem Überflusse hat auch noch das Dekanale des Keck im Jahre 1631 die Tatsache verzeichnet, daß der Pfarrer von Landeck bei der Stadt nur sehr wenig Nutzungsgut, desto größeres aber im Dorfe Thalheim hat (sed majores habet in pago Thalhaimb G. Qu. III. 103). Das aber bedeutet, daß Thalheim schon vor der Gründung der Stadt Landeck bestanden haben muß und da wir, ähnlich wie bei Olbersdorf, auch bei diesem Dorfe schon in der Frühzeit seiner Geschichte auf den Begriff der Allmende stoßen, daß auch Thalheim auf dem gleichen Siedlungsboden entstanden ist.

b) Aus der späteren Geschichte des Dorfes ist vor allen Dingen zu erwähnen, daß, während im Laufe des Mittelalters der Name Thalheim bloß eine geschlossene Dorfgemeinde bezeichnet hatte, im Urbar von 1614 zum ersten Male der Name Oberthalheim als Bezeichnung einer Reihe von Bauernstellen auftaucht, die Johann Sigismund Hoffmann von Leuchtenstern käuflich an sich gebracht hatte. Daraus ergab sich die Unterscheidung zwischen Ober- und Niederthalheim, die erst recht in allgemeine Aufnahme kam, als im Jahre 1688 das Rittergut Oberthalheim gebildet worden war. Die genannten Namen sind aber von der Bildfläche verschwunden, seitdem am

1. April 1892 zunächst die Gemeinde Ober-Thalheim und am 1. Oktober 1922 auch Nieder-Thalheim in die Stadt Landeck eingemeindet worden ist.

3. Mit diesen Feststellungen verbindet sich das Argument aus den urkundlichen Namensformen, das sich auf die Auswertung folgender Belege angewiesen sieht: 1346 Tolheim; 1347 Talheim; 1375 Talheim; 1386 ebenso; 1493 Teylheim; 1494 Tailheim; 1495 Taylheim; 1534 Tallheim. Denn aus diesen Namensformen ergibt sich:

a) Den urkundlichen Namensformen liegt keineswegs die lückenlose Überlieferung zu Grunde, wie man sie bisher vorausgesetzt hat, als man den Namen mit einem „heim im Tale“ in Verbindung brachte, ganz abgesehen davon, daß diese Deutung irgendwie überzeugen könnte. Denn bei der feinen Differenzierungsgabe, mit der des Glager Landes frühesten Siedler die Stätten ihrer Ansässigkeit markiert und bezeichnet haben, ist es völlig ausgeschlossen, daß sie diesem Dorfe eine Allerweltsbezeichnung als Name beigelegt haben könnten, die nicht nur für alle anderen Orte im ganzen Bielethal, sondern auch für viele Gegenden des ganzen Glager Gebirgslandes ebenso gut gepaßt haben würde, nachdem dort wahrhaftig an Tälern nirgends ein fühlbarer Mangel war.

b) Die schriftsprachliche Entwicklung, die der Name durchgemacht hat, läßt ja auch unschwer erkennen, daß in diesem Falle zwei verschiedene Namenreihen nebeneinander hergelaufen sind, die mit „Tal“ in der ersten Silbe und eine zweite mit „Teyl“, wie sie in den Formen von 1493, 1494 und 1495 vor uns liegt. Daß diese zweite Form plötzlich eines Tages unvermittelt hätte auftauchen können, wird niemand behaupten wollen. Vielmehr wird aus dieser Erscheinung geschlossen werden müssen, daß neben den Niederschriften der Kanzlisten beim Volke eine mündliche Tradition eingelaufen ist, in der sich der ursprüngliche Lautklang des Namens unverfälscht erhalten hat, so daß sich von diesem Gesichtspunkt aus die Form „Talheim“ geradezu als eine volksetymologische Schreiberumdeutung entpuppt. Wie nahe im übrigen, schon rein sprachlich betrachtet, die genannten Überlieferungsformen sich berührten, zeigen folgende Feststellungen:

a) Auch in Mainfranken, im Pegnitztal, kommt der Name Thalheim vor, und zwar hat er auch hier die gleiche Umdeutung durchgemacht, denn 1504 und 1534 als „Talhaim“ überliefert, kommt er im Jahre 1529 als „Taylhaim“ vor.

b) In der Mundart der Oberpfalz wird nach Schmeller (I. 599) das Wort „der Tail“ fast genau so ausgesprochen wie „Tal“. Ebenso hat Fischer (W. B. II. 136) für Schwaben festgestellt, daß nach der dortigen Mundart die Aussprache „a Toale“ für Teil derjenigen von „Tal“ zum Derwechselln ähnlich sieht.

c) Am schlußigsten aber dürfte der Beweis aus der Rheinpfalz sein, da dort nach Th. Zink (Pf. Gl. N. [1923] S. 8 f.) in einer Schenkung der Wiligarta an das Kloster Hornbach vom Jahre 828 von zwei Örtlichkeiten Wydendail und Wasserßail die Rede ist, die beide im Laufe der Zeit in „tal“, umgedeutet worden sind. Und ähnlich ist es mit dem Namen Himmendail gegangen, den ebenfalls Zink (S. 139) bereits zum Jahre 1019 hat belegen können.

4. Die sprachliche Deutung wird denn auch geradezu wie eine Überraschung wirken müssen, wenn man bei der Erklärung nicht von der verderbten Namensform mit „Tol“ bezw. „Thal“ ausgeht, sondern die Namensform „Teylheim“ zu Grunde legt. Denn damit gewinnt auch dieser Name sofort Gestalt und Leben und stellt sich als eine Zusammensetzung dar, die ganz vortrefflich in den Rahmen der ortsgeschichtlichen Verhältnisse seiner nächsten Umgebung paßt.

a) Als Bestimmungswort ergibt sich nämlich dann das Stammwort „der Teil“, das z. B. in dem Ortsnamen Tail als Bezeichnung einzelner Häuser im österreichischen Bezirk Haslach (1700 Thällingueth) und im Namen Tail, einer Bezeichnung von einzelnen Häusern im österreichischen Bezirk Unter-Weißbach steckt (1477 dacz dem Tail; 1508 paide Tail; 1553 zum Taill). Nach Eberl (S. 233) bezeichnet dieses Stammwort „Allmendteile, die in Sondernutzung gegeben wurden“; nach Buch (S. 277) handelt es sich dabei um „meist kleine Stücke aus der durch das Los verteilten Allmand, Losteile, Allmandteile“. Und daß es sich dabei um einen bekannten altgermanischen Begriff gehandelt hat, hat Dollmann

(S. 46) mit der Erklärung dargetan: „Die im Laufe der Zeit an die anteilberechtigten Markgenossen durch das Los verteilten Gemeindegünde heißen gemeine Lose, Loseile, Lüsse (Einz. der Luß), später auch Teile [schlechthin]. Wie der Ausdruck „an der tailstadt“ aus einem Jglauer Weistum des 14. Jahrhunderts (Cod. dipl. XX. 23) beweist, scheint das Wort besonders im Bergbauwesen heimisch gewesen zu sein, daß es aber auch anderswo verbreitet gewesen ist, kann der Name des Teilbergs bei dem pfälzischen Dorfe Niederschlettenbach zeigen, dem Zink (S. 65) die Erklärung „an die Gemeinde verteilte Rodungen“ beigelegt hat, sowie die Feststellung von A. Rüdler (Arch. Schw. Altk. 17. Jg. [1886] S. 71 f.), daß in der Schweiz noch heute die Gemeinden vielfach als „Theilsamen“ bezeichnet werden.

b) Die Deutung des Grundwortes „heim“ vermag daneben keine besonderen Schwierigkeiten zu bereiten. Das got. „haims“, ahd. „heim“ bedeutet nach Förstemann „Haus, Wohnung, Wohnsitz, Dorf. Es ist dieses Wort in vieler Hinsicht das wichtigste Element deutscher Ortsnamen, an Altertum wird es von keinem in Ortsnamen gebrauchtem Stamme übertroffen...; an Häufigkeit übertrifft es alle Ortsnamen-Bildungen bei weitem“. Im Namen Thalheim dürfte das Wort in dem Sinne enthalten sein, in dem es in dem bekannten Begriff der „Heimhufen“ steckt, über den schon J. G. Klingner (Sammlung zum Dorf- und Bauernrecht Bd. II. [1747] S. 248 f.) gehandelt hat. Und daß dieser Begriff sich früher auch sehr gut mit unbefiedeltem Waldland vertragen haben muß, kann der pfälzische „Bauwald“ zeigen, von dem nach Th. Zink (S. 92) in einer Urkundenwendung aus dem Jahre 1480 in der Form die Rede ist: „des bauwaldts halb, genant der heymb“.

Daß das Wort „heim“, wie Klemenz (O. N. 54) angeführt hat, in Franken und Hessen „ein sehr beliebtes Ortsnamen-Grundwort“ darstellt, besteht zu Recht, nicht aber seine daraus gezogene Folgerung, daß darum bei diesem Namen an Übertragung gedacht werden müsse. Denn, abgesehen davon, daß auch Thalheim eine urgermanische Dorfgründung darstellt, die mit ihrem Alter weit über die für Klemenz maßgebende fiktive Kolonisationszeit des 13. Jahrhunderts hinausragt, ist es nach

Eberl (S. 80) sicher, „daß die -heim nicht einem Stamme, den Franken, als typisch zuzuteilen sind. Das Wort tritt auch bei anderen Stämmen auf, oft sogar recht häufig und in der gleichen Gruppenanordnung wie bei den Franken... Die Bezeichnung -heim als solche sagt, wie das überhaupt bei den meisten der Grundworte der Fall ist, sehr wenig oder nichts aus über Ursprung und wirtschaftliche Organisation der Siedelung, wenn man derartige Auskünfte auch noch so oft hineindeuten will. Sie kann wohl das -heim eines Besitzers, eines Grundherrn sein, aber ebenso gut auch einmal noch das -heim einer spät angekommenen Sippe... Man setzt sich Fehlergebnissen aus, wenn man so ein -heim zu viel fragt.“

Auch der Name Thalheim hat mithin im Lichte der wissenschaftlichen Forschung ein neues Gesicht bekommen und daß er sich mit diesem in der dargelegten harmonischen Weise in das Milieu seiner frühgeschichtlichen Umgebung fügt, ist Beweis genug, daß auch in diesem Falle die ehemalige Wirklichkeit wieder zu uns gesprochen hat.

44. Doigtsdorf.

Auch der Name Doigtsdorf vermag sich nunmehr nicht länger gegen das Licht zu wehren, das die Forschungsergebnisse dieser Blätter auf Schritt und Tritt über die frühgeschichtlichen Verhältnisse der ehemaligen Herrschaft Karpenstein verbreitet haben. Denn auch er hat in dieser Beleuchtung ein völlig neues Gesicht bekommen und, sehe ich recht, dann könnte sich auch dieser verkannte Glazer Ortsname gar nicht besser in die für die Gegend um Landeck als maßgebend erkannten frühgeschichtlichen Begebenheiten fügen, als er es bei wirklich objektiver Beurteilung in Wirklichkeit tut. Das zeigt sich klar, sobald man den bisherigen abwegigen Deutungsversuchen die wirklich wissenschaftlich orientierte Namensklärung gegenüberstellt.

I. Nach der bisherigen Glazer Namensklärung sollte im Namen dieses Dorfes zunächst der Amtstitel des Landecker Vogtes, neuerdings aber nach Klemenz (O. N. 55) und Nobel (D. Grassch. 1932 S. 136) der Name der Glazer Familie Doit enthalten sein. Beide Auffassungen

stellen aber nichts weiter als willkürliche Annahmen dar, so daß weder die eine, noch die andere ernst zu nehmen ist, wie sich aus folgenden Feststellungen ergibt:

1. Veranlaßt sind beide Erklärungsversuche durch die sogenannte „Lokatoretheorie“, die auch aus dem Namen dieses Dorfes den Namen eines persönlichen „Gründers“ herauslesen zu können vermeinte und danach die erste beste Gelegenheit ergriff, eine solche Persönlichkeit, sei es nach ihrem Amtstitel, sei es ihrem Namen, mit dieser frühgeschichtlichen Ortsbezeichnung in Verbindung zu bringen.

2. Daß der Landecker Vogt nichts mit der Gründung dieses Dorfes zu tun gehabt haben kann, ergibt sich allein schon daraus, daß das Dorf älter ist als die Stadt. Wie aber gar die Gläzer Familie Voit mit diesem Dorfe bei Landeck in Verbindung gekommen sein soll, ist derart unerfindlich, daß sich darüber gar nicht weiter zu sprechen lohnt.

3. Abschließend stelle ich also fest, daß der genannte Dorfname weder mit dem Amtstitel eines Vogtes, noch mit dem Namen Voit von Haus aus das Geringste zu tun gehabt haben kann, weil der heutige Dorfname überhaupt erst eine Entstellung aus späteren Zeiten darstellt. Die Gläzer Namenkundler haben also den fundamentalen Fehler begangen, daß sie ihren Erklärungsversuchen den heutigen Namen zu Grunde gelegt haben, während sie über die ursprüngliche Namensform kurzerhand zur Tagesordnung übergegangen sind.

II. Die neue wissenschaftliche Deutung sucht im bewußten Gegensatze zu diesem nutzlosen bisherigen Rätselraten auch dieses verkannten Namens dadurch Herr zu werden, daß sie ihn von neuem mitten in die für seine Entstehung maßgebend gewesenen Verhältnisse der Urlandschaft stellt, so daß er wieder Blut und Leben gewinnen und uns von selbst die in ihm liegende Bedeutung offenbaren muß.

1. Aus der Topographie drängt sich dabei die bestimmte Wahrnehmung in den Vordergrund, daß auch das heutige Voigtsdorf ehemals ohne Zweifel auf Waldboden entstanden ist, und zwar innerhalb eines Waldes, der hier seit urvordenlichen Zeiten den Charakter einer Grenzwaldzone an sich getragen hat. Damit aber ist klar, daß auch für die Entstehung

dieses Dorfes nur die Landesgrenze maßgebend gewesen sein und daß damit für die zuverlässige Erklärung seines Namens ausschließlich bloß eine Deutung in Frage kommen kann, die von dieser Tatsache ausgeht und sich maßgebend von ihr orientieren läßt.

2. Aus der Ortsgeschichte treten dazu alsbald die folgenden Feststellungen:

a) Wie alle anderen Dörfer des oberen Bieleltals hat auch Voigtsdorf seit seiner Gründung zur Herrschaft Karpenstein gehört und ist damit Besitztum der böhmischen Krone gewesen. Selbst nach der Zerstörung von Burg Karpenstein hat das genannte Dorf nach der Urkunde von 1487 mit Thalheim, Leuthen und Olbersdorf ein Lehngut gebildet und damit, wie noch das Urbar vom Jahre 1606 ausdrücklich hervorgehoben hat: „Ihro Majestät alleine zugehört“. Dabei ist es auch verblieben, bis im Jahre 1684 Sigmund Hoffmann von Leuchtenstern mit Vogtsdorf auch die Dörfer Karpenstein, Obertalheim, Leuthen und Heidelberg erworben und zu einem Rittergut verbunden hat, das sein Nachkomme Leopold Hoffman von Leuchtenberg am 1. Mai 1736 für 24.000 Gulden Kauf- und 300 Gulden Schlüsselgeld der Stadt Landeck verkaufte. Wie aber bei dieser Sachlage, sei es irgend ein Vogt oder ein „Doit“ dazu gekommen sein sollte, in diesem Gebiete ein Dorf zu gründen und mit seinem Titel oder seinem Namen zu belegen, wird für immer restlos unerfindlich bleiben.

b) Was in Wirklichkeit zu der Entstehung von Voigtsdorf die Veranlassung gebildet hat, erfahren wir aus einem alten Aktenstück (St. A. Br.: Rep. 23 I. 110), das vom „Harten Pusch bei Talheim in der früheren Hegerei Vogtsdorf“ spricht. Denn damit ist auf dem Wege der archivalischen Forschung festgestellt, daß das heutige Voigtsdorf aus einer frühgeschichtlichen Hegerei herausgewachsen ist und daß diese an dieser Stelle bloß im Hinblick auf die Aufgaben entstanden sein kann, die gerade hier der Verkehr durch den Grenzwald in Fülle geboten hat, ist so klar, daß nicht weiter davon die Rede zu sein braucht.

3. Ausschlaggebend für die weitere Untersuchung ist nun das Argument aus den urkundlichen Namensformen,

die, wie folgt, überliefert sind: 1346 Diczdorf; 1495 Soytsdorff; 1571 Doitsdorff; 1606 Doygtsdorff; 1614 Ditsdorf (Urbar Landeck 37). Die kritische Würdigung dieser Formen aber führt zu folgendem Ergebnis:

a) Unwiderlegbar ist zunächst die Tatsache, daß das Bestimmungswort im heutigen Namen des Dorfes diesem weder von Anfang an eigen gewesen ist, noch sich in ihm widerspruchlos erhalten hat. Der Name hat also auch in diesem Falle eine sprachliche Veränderung durchgemacht und Aufgabe der wissenschaftlichen Forschung wird es sein müssen, die sprachliche Entwicklung dieses Namens so weit in die Vergangenheit zurückzuverfolgen, daß sich die älteste und durchsichtigste Form des Namens so weit aus dem Dunkel der Vorzeit hebt, daß sie auch vom sprachlichen Gesichtspunkt aus mit den aus der Topographie und der Ortsgeschichte festgestellten Gegebenheiten der frühgeschichtlichen Zeit ungezwungen in Übereinstimmung gebracht werden kann.

b) Dabei begibt es sich, daß in der Urkunde von 1346, in der die Herrschaft Karpenstein zum ersten Male in das Licht der urkundlichen Geschichte taucht, das genannte Dorf klar und eindeutig unter dem Namen „Diczdorf“ verzeichnet steht. Erst weit über hundert Jahre später taucht im Jahre 1495 die völlig veränderte Namensform „Soytsdorff“ auf. Man wird nicht lange nach dem Grunde zu suchen brauchen, der diese Namensänderung veranlaßt hat. Zwischen beiden Daten liegen die Wirren der Hussitenzeit, die fast überall das glatte Land in eine Wüstenei verwandelt haben und da auch Doigtsdorf dabei nicht unberührt geblieben sein kann, ist in dieser Zeit die Überlieferung abgerissen, so daß es der neuen veränderten Namensform nicht schwer gefallen sein kann, sich durchzusetzen.

c) Gleichwohl ist auch in diesem Falle die Tradition der Vorzeit nicht für immer untergegangen, denn, wie aus den angeführten Belegen hervorgeht, ist im Urbar von 1614 — und daß es sich dabei um eine einheimische Quelle handelt, ist besonders beachtenswert — die Namensform von 1346 von neuem ans Licht getaucht. Das beweist, daß auch in diesem Falle zwei verschiedene Namensreihen nebeneinander her-

gelaufen sind: eine ältere Namensform, die im Jahre 1346 Diczdorf gelautet hat und die in der Zeit nach den Husitenkriegen bis zum Jahre 1614 bloß im Munde des Volkes weiterlebte, und eine jüngere, die in den Urkunden die Oberhand gewonnen hat, tatsächlich aber nichts weiter als eine volksetymologische Umdeutung darstellen kann.

4. Wieder suche ich auch in diesem Falle das Argument aus der deutschen Namengebung wirksam zu machen, um der Namensform Diczdorf durch Vergleichung ein tieferes Verständnis abzugewinnen.

a) Und wieder wende ich auch in diesem Falle meinen Blick zuerst nach Mainfranken hinüber, von wo schon so viel Licht auf die älteste Gläzler Namengebung gefallen ist. Denn dort finde ich einen Bigen Berg bei Hiltpoltstein, dessen Namen Chr. Beck (O. N. des Pegnitztales [1909] S. 68) von Bige, eingezäuntes Gut = Peunt, abgeleitet hat.

b) In Württemberg stoße ich des weiteren auf den Namen Bigenhofen im Oberamt Tettnang, der bereits aus dem Jahre 1180 als Bizzinhoven, Bizzenhofen überliefert ist.

c) Noch nachhaltiger aber drängt sich mir im gothaischen Amte Jcherhausen der Name Bittsedt auf, weil dieser im Jahre 1085 noch „Ditstide“ gelautet hat, mithin in der ersten Silbe den bekannten Wechsel zwischen Verschluss- und Reibelaut durchgemacht hat.

5. Damit aber scheint mir in der Tat auch die sprachliche Deutung des Namen Voigtsdorf klar zu liegen.

a) Als Bestimmungswort steckt im heutigen Namen das bekannte Stammwort Bige, ahd. bizuna, das so viel wie „eingehegtes Grundstück“ bedeutet und sich auf das dem Heger an seinem Amtssitze für seinen persönlichen Unterhalt zur Verfügung gestellte Stück Land bezogen hat. Der später eingetretene Wechsel von B in D kann nicht weiter auffallen, da er auch sonst in der Gläzler Sprachentwicklung feststellbar ist, z. B. in den Namen Beystriz—Weistriz, Lawicz—Labitsh, Diehweg—Siebig und Karpenstein—Karpfenstein.

b) Das Grundwort Dorf ist erst später an diese Bezeichnung angehängt worden, als neben dieser Hegererei sich die kleine Siedelung entwickelte, die selbst heute noch bloß 117

Bewohner und eine Gemarkung von 490 Hektar 17 A 21 Quadratmeter aufzuweisen hat.

Da mithin der Name Voigtsdorf nichts anderes als ein aus einer „Bitze“ entstandenes Dorf bezeichnet, dürfte nunmehr der fiktive Vogt im Namen dieses Dorfes für immer in der Versenkung verschwinden müssen. Das Landecker Voigtsdorf ist eine ausgesprochene Grenzwaldgründung gewesen und trägt die Erinnerung an diese Art seiner Entstehung in seinem Namen durch die Zeiten, wenn sich dieser auch durch Zersprengung noch so sehr verändert haben mag. Wie trefflich er sich aber mit dieser neuen Deutung in den Rahmen der aus den anderen Namen in der Gegend von Landeck erschlossenen frühgeschichtlichen Verhältnisse der ehemaligen Herrschaft Karpenstein fügt, wird jeder leicht erkennen können, der für urgermanische Begriffe das rechte Verständnis aufzubringen weiß und sich nicht durch persönliche Redthaberei dazu verleiten läßt, ihre Bedeutung für die Glazer Frühgeschichte abzustreiten.

45. Kraßdorf.

Als letztes Dorf in der Gegend von Landeck ist damit bloß noch Kraßdorf übrig geblieben. Daß es allezeit das kleinste von allen Dörfern der ehemaligen Herrschaft Karpenstein gewesen ist, hat nicht verhindern können, daß sich an seinen Namen ein ganzer Rattenkönig von Märchen angeknüpft hat, weil alle bisherigen Heimatkundler — der Fall ist typisch für die ganze Glazer Ortsnamenerklärung, — statt auf archivalischer Grundlage aufzubauen, die Glazer Vergangenheit auf Grund von willkürlichen Annahmen rekonstruieren zu können glaubten. Daß sie dadurch eine völlig unproblematische Sachlage erst eigentlich problematisch gemacht haben, werden folgende Erörterungen in der eindeutigen Weise zeigen.

1. Die bisherigen Anschauungen über die Geschichte und den Namen dieses kleinen Dorfes lassen sich, wie folgt, zusammenfassen:

a) Als erster hat sich der bisherige Glazer Besiedelungshistoriker E. Maetschke (Diert. VIII. 72) durch den Umstand, daß der Name Kraßdorf heute aus der Glazer Namengebung

verschunden ist, kurzerhand verleiten lassen, seinen zahlreichen Geschichtsannahmen auch die neue hinzuzufügen: „Kraftsdorf verschwand wohl im Dreißigjährigen Kriege“.

b) Des weiteren hat die Tatsache, daß in der Urkunde von 1346 neben Crafczdorff auch ein Gerarczdorf erscheint, bei Grünhagen und Markgraf (Lehnsurkunden II. 172) die Behauptung ausgelöst, „die genannten Ortsnamen seien nicht zu deuten. Der Lage nach müßte man an Gompersdorf denken“. Tatsächlich hat aber Gompersdorf weder mit dem einen, noch mit dem anderen Namen jemals das Geringste zu tun gehabt, vielmehr liegt in der Bezeichnung Gerarczdorf der Name des heutigen Alt-Gersdorf vor, von dem an anderer Stelle die Rede sein wird.

c) Später haben zwar B. Kolbe (Diert. III. 68), M. Nobel (Gl. Land 12. Jg. [1932] S. 155), A. Blaschka (Jahrb. I. 96) und P. Klemenz (O. N. 44 u. 70) die Verwechslung mit Gersdorf vermieden, indessen haben sie aus dem alten Crafczdorf und dem heutigen Dorfe Karpenstein zwei verschiedene Dörfer zurecht konstruiert und durch den Mund von Klemenz den Namen des erstgenannten, wie folgt, erklärt: „Kraftsdorf lag wahrscheinlich bei Gompersdorf, 1346 Crafczdorf, 1571 Kraftsdorf, in der Rolla (1653) nicht angeführt, also wohl im Dreißigjährigen Kriege zerstört oder ausgestorben. Vom Personen-Namen Kraft.“ Der Umstand, daß hier in einem einzigen Satze nicht weniger als fünf verschiedene Fehler aufeinander gehäuft sind, dürfte denn auch zur Genüge zeigen, wes Geistes Kind die bisherige Glazer Namendeutung gewesen ist.

2. Was in Wirklichkeit von Kraftsdorf zu halten ist, habe ich vordem bereits in dem Aufsätze: „Kraftsdorf ein zu Unrecht totgesagtes Glazer Dorf“ (D. Grafsch. 14. Jg. [1934] S. 53) mit dem eindeutigen Ergebnis dargetan:

a) Kraftsdorf hat weder mit Gompersdorf jemals auch nur das Geringste zu tun gehabt, noch ist es jemals in unmittelbarer Nähe dieses Dorfes gelegen gewesen.

b) Kraftsdorf ist weder im Dreißigjährigen Kriege zerstört worden, noch ist es zu irgend einer Zeit jemals ausgestorben, vielmehr kann es sich auch heute noch im Glazer Lande ungestört seines Daseins freuen. Bei der Zählung des

Jahres 1933 hat es 110 Bewohner und eine Feldflur von 308 Hektar 62 Ar 13 Quadratmeter aufzuweisen gehabt, so daß an seiner Fortexistenz bis zum heutigen Tage nicht der leiseste Zweifel möglich ist.

c) Kraftsdorf ist in der Rolla von 1653 sehr wohl erwähnt, wenn es dort allerdings auch unter dem Namen Karpenstein erscheint, da Kraftsdorf und Karpenstein bloß zwei verschiedene Namen für ein und dieselbe Örtlichkeit sind. Das ehemalige Kraftsdorf hat lediglich den Namen Karpenstein angenommen.

3. Die tieferen Gründe für diese Namensänderung habe ich auch in ausführlicher archivalischer Forschung klar und eindeutig ans Tageslicht heben können.

a) Ist doch der Grund zu dieser Namensänderung bereits im Jahre 1392 gelegt worden, als der böhmische König den Bürgern von Landeck die Erlaubnis gab, „yn den walden, dy under dem Karpenstein ligen“, also unterhalb der damaligen Burg, Holz zu holen. Damit ist neben dem Namen der Burg eine Bezeichnung aufgekommen, die als Flurname Gestalt gewann und schließlich die Bezeichnung für den äußersten Ortsteil von Kraftsdorf geworden ist.

b) Diese alte Flurbezeichnung ist nun, vor allem durch ihre Verbindung mit dem nahen Walde, derart herrschend geworden, daß sie nach und nach auf das ganze Dorf übergang und schließlich dessen Namen völlig verdrängte.

c) Wir kennen auch genau die Zeit, in der diese Namensänderung vor sich gegangen ist, da im Urbar von 1614 in der Wendung: „Kraftsdorff oder Karpenstein unter dem Alten Schloß Karpenstein liegendt“ noch beide Namen nebeneinander figurieren, während das Urbar von 1631 und die Rolla von 1653 nur noch den Namen Karpenstein verzeichnen.

4. Was zuletzt die Deutung des Namens betrifft, so hängt er, wie ich aus der Ortstopographie bereits erwiesen habe (Sabeln I/II S. 178 f.), mit dem Stammwort *Graft* in der Bedeutung „Graben“ zusammen, wie das ja auch durch den Namen des nahen *Krebsgrundes* (von „Kreb“ (das Gereb), d. i. Schlund, Schlucht) noch besonders unterstrichen wird. Im übrigen kommt die gleiche Wortbildung auch in Mainfranken

im Namen Kraftshof (1269 Craphteshof; 1370 zum Crafftshof) vor, wobei es von besonderem Interesse ist, daß Chr. Beck (O. N. des Pegnitztales 45) in unmittelbarer Nähe dieser Örtlichkeit den Flurnamen „Wolfgrube“ festgestellt hat.

Im übrigen wird ja auch kein Zweifel daran bestehen können, daß Krafts- bezw. Kraftsdorf zu gleicher Zeit mit der Burg Karpenstein entstanden ist und da das Dorf unmittelbar „unter dem Karpenstein“ gegründet wurde, ist weiterhin klar, daß es auch mit seinem Namen irgendwie mit der fränkischen und sächsischen Befestigungsweise im Zusammenhang gestanden haben muß, auf der das ganze Burgenwesen des folgenden Mittelalters beruhte, dessen maßgebender Typ der umwallte Wohnturm gewesen ist. Da nun aber C. Schuchardt (Vorgesch. v. Deutschl. [1928] S. 303) als Musterbeispiel eines solchen die „Gräfte“ d. i. „die Gräben am Fuße der sächsischen Jburg bei Driburg“ bezeichnet hat, dürfte auch über den Namen Kraftsdorf die Debatte endgültig abgeschlossen sein. Die bisherige Gläzger Namenserklärung hat sich mit dem, was sie über diesen Namen verlauten ließ, bis über die Ohren blamiert, denn eindeutiger hätte es ja gar nicht zu Tage liegen können, daß es für diesen Namen überhaupt keine andere Möglichkeit der Erklärung gegeben hat als die, ihn auf die angeführte Bezeichnung des frühgermanischen Befestigungswesens zurückzuführen.

Obwohl mithin die beiden Namen Kraftsdorf und Karpenstein niemals irgend eine sprachliche Verwandtschaft miteinander aufzuweisen hatten, wird man in diesem Falle doch die Entwicklung begrüßen können, die zu der Umbenennung des Dorfes Kraftsdorf in Karpenstein geführt hat. Denn damit ist in der Geschichte des Landes der uralte Name der frühgeschichtlichen Herrschaft und der später entstandenen Burg Karpenstein lebendig geblieben, die beide an dieser Ecke des Landes in der frühgermanischen Zeit seiner Vergangenheit bereits die bekannte wichtige Grenz Aufgabe zu erfüllen hatten. Die Tatsache aber, daß Maetschke und Klemenz das alte Kraftsdorf einfach vom Erdboden haben verschwinden lassen, verrät zur Genüge, wie wenig die bisherige Gläzger Geschichtsauffassung mit wirklicher Geschichte zu tun gehabt hat.

II. Die Gegend um Martinsberg

Von der Gegend um Landeck hebt sich in der Geschichte der Herrschaft Karpenstein leicht erkennbar ein zweites Teilgebiet ab, das den ganzen Westzipfel dieses ehemaligen Herrschaftsgebietes ausgefüllt hat und als dessen Angelpunkt man am besten Martinsberg bezeichnet. Es handelt sich um das Gebiet der heutigen Dörfer Konradswalde, Martinsberg, Tschihak, Wolmsdorf und Winkeldorf, von denen aber hier nur die vier letztgenannten in Betracht gezogen werden, da sich Konradswalde mit seinem Namen und seiner Geschichte ungleich besser in die Entwicklung fügt, die für das untere Bieleetal maßgebend gewesen ist.

46. Winkeldorf.

Wenn irgend ein alter Name für das Gebiet um Martinsberg ein typisches Gepräge an sich trägt, dann ist es der Name Winkeldorf. Denn in weltverlorener Einsamkeit und rings von Bergen umschlossen dehnte sich hier der Südwestzipfel der Herrschaft Karpenstein aus, der, außer in Kriegszeiten, mit dem großen Weltverkehr überhaupt nicht in Berührung gekommen ist. Daß sich diese Verhältnisse irgendwie auch in der Namensgebung dieses Gebietes ausgeprägt haben müssen, ist nur eine Folgerung, die die bisherigen Forschungsergebnisse nahe legen und die sich vollauf bestätigt, wenn man über die naive Erklärung, daß im Namen dieses Dorfes die „Berufsbezeichnung Winkler, d. h. ein Krämer, der einen Krاملaden oder Winkel hat“, stecken soll, zur Tagesordnung übergeht, um ihm mit wirklich wissenschaftlichen Argumenten derart den Mund zu erschließen, daß auch er sich von selber erklärt.

1. Das Argument aus den urkundlichen Namensformen. — Zu allererst kommen für die Erklärung nachstehende Namensbelege in Betracht: 1346 Winklerdorf; 1347 Winclersdorf; 1364 Winclerdorf (L. C.); 1383 desgl.; 1384 Vinkleri villa (L. C.); 1397 Wynklerdorff (L. C.); 1527 Wynnkelsdorf; 1534 Winkhldorff; 1571 Winkhldorf; 1560 und

1631 Winkeldorf. Die kritische Würdigung dieser Belege führt nun allein schon zu folgendem Ergebnis:

a) Was zunächst die lateinische Namensform vom Jahre 1384 betrifft, so entstammt sie den bekannten Prager Konfirmationsbüchern, stellt also eine derart offenkundige Schreiberverballhornung dar, daß von ihr weiter nicht die Rede zu sein braucht. Den besten Beweis dafür stellt ja auch wohl die Tatsache dar, daß an anderen Stellen der gleichen Quelle der Name in seiner maßgebenden deutschen Form zu Papier gebracht ist, obwohl er auch dort mitten in einer lateinischen Aufzeichnung steht.

b) Desgleichen beweisen die deutschen Namensbelege, daß der Name nichts mit dem fiktiven „Winkler“ zu tun gehabt haben kann. Zwar ist es falsch, wenn Klemenž behauptet hat, daß eine Form „Winklersdorf“ nirgends belegt sei, da eine solche sowohl zum Jahre 1347, wie zum Jahre 1527 nachweisbar ist, tatsächlich vermag sie aber weder im einen, noch im anderen Falle etwas für die Erklärung von Klemenž zu beweisen.

c) Wie ich zu den wiederholtesten Malen bereits betont und nachgewiesen habe, ist die ältere Glazer Namengebung topographisch orientiert gewesen, so daß kein Zweifel bestehen kann, daß diese feststehende Regel auch für den Namen Winkeldorf in Geltung stehen muß, ganz abgesehen davon, daß von der Niederlassung eines „Winklers“ am Orte doch wohl erst dann die Rede gewesen sein kann, als das Dorf bereits gegründet war und längst schon seinen Namen erhalten hatte.

2. Das Argument aus dem Glazer Sprachgebrauche. — So nachhaltig ich auch auf die Suche gegangen bin, aus irgend einer Glazer archivalischen Aufzeichnung die von Klemenž angeführte Berufsbezeichnung „Winkler“ für einen Krämer nachzuweisen, habe ich sie weder in alter, noch in neuerer Zeit zu finden vermocht.

a) In alter Zeit hat man im Glazer Land einen Krämladen nicht als „Winkel“, sondern als „Cromen“ (Kram) bezeichnet und den Inhaber eines solchen als „Cromer“ (G. Qu. V. 99).

b) Für die neuere Zeit aber hat es der Zufall gefügt, daß an der einzigen Stelle, an der ich über die Bewohner von

Winkeldorf Aufschluß gefunden habe, nämlich bei v. Hochberg (St. Nachr. 93), neben 276 Einwohnern im Jahre 1789 für das Jahr 1845 bloß „1 Krämer“ verzeichnet fand.

Der Klemenzsche „Winkler“ kann also nur eine jener Annahmen gewesen sein, wie er sie auch sonst ohne jede archivalische Forschung, je nach Bedarf, willkürlich aufeinander gehäuft hat.

3. Soweit das Argument aus der Ortsgeschichte für die Namensdeutung in Frage kommt, vermag es bloß festzustellen, was folgt:

a) Die älteste Geschichte auch dieses Dorfes verliert sich im Dunkel der Glazer Frühgeschichte. Wir wissen bloß, daß es seit ältester Zeit bereits zur Herrschaft Karpenstein gehört hat und daß darum auch seine Entstehung irgendwie mit den Aufgaben im Zusammenhang gestanden haben muß, die diese an der Ostgrenze des Glazer Landes zu erfüllen hatte. Gerade die Zugehörigkeit zu der genannten Herrschaft schließt auch von sich aus schon die Möglichkeit aus, daß irgend ein fiktiver „Winkler“ in diesem Teil des Glazer Landes sich Gründerrechte angemacht oder gar seinen Namen in dem dieses Dorfes verewigt haben könnte, das mit seiner Feldflur auf dem Boden des Grenzwalds gelegen war, der in erster Linie Eigentum der Krone gewesen ist.

b) Aus der späteren Geschichte des Dorfes erfahren wir, daß auf seinem Boden Bergwerksbau getrieben worden ist. Die älteste Nachricht, die darüber erhalten geblieben ist, ist die Bergwerksordnung des Grafen Ulrich von Hardegg vom Jahre 1524. Nach dieser wurde in Winkeldorf ein Bergmeister eingesetzt, dem vier Berggeschworene beigegeben wurden. Die zehnte Mark oder der zehnte Centner mußte an den Landesherrn abgeführt, das Erz demselben käuflich überlassen werden. Für die Bergleute galt nur der Bergmeister als zuständiger Richter; Berufungen wider seine Entscheidungen waren nach Freiberg im Meißenschen zu richten. Gewährt wurde freies Holz zum Haus- und Mühlenbau, zum Brauen und Rosten, freie Fischerei in den Mühl- und Hammergräben, zollfreie Zufuhr von Wein, Bier, Met und Brot, vierjähriger Schutz gegen Verfolgung durch Gläubiger und Befreiung der

Bergleute von jeglichem Kriegsdienst außerhalb des Landes. Diese Bergordnung hat Johann Graf von Hardegg im Jahre 1527 für Seitenberg, Winkeldorf und Martinsberg erneuert, tatsächlich hat aber der Bergbau in diesem Teil des Glarzer Landes den Dreißigjährigen Krieg nicht zu überleben vermocht.

4. Das Argument aus der Sprachgeschichte stößt weiterhin auf die bedeutsame Wahrnehmung, daß dem alten Stammwort „Winkel“ eine derart ausgesprochene und anerkannte topographische Bedeutung innewohnt, daß man gar nicht verstehen kann, wie diese von der bisherigen Glarzer Namensklärung so restlos hat übersehen werden können.

a) Schon die ältere Namenkunde hatte das richtig erkannt und angelegentlich hervorgehoben. Hat doch bereits M. R. Buck (S. 302) das genannte Wort als ein „uraltet Grundwort“ bezeichnet, mit dem nach R. Dollmann (S. 25) die „zwischen Flußkrümmungen oder sich zwischen Bergen und Wäldern einbiegenden Grundstücke“ benannt wurden. Ebenso bezeichnete das Wort nach J. Leithäuser (Berg. O. N. [1901] S. 109) ganz „ursprünglich eine Krümmung oder vielmehr nach Heyne den einen Knick oder eine Krümmung bildenden Raum und soll zunächst Bauausdruck für die Ecke gewesen sein, die zwei gegeneinander stehende Wände oder Mauern bildeten. Geographisch bezeichnete es das Zusammenstoßen von zwei Flußläufen (ähnlich wie Ort) oder von zwei Thälern. Der Begriff des entlegenen Seitenthales ist dem Worte schon früh eigen, denn in einer Urkunde vom Jahre 1358 heißt es „potestas una in nemore dicto wynkel“. In der Schweiz bedeutet es „eine von Bergen oder Hügeln eingeschlossene Thalgegend. Auch in Nassau sind Ortsnamen mit Winkel außerordentlich häufig.“

b) Erst recht hat die neuere Namenkunde an diesem Stammwort nicht achtlos vorübergehen können. Insbesondere hat Edw. Schröder in seinem Aufsatz über: „Krähwinkel und Konforten“ (Germ. roman. Monatschr. 17. Jg. [1929] S. 24 ff.) dazu die Feststellung getroffen: „Es ist von vornherein klar, daß ein Wort wie Winkel, das aus räumlichen Anschauungen erwachsen ist, in der Bezeichnung von Örtlichkeiten der verschiedensten Art reichliche Verwendung finden muß: innerhalb

des Zimmers, des Hauses, des Gehöftes, der Ortschaft, und in der freien Natur: im Walde, in der unbebauten und ungeteilten, wie in der aufgeteilten und bebauten Flur. Es wäre daher verkehrt, das Wort auf irgendeine bestimmte Bedeutung innerhalb der Toponomastik von vornherein festlegen zu wollen: jeder in irgendeiner Weise von zwei Seiten eingeschlossene, nach der dritten Seite offene Raum kann als Winkel bezeichnet werden. Worin die Umschließung besteht und wie die Öffnung zu denken ist, das steht von vornherein nicht fest; am linken Niederrhein, in Nordhannover und Holstein (um von dem kolonialen Nordosten abzuweichen) spielt Winkel in der Namensgebung ebenso eine Rolle, wie in den Alpen, und neben den Holzwinkel, Bergwinkel, Hochwinkel (die in der Flurbenennung sehr viel häufiger sind als in den Siedlungsnamen!) stehen auch in Bayern die Mooswinkel, wo nicht erst das verschiedene Niveau den Winkel schafft. Und ferner: Winkel gibt es sowohl innerhalb des geschlossenen Waldgebiets wie in der waldfreien Flur. Und natürlich kann auch durch Rodung ein neuer Winkel entstehen... Mit Winkel bezeichneten die in Frage kommenden Siedler in erster Linie den obersten Abschnitt von Bachläufen; da wo die Quellbäche zusammenfließen oder sonstwie die Talbildung beginnt."

5. Das Argument aus der deutschen Namensgebung stößt nun bereits bei Tacitus (Germ. 16) auf die interessante Angabe, daß sich die alten Germanen mit besonderer Liebe an Stätten anzusiedeln pflegten: *ut fons, ut campus, ut nemus placuit*, d. h. in diesem Falle, wo in irgend einem Winkel sie die Einsamkeit des Waldes reizte. Und tatsächlich finden wir diese Angabe auch in allen Teilen des deutschen Sprachgebietes in der Namensgebung bestätigt:

a) In Bayern z. B. verzeichnet eine Urkunde vom Jahre 1366 „ein wismat, ist genant der Winkel“ (M. B. XXXIII. 2 S. 324) und in einer noch erheblich älteren Passauer Urkunde ist der heutige Ortsname Winklarn als „Windhillarn“ und „Windhlarn“ angeführt (ZONÆ. IV. 15). Schmeller (II. 960) erklärt diese Bezeichnung als eine „von Bergen oder Wald umschlossene Talgegend“ und führt dafür den Berauner Winkel, den Klammer Winkel, den Mül-Winkel

im bayrischen Wald, den Jjar-Winkel und die Ortsbezeichnung „Im Winkel“ in der Gegend bei Lenggries an.

b) Für das östliche Oberösterreich hat weiterhin E. Schwarz (Bayr. H. f. Dkde. 9. Jg. [1922] S. 47) das häufige Vorkommen dieses Stammworts für „ein zwischen Bergen, Hügeln, Gewässern, Wäldern liegendes Landstück“ nachgewiesen, nachdem schon vor ihm A. Kübler den gleichen Nachweis für das Iller-, Lech- und Sannengebiet erbracht hatte.

c) Ähnliches gilt für Thüringen und Hessen. Für das erstere hat vorläufig nämlich schon A. Werneburg (Jahrb. der Akademie zu Erfurt. N. F. Heft XII [1884] S. 140) Ortsnamen wie Bergwinkel, Crawinkel, Heßwinkel, Kahlwinkel, Oberwinkel und Wahlwinkel (1186 Waltwinkel) nachgewiesen und ebenso ist in Hessen das gleiche Stammwort z. B. auch im VII. Bezirk des Gräfl. Görzischen Waldes in der Grafschaft Schlitz in den Flurnamen Winkelrain und am Winkelgraben enthalten, wo es, wie ein Blinder zu sehen vermag, unmöglich auf einen obskuren Krämer zurückgehen kann, weil für einen solchen doch wohl ein unbewohnter Wald nicht das geeignete Feld für seine kaufmännische Betätigung abgegeben haben dürfte.

d) Für Schlesien hat schließlich A. Richter (Sl. N. d. Kr. Waldenburg 15) der waldenburgischen Ortsbezeichnung Winkel nachgesagt, daß sie geradezu „bildhaft“ auf die Topographie der Landschaft zugeschnitten sei.

6. Geradezu durchschlagend aber ist das Argument aus der Glager Namengebung, denn aus diesem ergibt sich, daß gerade dort dieses alte Stammwort in allen nur denkbaren Variationen in Ortsbezeichnungen vertreten ist.

a) Als örtliche Bezeichnung kommt das Wort zunächst in folgenden urkundlichen Wendungen vor, und zwar 1. Allgemein: 1371 Katharina Maticynne in dem Winkel (G. Qu. IV. 96). 2. In der Stadt: 1366 ein Haus, gelegen in der Sweidnergasse in dem Winkel zwischen Hensel Botener und Nikil Dreißigmark (G. Qu. VI. 1. 45). 1387 als man off das neulende get in dem Winkel bei Hennil Dittrichs Haus. Und dazu wird auch die Bezeichnung „der Angel“ gestellt werden müssen, da sie mit dem lateinischen angulus verwandt ist

und nichts anderes als „Winkel“ bedeutet. 3. Auf dem Lande: 1366 eine Wiese im verlorenen Winkel bezw. 1367 ein Acker zu Drowdenau im verlorenen Winkel (G. Qu. IV. 57, 59, 61, 64, 83, 95, 106). 1424 eine Wiese unter dem Acker in dem Winkel bei der Spittelwiese (G. Qu. II. 125). Schließlich spricht man auch noch heute, und zwar ausgerechnet im Landeckischen von sogenannten „Winkelbauerngütern“ (S. 54).

b) Als Flurname in der Bezeichnung: Störwinkel bei Grenzendorf an der hohen Mense (Diert. II. 5), Streitwinkel bei Dolpersdorf und Gänsewinkel bei Habelsdwerdt (Diert. I. 336). Noch deutlicher aber heißt es in einer alten Waldbeschreibung aus dem Jahre 1672 (St. A. Br.: Rep. 23 I 11c Fasc. 1), daß im Bereiche der Hegerrei Reichenau und Utschendorf ein Stück Wald hinter Ober-Wernersdorf gelegen sei, „das Wündler Stück genannt“.

c) Aber auch in Ortsnamen kommt die genannte Bezeichnung wiederholt im Glatzer Lande vor. So im Namen Böhmisches Winkel (Diert. VI. 147); ferner im Namen Wolfswinkel bei Schlegel (Diert. X. 54), im Namen Scheidewinkel bei Tuntschendorf, der 1385 urkundlich zum ersten Male nachweisbar ist, und im Namen des Abbaus Fuchswinkel bei Seitendorf.

7. Das Argument aus der Topographie braucht danach nur noch festzustellen, daß nach v. Hochberg (S. 92) das Dorf so „zwischen den Bergen versteckt liegt“, daß Otto (Wanderbuch 30) daraus kurzerhand gefolgert hat, daß Winkeldorf „seinen Namen mit Recht trägt“.

Damit aber ist klar, daß es ein offenkundiger Fehlgriff gewesen ist, daß man den Winkler von Winkeldorf von seiner Pfefferwage fortgelockt und in die fiktive Rolle eines „Lokators“ hineingezwungen hat. Der Name Winkeldorf hat mit einer derartigen Phantasiestalt niemals etwas zu tun gehabt. Vielmehr spiegelt er in greifbarer Plastik die Topographie der Örtlichkeit wieder und ist — ein Gegenstück zum Namen Leuthen — nach der frühgeschichtlichen Sprachweise aus der Wendung „bei den Winklern“, d. h. den Leuten im Winkel, entstanden. Und so, nicht anders, wird er von jetzt ab auch für immer erklärt und beurteilt werden.

47. Wolmsdorf.

Einen Katzenprung südlich von Winkeldorf liegt Wolmsdorf, dessen Name ebenfalls von der bisherigen Glatzer Ortsnamenerklärung nicht wohl gründlicher hätte verundeutet werden können, als es in Wirklichkeit der Fall gewesen ist.

1. Über die bisherigen Deutungen vermag ich mich ganz kurz zu fassen.

a) Wie K. Weinhold (Zeit. 21. Bd. [1887] S. 248) es eines Tages fertig gebracht hat, auch diesem urdeutschen Namen slawische Herkunft anzudichten, habe ich an anderer Stelle (Sabeln I/II S. 160 f.) bereits erörtert.

b) Desgleichen habe ich an der genannten Stelle auch schon die Deutung von Graebisch (Gedenk. 65) und Klemenz (O. N. 56) widerlegt, die beide diesen Ortsnamen auf einen fiktiven „Lokator“ Wolfram zurückgeführt haben. Dabei begibt es sich, daß der Name dieses Dorfes bei seiner ersten urkundlichen Erwähnung im Jahre 1346 „Wolfrannsdorf“ geheißen hat. Dieser eindeutigen Namensform hatte nun Graebisch die willkürliche Annahme unterstellt, daß „nn wohl Schreibfehler statt m“ sei und diese Annahme hatte für Klemenz genügt, die genannte Form einfach unter den Tisch fallen zu lassen und diesen urkundlichen Beleg von sich aus in „Wolframsdorf“ zu verbessern.

2. Demgegenüber geht die neue wissenschaftliche Deutung von der allein maßgebenden Namensform „Wolfrannsdorf“ aus und stellt dazu Folgendes fest.

a) Ortsgeschichtlich kann zunächst kein Zweifel daran bestehen, daß auch Wolfrannsdorf zu den älteren Gründungen der Herrschaft Karpenstein gehört, obwohl es von Neaetius im Jahre 1560 als „neues Dorf“ bezeichnet wird. Es hat sich also dabei bloß um den Wiederaufbau des in der Hussitenzeit zerstörten Dorfes handeln können, da es bereits in der ersten erhalten gebliebenen Urkunde über die Herrschaft Karpenstein Erwähnung gefunden hatte.

2. Aus der Topographie tritt dazu die Wahrnehmung, daß es sich auch bei Wolmsdorf um eine ähnlich abgelegene Gebirgsgegend handelt, wie wir sie bei Winkeldorf festgestellt

haben, so daß man ihr sehr wohl zutrauen kann, daß sie in frühgeschichtlicher Zeit den bevorzugten Schlupfwinkel für allerlei wildes Getier gebildet hat.

3. Ortsnamenkundlich fällt auf die Namengebung von Winkeldorf und Wolmsdorf aus der Feststellung von Edw. Schröder (Germ. Rom. Monatschr. 17. Jg. [1929] S. 27), daß sich die beiden Stammworte „Wolf“ und „Winkel“ in der deutschen Ortsnamengebung geradezu gegenseitig ergänzen, ein völlig neues Licht. Denn zweifellos ist die Tatsache, daß die genannten beiden Stammworte in der Verbindung „Wolfswinkel“ nicht weniger als zehn Mal „vom Elfaß bis nach Ostpreußen“ anzutreffen sind, ein äußerst beachtenswerter Anhaltspunkt für das Verständnis auch des Glager Namens und für seine zuverlässige Deutung geradezu ausschlaggebend.

4. Die sprachliche Deutung sieht sich damit jedenfalls auf den einzig möglichen Weg der Erklärung dieses Namens gewiesen.

a) Mit dem Bestimmungswort „Wolf“ hat man zwar in der Sprache der älteren Forstwirtschaft auch starke, zum Umhauen reife Eichen bezeichnet, im Hinblick auf die angeführte Feststellung von Schröder wird man aber in diesem Falle nicht gut anders als an den bekannten Tiernamen denken können.

b) In der zweiten Silbe des Bestimmungswortes kann dann aber nur das alte Stammwort „ran“ bezw. „rannen“ enthalten sein. In diesem „Rannen“ aber steckt eine alte Waldbezeichnung, die Buck in der Form: 1295 silva Ranne belegt und zu der Chr. Beck (Zeit. f. dt. M. A. 1911 S. 135) das bayrische Ranns bezw. das schweizerische Rannes gestellt hat. In Mainfranken z. B., was ja besonders bedeutsam ist, finden wir dieses Wort im Ortsnamen Ranna, 1391 zu der Rannen, 1480 hamer zur Ranna, und dessen Bedeutung kann schon deshalb nicht zweifelhaft sein, weil Ch. Beck (O. N. Pegnitztal 46) dazu die urkundliche Wendung aus dem Jahre 1373 „stück oder Rannen“ angeführt hat, mit der man in der genannten Gegend umgestürzte Baumstämme zu bezeichnen pflegte. Dazu hat dann auch J. Schlund (Bes. u. Chrif. O. Fr. [1931] S. 19) die interessante Tatsache berichtet,

daß „anfangs des 20. Jahrhunderts im Kies- oder Griesgebiet und im Main bei Zapfendorf Rannen von einem halben bis ein Meter mittleren Durchmessers ausgegraben wurden (für die Pianofabrikation); die Rannen sind gewaltige Eichen, die in diesen Flurteilen standen, deren Wurzeln von den nie ruhenden Wassern des Maines unterspült wurden und welche umgestürzt den Main zu neuen Bahnen zwangen, weshalb ein Teil des Zapfendorfer Flures jenseits des Maines zu liegen kam“.

Ich stelle also fest, daß Wolmsdorf eine „Gründung im Wolfsbruchwalde“ und zu dieser Namensbezeichnung wegen seiner Lage in der abgelegenen Gegend an der Westgrenze der ehemaligen Herrschaft Karpenstein gekommen ist. Die neue Deutung läßt sich aber mit der Namengebung der Umgegend durch den Hinweis noch nachhaltiger in Einklang bringen, daß möglicher Weise auch dieser Name aus einer uralten Grenzbezeichnung herausgewachsen ist, da nach H. Jirecek (Das Recht in Böhmen I. 34) „das am meisten hervortretende Gränzzeichen, die graniza, ursprünglich ein in geometrisch regelrechter Form aufgestellter Holzstoß, allenfalls mit Erdreich ausgefüllt, acervus trabibus circumdata, gewesen ist. Das Rechteck diente zur genauen Ausmittlung der geraden Linie, welche als Gränze von einem dieser Gränzzeichen zum anderen hinlief“. Mit diesen Feststellungen dürfte nunmehr auch über den phantastischen Wolfram von Wolfransdorf das letzte Wort gesprochen sein, so daß auch er endgültig in der Versenkung verschwinden kann, in der bereits die übrigen Glazer „Lokatoren“ das verdiente Massengrab gefunden haben.

48. Martinsberg.

Interessanter noch als die Namen Winkeldorf und Wolmsdorf ist der Name Martinsberg, schon deshalb, weil seine richtige Deutung geradezu eine Bestätigung der über die Geschichte und den Namen der Herrschaft Karpenstein bisher zu Tage geförderten Forschungsergebnisse darstellt. Diese aber ergibt sich aus fünf verschiedenen Argumenten.

1. Das Argument aus den urkundlichen Namensformen stellt zunächst die folgenden Belege fest: 1343

Mertetindorf; 1346 Merbotinsdorf; 1465 Merbetendorf; 1560 Merzdorf und Mertzberg; 1597 auf dem Mertzberg; 1614 zum Mertensberg; 1625 Merttensberg; 1631 Ertzberg; 1653 Merttensberg; 1789 Martinsberg. Aus diesen Belegen ergeben sich zunächst die folgenden Feststellungen:

a) Im heutigen Namen Martinsberg liegt bloß noch die verderbte Form eines früher ganz anders lautenden Namens vor, der sowohl in seinem Grund-, wie in seinem Bestimmungswort die größte Veränderung durchgemacht hat. Insbesondere ist der Name Martin bloß durch volksetymologische Umdeutung in die heutige Dorfbezeichnung gekommen, die mit ihm ursprünglich nicht das Geringste zu tun gehabt hat. Daran ändert auch die Tatsache nichts, daß die Begräbniskapelle im Dorfe dem hl. Martinus geweiht ist, da diese im Jahre 1597 von den protestantischen Bewohnern von Martinsberg und Weißwasser erbaut, vom Jahre 1623 ab unbenutzt geblieben und zerfallen, im Jahre 1688 als Begräbniskirche wieder hergestellt, aber erst am 19. Oktober 1701 zu Ehren des hl. Martin geweiht worden ist.

b) Des weiteren ergibt sich aus den Belegen von 1597 und 1614, daß der Name früher auch in der Schriftsprache die Konstruktion mit dem Artikel geführt hat, wie das heute noch in der Mundart der Fall ist, denn es heißt: „Der Märzberg“. Und da der Artikel, wo er mit einem Glatzer Ortsnamen verbunden ist, zum Wesen dieses Namens gehört, ist klar, daß er schon von allem Anfange an mit ihm verbunden gewesen sein muß, so daß die Angabe von Graebisch (Hbl. 1935 S. 133), im 14. Jahrhundert habe der Name den Artikel noch nicht geführt, eine bloße Annahme darstellt, die keine Berücksichtigung verdient. Die Konstruktion mit dem Artikel ist jedenfalls auch dieses Mal der untrügliche Beweis dafür, daß auch in diesem Glatzer Ortsnamen eine alte Flurbezeichnung stecken muß.

c) Zuletzt liegt die Folgerung auf der Hand, daß der Name des genannten Glatzer Dorfes auch mit dem Personen-Namen Marbod nichts zu tun gehabt haben kann, wie das Graebisch (Gedenkschr. 63) und, auf ihm fußend, auch Klemenž (D. N. 49) behauptet hatte. Denn da es sich bei der

Herrschaft Karpenstein um ein uraltes, dem Staate zugehöriges Lehngut gehandelt hat, ist gar nicht abzusehen, wie in diesem Gebiete ein fiktiver Marbod dazu hätte kommen sollen, ein Dorf ins Leben zu rufen und diesem seinen Namen beizulegen, ganz abgesehen davon, daß die ganze ältere Glazer Namensgebung topographisch orientiert gewesen ist und das Gleiche erst recht auch bei einem Namen der Fall sein muß, der, wie der Name Martinsberg, aus einer früheren Flurbezeichnung entstanden ist.

2. Aus der Ortsgeschichte sind nun allerdings für die Namensdeutung keine wesentlichen Anhaltspunkte zu gewinnen.

a) Die älteste Vergangenheit liegt auch bei diesem Dorfe völlig im Dunkel. Das einzige, was wir mit Bestimmtheit wissen, ist seine Zugehörigkeit zur Herrschaft Karpenstein bezw. seine spätere Unterstellung unter die königliche Kammer. Selbst das dortige Richtergut hat noch in der Mitte des 16. Jahrhunderts dem Glazer Schlosse unterstanden und ist erst dadurch in Privatbesitz gekommen, daß es Hans Kristen am 26. Oktober 1571 käuflich an sich brachte. Immerhin dürfte diese Tatsache dartun, daß die Gründung des Dorfes irgendwie mit den Aufgaben im Zusammenhang gestanden haben muß, die die Herrschaft, der es zugehörte, an der Ostgrenze des Glazer Landes zu erfüllen gehabt hat.

b) Im späteren Mittelalter ist Martinsberg zu zwei verschiedenen Malen der Schauplatz von Bergwerksunternehmungen gewesen, von denen allerdings keine von längerer Dauer war.

So erfahren wir aus dem 16. Jahrhundert vom Bestehen der „Gewerkschaft von St. Anna Fundgruben samt ihren zugehörigen Massen und Erbstollen aufm Mertensberge“ (Hbl. 1928 S. 50), der der Dreißigjährige Krieg ein jähes Ende bereitet hat.

Ein zweiter Versuch, die unterirdischen Schätze bei Martinsberg auszubeuten, geht auf die preussische Zeit zurück. Wie ich anderwärts (Hbl. 1929 S. 142) nachgewiesen habe, sind unter dem Gouvernement des Glazer Kommandanten v. Fouqué am 8. Juli 1749 durch den Hauptmann v. Zerbst und den Stellvertreter Mencilius die Grube „zum reichen Segen“ und die „Friedrichs-Silberhütte“ feierlich eingeweiht und

eröffnet worden, aber auch dieser Unternehmung ist ebenso wenig ein Erfolg gesichert gewesen, wie einem dritten Versuche, der im Jahre 1855 unternommen worden ist.

3. Nur umso nachdrücklicher wird darum das Argument aus der Topographie berücksichtigt werden müssen, denn dieses weist in der unverkennbarsten Weise darauf hin, daß für die Entstehung des Dorfes gerade in dieser abgelegenen Gebirgsgegend nur seine Lage an der Südwestgrenze des ehemaligen Karpensteiner Herrschaftsgebietes maßgebend gewesen sein kann.

a) Schon ein Blick auf die Feldflur des Dorfes vermag das in der einwandfreiesten Weise zu bestätigen. Hat doch diese die äußerste Westgrenze der Herrschaft Karpenstein gebildet. Ja, während die Herrschaftsgrenze von Voigtsdorf nach Niederthalheim und Olbersdorf in einer ziemlich graden Linie von Norden nach Süden verlief, ragten die Gemarkungen von Konradswalde und Martinsberg in einer mächtigen Ausbuchtung derart weit nach Westen vor, daß das ehemalige Karpensteiner Herrschaftsgebiet an dieser Stelle seine größte Breitenausdehnung erreichte. Und da die Ostgrenze der Herrschaft, wie wir haben feststellen können, in der nachhaltigsten Weise gesichert gewesen ist, kann gar kein Zweifel darüber bestehen, daß auch die Südwestgrenze des genannten Gebietes eines ähnlichen Schutzes nicht gut entbehrt haben und daß nur dieser Gesichtspunkt zur Anlage des genannten Dorfes an dieser Stelle die nächste Veranlassung gebildet haben kann.

b) Auch aus der Namengebung scheint mir für diese Feststellung eine interessante Bestätigung vorzuliegen. Denn, als in sehr erheblich späterer Zeit von Martinsberg aus kleinere Kolonien angelegt worden sind, hat die Erinnerung an diese uralte topographische Gegebenheit derart nachgewirkt, daß man einer von ihnen den Namen Grenzhäuser beigelegt hat, obwohl damals irgend eine politische Grenze von einiger Bedeutung in der Nähe gar nicht mehr bestanden hat.

4. Das Argument aus der deutschen Ortsnamengebung sucht auch in diesem Falle dem Sinn und der Bedeutung des Namens durch Vergleichung mit ähnlichen Wortbildungen aus anderen deutschen Gebieten näher zu kommen.

a) Wenn ich dabei aus den bekannten Gründen zunächst den Blick nach Oberfranken lenke, so deshalb, weil ich gerade dort auf eine ganze Anzahl von Namen stoße, die in nachhaltigster Weise nicht nur auf ein besonders hohes Alter, sondern auch auf eine ähnliche sprachliche Zusammensetzung weisen. Ich nenne: Seiferstreu im B. A. Stadtsteinach, 1520 Sybattenreut; Seybothenreuth im B. A. Bayreuth, 1146 Zibodenreut, 1402 Seytenreud, 1405 Seybotenreut; Wölbattendorf im B. A. Hof, 1348 Wolbetendorf, 1353 Welbetindorf; Schlottenhof im B. A. Wunsiedel, 1298 Slabatendorf, 1417 Slabetendorf; Wurbotin im B. A. Wunsiedel, untergegangen und schließlich Merbotengrün, ebenfalls untergegangen, ehemals im B. A. Münchberg, 1352 Merbotengrune.

b) An zweiter Stelle führe ich den Namen Martins-hagen, eines Dorfes bei Kassel, an, für den Schrader (Dynastenstämme 222) aus dem Stiftungsbrief des Klosters Hasungen vom Jahre 1074 die damalige Namensform „Meribodonhago“ nachgewiesen hat, denn dieser Name scheint mir nach einer dreifachen Richtung hin besonders interessant zu sein. Erstens weist er genau die gleiche Umdeutung auf den Namen „Martin“, wie der entsprechende Glazter Name auf. Zweitens weist der genannte Name in seinem Bestimmungswort die gleiche Zusammensetzung auf, wie sie in der Glazter Form Merbotinsdorf vom Jahre 1346 auf uns gekommen ist. Drittens wird bei dem Kasseler Namen noch besonders die Endung „hago“ auffallen müssen, denn diese besteht aus dem Stammwort „hag“ bezw. „hak“, in dem in der unverkennbarsten Weise der Begriff der Grenze enthalten ist.

c) Den eigentlichen Auschlag aber scheinen mir in diesem Falle zwei Glazter Namen zu bringen.

Der erste gehört dem Dorfe Nerbotin in der Herrschaft Hummel an und ist an anderer Stelle (Sabeln III. 165) bereits von mir behandelt worden, der zweite ist der Name Seitendorf, der später in diesen Blättern noch besprochen werden wird. Denn nicht nur, daß beide ursprünglich das gleiche Stammwort „both“ aufgewiesen haben, das auch in den

älteren Formen des Namens Martinsberg steckt, allen drei genannten Glazer Dörfern ist insofern auch das gleiche charakteristische Merkmal gemeinsam, daß sie ehemals hart auf der Grenze dreier verschiedener Sondergüter gelegen waren: Martinsberg auf der Grenze der Herrschaft Karpenstein, Seitendorf auf der Grenze der Herrschaft Snellin Stein und Nerbotin auf der Grenze der Herrschaft Landfried.

Und wenn ich dabei daran erinnere, daß auch Seitendorf im benachbarten Schlefien, 1356 als Sybotendorf angeführt wird und unmittelbar an der alten Grenze zwischen den Herrschaften Frankenstein und Münsterberg gelegen hat, dann dürfte auch der Sigibod, auf den Klemen z (U. Heim. II. 78), der Schreiberfloskel Villa Sibotonis vom Jahre 1277 entsprechend, zurückgegriffen hat, endgültig abgetan sein.

5. Die sprachliche Deutung baut sich denn auch in der ungezwungensten Weise auf diesen festgestellten Gegebenheiten auf, denn sie vermag in einwandfreier Weise in dem umstrittenen Namen die folgenden Elemente festzustellen.

a) Beim Grundwort fällt vor allem die Tatsache auf, daß es sich im Lauf der Zeit aus „dorf“ in „berg“ verändert hat. Wenn Klemen z (O. N. 49) diese Tatsache damit zu erklären sucht, daß die „hohe Lage“ des Dorfes diese Änderung herbeigeführt habe, so ist das offenkundig falsch, da ja diese von allem Anfange an dem Dorfe eigen gewesen ist. Das „berg“ im Namen des heutigen Martinsberg hat überhaupt mit der Höhe nicht das Geringste zu tun gehabt, vielmehr hat es den Sinn von „Bergwerk“ und der Umstand, daß diese Änderung des Grundwortes zum ersten Male im Jahre 1560 nachweisbar ist, verrät deutlich, daß sie im Zusammenhange mit der Bergbauunternehmung des 16. Jahrhunderts erfolgt sein muß.

b) Das Bestimmungswort weist in seiner ersten Silbe das Stammwort Mar auf, das aus Mark verkürzt, die Grenze bezeichnet, die der Herrschaft Karpenstein an dieser Stelle seit den ältesten Zeiten gezogen gewesen ist. Gleichzeitig wird dadurch die bereits beim Namen der March getroffene Feststellung bestätigt, daß in der ältesten Glazer Namengebung „Mar“ im Sinne von Grenze ohne das erst später auftretende k bezw. ch verwendet worden ist.

c) In der zweiten Silbe des Bestimmungswort begegnet uns das gleiche Stammwort „both“, das wir in den oberfränkischen Namen bereits kennen lernten. Wie die Namen Söllboth (alt Selbunt) und Diemboth (1375 Dienbund) beweisen, ist dabei in späterer Zeit das n ausgefallen, so daß wir auf die Form „bund“ gewiesen werden, die anerkanntermaßen auf das Stammwort Beunt, ahd. piunt, biunda zurückgeht, mit der man ehemals „ein vom Flurzwang und der allgemeinen Nutzung losgelöstes, daher meist umzäuntes Sondergut“, speziell an der Landesgrenze bezeichnet hat. Was dabei aber am meisten überraschen muß, ist der Umstand, daß wir diesem gleichen Stammwort bereits im Namen der Biele und im Namen des Karpensteins begegnet sind. Mithin hat es nicht nur zur Benennung der Landschaft, aus der in frühgeschichtlicher Zeit die Herrschaft Karpenstein gebildet worden ist, sondern auch zur Namenbildung ihrer beiden maßgebendsten Grenzpunkte das sprachliche Substrat geliefert, zum Namen des Karpensteins im Osten und zu dem von Martinsberg im Südwesten des genannten Herrschaftsgebietes.

Damit aber, will mir scheinen, spricht die neue Deutung des Namens Martinsberg ebenso laut und eindringlich für sich selber, wie sie von der Südwestgrenze des ehemaligen Herrschaftsgebietes her die Deutungen der Namen der Biele und des Karpensteins nochmals unterstreicht und erhärtet. Wo aber die Namenerklärungen eines derart scharf umrissenen Gebietes, wie es die Herrschaft Karpenstein gewesen ist, sich selber in so auffallender Weise gegenseitig erhärten, da ist das der sprechendste Beweis dafür, daß sie der ehemaligen Wirklichkeit abgelauscht und damit unanfechtbar sind.

49. Der Tschihak.

Schritt um Schritt haben wir in der Gegend von Landeck sowohl, wie in der von Martinsberg, die alten Ortsbezeichnungen der ehemaligen Herrschaft Karpenstein Revue passieren lassen und sind überall auf derart alte Wortstämme und frühgermanische Begriffe gestoßen, daß wir förmlich überrascht sind, wenn uns jetzt zuguterletzt plötzlich doch noch eine auf den ersten Blick

so ausgefallene Wortbildung, wie der Name Tšjihak begegnet, die unmittelbar vor Torreschluß alle bisherigen Feststellungen über den Haufen zu werfen scheint. Denn da unmittelbar über der Landesgrenze bei Freiwalde und Rothflössel auf tschechoslowakischem Boden eine kleine Ortschaft mit genau dem gleichen auffallenden Namen liegt, scheint die Angabe der bisherigen Glatzer Ortsnamenerklärung, daß im Namen des Tšjihak bloß eine tschechische Wortbildung vorliegen könne, nicht leicht erschüttert werden zu können. Daß damit ein Problem auf seine Lösung wartet, ist freilich nicht zu leugnen, in Wirklichkeit aber ist es von einer derartigen Harmlosigkeit, daß es sich ganz von selber löst, wenn man ihm nur frei von den Vorurteilen der Vergangenheit gegenübertritt.

1. Die bisherige Deutung. — Mit der gesamten deutschen und außerdeutschen Gelehrtenwelt haben auch die bisherigen Glatzer Heimatkundler Stein und Bein darauf geschworen, daß der Name des Tšjihak (mundartlich: „der Tšjehaak“) bloß eine exotische Wortbildung darstellen könne, so daß sich Kelto- und Slavomanie förmlich um diesen Namen gerissen haben.

1. Im Namen der Keltomanie hat zunächst H a s a k (Diert. I. 363) den Namen Tšjihak mit Beschlag belegt, indem er ihn als eine „tschechische Vermummung“ von Žihaga ausgab, das soviel wie „zehn Höfe“ bedeuten sollte. Da er aber keinerlei Erfolgshaft gefunden hat, kann man über diese Anschauung ruhig zur Tagesordnung übergehen.

2. Nach der Slavomanie von K l e m e n z (O. N. 49) soll dagegen der Name „von tschechisch cihak = Lauer, nämlich des Vogelfellers“ kommen, weil „so auch ein ehemaliges Jagdschlößchen beim Erlitzdurchbruch heißt“. Aber auch das ist bloße Phantasie gewesen, wie sich leicht beweisen läßt.

a) Zunächst steht unwiderleglich die Tatsache fest, daß Martinsberg mit dem Tšjihak von der frühesten Zeit der Glatzer Geschichte an zur Herrschaft Kärnten gehört hat und daß diese nicht nur aus urgermanischen Verhältnissen herausgewachsen ist, sondern auch im ganzen Verlaufe ihrer späteren Entwicklung nicht die leiseste Spur eines tschechischen Einschlags aufgewiesen hat. Und da K l e m e n z selber (G. O. 1915

S. 96) den Grundsatz proklamiert hat, daß „der mit solchen Tatsachen rechnende Namensforscher gar nicht auf den Gedanken kommen wird, in einem in rein deutscher Gegend vorkommenden Ortsnamen eine slawische Wurzel zu suchen“, hat er sich im voraus selbst widerlegt.

b) Wie des weiteren E. Schwarz (MDGDB. 1926 S. 139) feststellte, werden Dogelherde auf tschechisch cihadlo genannt und die böhmischen Ortsnamen, die darauf zurückgehen sollen, lauten: Tschihadel in Künast, Quitkau, am Tschihadel in Halbehaupt, Tschihadelberg in Höflitz, Tschiadel in Hühnerwasser, Tschihardel in Proschwitz, Tschihadl, Wald bei Pelkowitz; cihani (Tschihon in Proschwitz; Tschihanelwiese im Jsergebirge). Das Grundwort im Namen des Tschihak aber lautet hak und dieses allein schon hätte eine Entgleisung hintanhalten müssen, wie sie der Glatzer Ortsnamenerklärung auch in diesem Falle unterlaufen ist.

c) Schließlich hat dazu ja auch bereits der böhmische Namensforscher E. Nèder (Aus d. Besiedelungsgesch. des Elbegaues Tetschen 4. Lief. [1926] S. 11) die interessante Feststellung getroffen: „In Habendorf bei Benssen zeigen die 1785 und 1843 angelegten Mappen die Flur „Tschihanel“, tschechisch Dogelherd, also ein untrüglicher Zeuge ehemaligen Slawentums. Sucht man aber weiter zurück, findet sich 1614, 1654 u. s. f. öfter Schiadel, ein altdeutsches Wort für feuchte Wiese, was in diesem Falle jetzt noch zutrifft. Der Volksmund hat wie bei Tschachtel für Schachtel, Tschaukel für Schaukel auch vor Schiadel ein T gegeben und damit ohne Absicht den deutschen Ausdruck slawisiert. Eine ähnliche Verwandlung muß die wegen ihrer vielen Tümpel verrufene große Tschihanelwiese auf dem Berge Sieghübel im Jsergebirge aufzuweisen haben. Nebenbei gesagt wäre nach der Aussage gewiegter Dogelsteller die Tschihanelwiese der denkbar schlechteste Platz für den Dogelfang.“

II. Die neue wissenschaftliche Deutung. — Unter Ablehnung jeder Art von Wörterbuchphilologie wird es gelten, den so schlimm verkehrten Namen des Tschihak derart nachhaltig in den Rahmen der für seine Entstehung maßgebend gewesenen Verhältnisse hineinzustellen, daß er sein bisheriges Inkognito lüftet und sich schließlich selbst erklärt.

1. Ortsgeschichtlich darf zunächst die Tatsache nicht übersehen werden, daß „Der Tschihak“ einen am östlichen Abhange der Kühberge gelegenen Ortsteil von Martinsberg, also keine eigentliche Zweckgründung, darstellt, sondern lediglich im Zuge einer langen Entwicklung aus dem Dorfe Martinsberg herausgewachsen ist. Das bestätigt insofern auch sein Name, als er die Konstruktion mit dem Artikel führt und damit unwiderleglich dartut, daß es sich dabei um eine frühgeschichtliche Flurbezeichnung handelt, die zunächst am Boden der Landschaft gehaftet hat und erst später auf die dort entstandene Siedelung übergegangen ist.

2. Aus der Topographie ergibt sich des weiteren, daß für die Erklärung des Namens des Tschihak bloß die gleichen Gegebenheiten maßgebend sein können, wie wir sie für die Deutung des Namens Martinsberg festgestellt haben, und zwar allem voran die Lage unmittelbar an der Grenze der ehemaligen Herrschaft Karpenstein. Die genannte Grenzlage wird ja gerade beim heutigen Tschihak durch drei Tatsachen noch derart nachdrücklich unterstrichen, daß sie bei der Beurteilung seines Namens gar nicht übersehen werden kann.

a) Einmal durch die heutige Dorfanlage. Hat doch A. Otto (Wanderbuch 30) den Tschihak insofern als „einen der interessantesten Orte der Grafschaft“ bezeichnet, weil dort „die Wirtschaften wie in verschiedenen Stockwerken übereinander liegen und der Unterschied zwischen dem untersten und obersten Hause 280 Meter beträgt“.

b) Zweitens liegt unmittelbar beim Tschihak die sogenannte Signalkuppe (636 Meter), die schon durch ihren Namen andeutet, daß sie in das System der alten Nachrichtenübermittlung einbezogen gewesen sein muß, das wir bereits in der frühgeschichtlichen Herrschaft Karpenstein in seiner ausschlaggebenden Bedeutung kennen gelernt haben. Dem Karpenstein an der Ostgrenze der Herrschaft hat demnach an der Westgrenze eine Signalstation beim Tschihak entsprochen, so daß dadurch auch hier der Grenzgedanke deutlich genug zum Ausdruck gekommen sein dürfte.

c) Zuletzt wird der Grenzgedanke in diesem Namen auch noch durch die Deutung des Namen Martinsberg und die

von diesem Dorfe aus angelegte Kolonie der Grenzhäuser in einer Weise unterstrichen, daß auch der Name Tschihak nur als Grenzbezeichnung zutreffend erklärt werden kann.

3. Sprachlich gibt sich damit der Name des Tschihak ohne weiteres als eine Zusammensetzung aus zwei urdeutschen Stammwörtern zu erkennen und läßt sich tatsächlich auch mit Leichtigkeit in folgende Bestandteile zerlegen:

a) Als Grundwort meldet sich nämlich alsbald die gerade in Flurnamen häufig vorkommende Bezeichnung „der (im) Hag (en), S. N. das Gehag, eigentlich „Dornbusch, Gesträuch“, dann „Hecke, Zaun“ überhaupt, endlich „eingefriedigter Raum“. Wir sind ja diesem Wort soeben noch im Namen Martins-hagen (Meribodonhago) bei Kassel begegnet und braucht es nur nach den Darlegungen von M. Andree-Eysn (Zeit f. österr. Dkde. 4. Jg. [1898] S. 273 ff. und Volkskundliches a. d. Alpengebiet [1910] S. 219) zu würdigen, um zu erkennen, mit welcher Blindheit die bisherige Glatzer Namenerklärung geschlagen gewesen ist, als sie dabei an eine tschechische Wortbildung dachte. Denn: „Hag und Zaun dienen zur Einfriedigung des Besitzes, zur Sicherheit der Herde, zum Schutze des Ackerlandes oder benachbarten Weiden, zur Einhegung des wechselnden Weideplatzes. Schon im Althochdeutschen kommt das Wort hag in seiner Bedeutung als einfriedigendes Gebüsch vor und geht durch alle germanischen Sprachen, als Hecke und lebende Einhegung. Die Namen der Pflanzen, die neben der Hasel als Hecke zum Hag dienen, als Hagebuche, Hagedorn, Hagerose, weisen auf ihre frühe Benutzung zur Herstellung des Einfriedens hin, und noch heutigentags sichert der Hag (Wildhag) oder der lebende Zaun, die in fortlaufender Linie gepflanzte Hecke vor Grenzirrtümern und Übergriffen im Weiderecht. Mundartliche Ausdrücke dafür sind in Bayern Böscheng'hag oder Koppeng'hag...“ Dementsprechend hat auch J. Klapper (Schl. Volkskde. 153) das Wort schon aus einem schlesischen Wörterbuch des 14. Jahrhunderts unter den Jagd-ausdrücken in der Bedeutung indago nachgewiesen und Buck (S. 99) hat aus der Schweiz den urkundlichen Beleg: 1315 ad indaginem sive sepem dictam ze Niderhoken angeführt, während Eberl (Bayr. O. N. 226) dieses Wort als „gerodetes

und eingefriedigtes, umhegtes Waldstück" erklärt hat. Als ausgesprochener Grenzbegriff steckt das Wort z. B. im Namen der in der Urkunde vom 26. April 1336 erwähnten „villula hach" (Cod. dipl. X 125), die heute bloß noch eine Vorstadt von Wartha bildet. Im Glatzer Lande dagegen ist die mitteldeutsche Nebenform hagen vielfach zusammengezogen in hahn, hjon und hain und in dieser Form auch im Glatzer Namengut vertreten, wie ich das in meinem Aufsätze über den Namen hannsdorf (Hbl. 1936 S. 1 ff.) ausführlich dargetan habe.

b) Als Bestimmungswort aber steckt im Namen des Tschihak ohne Zweifel das deutsche Stammwort: die Schei, mhd. schie, „der Zaunstecken", „der Zaun", das jetzt vielfach fälschlich in „Scheu" verwandelt ist, wie z. B. in den Bezeichnungen „Scheuenalp", „Scheuwiesen", „Scheuholz". Zaunholz heißt mhd. schiholz (1390) und kommt im württembergischen Schwaben und in der deutschen Schweiz nach Buck (S. 234) und Eberl (S. 152) am häufigsten vor. R. Dollmann (S. 47) legt die dem Glatzer Namen gleichgebildete Ortsbezeichnung „am Scheienhag" vor und legt ihr die gleiche Bedeutung unter wie der Bezeichnung „Riegel", nämlich „Schließbalken an Esch- und Waldblücken", der wir an der Ostgrenze des Herrschaftsgebietes am Karpenstein begegnet sind. Mit dem ahd. Stammwort sceit, mhd. sceit gebildet, liegt die gleiche Wortbildung auch in dem Flurnamen Schidhag vor, den M. Koch aus der Gemarkung Thayngen im Kanton Schaffhausen (Sprache u. Dichtung. H. 35 [1926] S. 124) namhaft machte, und als Scheidhag, d. h. „Grenzzaun" erklärt hat. Wir sind also damit an dieser Stelle einer Art Landhag bezw. Landwehr begegnet, wie sie im Mittelalter in den verschiedensten Teilen Deutschlands, auch als Knicke, Gebücke oder Lehen üblich gewesen und auf das altgermanische Vorbild zurückgegangen sind, das uns Caesar B. Gall. 217) bei den Nerviern mit den Worten beschrieben hat: teneris arboribus incisus atque inflexis crebrisque in latitudinem ramis enatis et rubis sentibusque interiectis, effecerant, ut instar muri hæ sepes munimenta præberent, quo non modo non intrari, sed ne perspicere

quidem posset. Nach C. Schudhardt (Neue Jahrb. 5 [1900] S. 99 ff.) haben selbst die Römer diese Art der Grenzbesetzung von den Nordvölkern, Kelten und Germanen, übernommen und bei ihrem „Limes“ weiter ausgebildet, dessen Reste ja auch entsprechend noch heute vielfach „Pfahl“ oder „Pfahlgraben“ heißen. Jedenfalls hat sich ein solcher altgermanischer Landhag auch um die Herrschaft Karpenstein herumgezogen, denn das Material aus dem er bestanden hat, ist das genannte „Schyholz“, bei Caesar mit teneris arboribus wiedergegeben, seine Bezeichnung aber hat sich in ihrem ersten Teil im Namen Landeck, im zweiten im Namen Tschihak erhalten, wozu ich jetzt wohl nur noch daran zu erinnern brauche, daß die Lander auch „Zaun“ bezw. „Zaunstecken“ (1472 zuo der Landern) bedeutet, um der gelegentlich der Erklärung des Namens Landeck (Nr. 41) gemachten Einschränkung das nötige Verständnis zu sichern.

Einer derart klaren und eindeutigen Ableitung gegenüber vermag dann auch die übliche Schreibung mit Tsch im Anlaut nicht zu den geringsten Bedenken Anlaß zu geben, denn diese ist im Gläzer Lande geradezu an der Tagesordnung gewesen. So hat man dort statt Landfried auch „Lanczfried“ geschrieben, so ist aus dem Stammwort „Scherb“ die Schreibung „Tscherbenev“ entstanden, ja selbst Personennamen sind von dieser Schreibmode nicht unberührt geblieben, da sich z. B. ursprüngliches Weniczke (1440) bezw. Weinischke 1444 in Weinitshke, Schimmel in Tschimmel, Schetirwang (1359) bezw. Schetterwang (1305) in Tschetterwang, und selbst Nikil Schlegil in „Zlegil“ (1358) und eine Margarethe Silberreich in eine Frau „Zilberreich“ (1404) verwandelt hat.

Die damit festgestellte Bedeutung des Namens „Der Tschihak“ als einer Grenzbezeichnung im Sinne von Zauntor an einem eingezäunten Grundstück bezw. Herrschaftsgebiet, die sich in der überraschendsten Weise mit dem auch in den Namen Martinsberg und Karpenstein enthaltenen Grenzbezug deckt, wird aber gerade durch den Namen des böhmischen Tschihak, auf den sich die bisherigen Gläzer Namenkundler berufen haben, erst recht bestätigt und erhärtet. Denn wer sich

von der Lage dieser Örtlichkeit unmittelbar an der Landesgrenze und gegenüber dem Glazer Grenzendorf allein noch nicht davon überzeugen lassen wollte, daß auch dieser Name deutsch ist und genau die gleiche Wortbildung darstellt, den brauche ich jetzt wohl bloß an den Namen der Erlitz zurückzuerinnern, die gerade in nächster Nähe des böhmischen Tschihak den berühmten „Durchbruch“ macht, um damit darzutun, wie sich auch hier die einzelnen Namendeutungen förmlich gegenseitig erhärten, sobald man restlos mit den von der bisherigen Namenerklärung erfundenen Märchen bricht und die geschichtliche Wirklichkeit wieder zu ihrem Rechte kommen läßt, die in derart frühen Zeiten wurzelt, daß sie nur der blinde Wahn mit slawischem Wesen in Verbindung bringen konnte.

III. Die Gegend um Seitenberg

Wohl haben auch die alten Dorfsiedelungen in der Gegend um das heutige Seitenberg in erster Linie dem Wald- und Grenzschutz ihre Entstehung zu verdanken gehabt, mit ihm ist aber gerade in diesem Landesteil seit den frühesten Zeiten bereits die älteste Glazer Wirtschaftsunternehmung hand in hand gegangen, nämlich: der Eisenbergbau. Wo wir darum in den ältesten Ortsnamen dieser Gegend auf Reminiszensen an diese Tatsache stoßen sollten, da ist das der untrügliche Beweis dafür, daß wir in ihnen auch hier einer Wirklichkeit von neuem gegenüberstehen, von deren früher kulturgeschichtlicher Bedeutung die bisherige Glazer Heimatkunde auch nicht die blasseste Ahnung gehabt hat, obwohl der von allen Seiten anerkannte ausschließlich deutsche Charakter des gesamten böhmischen Bergbauwesens, sie förmlich hätte reizen müssen, diese historische Entwicklung bis zu ihren ersten Anfängen zurückverfolgen. Denn auf diesem Wege würde sie von selbst zu der Einsicht gekommen sein, daß das Wort: „Wo das Eisen wächst in der Berge Schacht, da entspringen der Erde Gebieter“, auch am Glazer Lande ein Stück Wahrheit geworden ist.

50. Gersdorf.

Mehr noch als der Umstand, daß die bisherige Glager Ortsnamengebung den Namen Gersdorf eine Weile mit den Namen Kraftsdorf und Karpenstein kunterbunt durcheinander gewürfelt hat, wird die Tatsache diesem Namen eine bevorzugte Behandlung sichern müssen, daß das durch ihn bezeichnete Dorf bis tief ins 17. Jahrhundert die am weitesten nach Osten vorgeschobene Siedelung des Glager Landes gewesen ist. Denn dadurch ist sie für das Verständnis der übrigen Ortsbezeichnungen der Gegend um Seitenberg bis heute tonangebend geblieben, wie das aus folgenden Feststellungen eindeutig hervorgehen dürfte.

1. Zunächst lehrt ein Blick auf die Topographie, daß die heute Alt-Gersdorf genannte Siedelung auf ausgesprochenem Waldboden und zwar unmittelbar an der Ostgrenze des Landes entstanden ist. Diesen ausgesprochenen Waldcharakter hat dieses Gebiet bis in unsere Tage zu bewahren gewußt und zwar in einer Weise, daß es noch von Göppert als der eigentliche „Glager Urwald“ bezeichnet werden konnte.

2. Diese Tatsache wird ja auch in der eklatantesten Weise bestätigt durch die Ortsgeschichte.

a) Aus frühester Zeit erfahren wir nämlich, daß das heutige Alt-Gersdorf einer Hegerei seine Entstehung verdankt, die ohne den geringsten Zweifel auch in diesem Teile des Grenzwaldes die gleichen wichtigen Grenzaufgaben zu erfüllen hatte, wie wir sie an der Nordostgrenze des Karpensteiner Herrschaftsgebietes bereits haben feststellen können. Und da es sich bei diesem Herrschaftsgebiet um ausgesprochenes Krongut gehandelt hat, das von der böhmischen Krone zu Lehen vergeben zu werden pflegte, ist es ganz undenkbar, daß in diesem Bannwald jemals irgend eine private Persönlichkeit erschienen, ein Dorf gegründet und diesem auch noch ihren Namen beigelegt haben könnte. Die von Graebisch (Gedenkschrift 64) und Klementz (O. N. 41) vertretene Erklärung, daß im Namen Gersdorf der Name Gerhart stecken soll, ist darum in einer Weise überholt, daß es einen Zeitverlust bedeuten würde, sich mit ihr noch weiter auseinander zu setzen.

b) Die spätere Entwicklung hat ja auch diese geschichtliche Tatsache nur noch mehr ins Licht gehoben. Nicht einer der fiktiven „Lokatoren“, sondern Kaiser Rudolf II. selber hat als Landesherr am 3. August 1580 die Gründung und Anlegung des heutigen Neu-Gersdorf (St. A. Br.: Rep. 23 I 11 b) mit dem Befehl an die Böhmisches Kammer in die Wege geleitet, „daß Ihr bei unnsrerem Hauptman zu Glas verfügēt, damit er dem Ober Waldmeister daselbst Lohnhart Felthammer jemand vom Ampt zugebet, unnd ein Dorff an einem Ort bei Gersdorff, da es unns ohne schaden, aussetzen lasse, dergestalt, daß dennselben Leuten auf etliche Jahr freyheit gegeben, unnd dabei benentlich gemacht werde, was sie nach verschleinung derselben freigelassener Jahr an Zinsen unnd Roboten zu thun schuldig sein sollen, also auch den Unkosten zu erbauhung der Heusell weil derselb über zehen Taler nit anlauffen solle, aus dem Glasischen Ampt dargeben“. Die Gründung ist auch alsbald in Angriff genommen worden und schon am 16. April 1586 konnte der Glazger Landeshauptmann Hans v. Panwitz dem Kaiser berichten, daß sich schon „eine ziemliche Anzahl Leute angesiedelt haben“, woran er die Bitte knüpfte, dem Waldschreiber Adam Kemsetzer, dem das Richter-gut bewilligt worden sei, auch das Brauwerk und die Mühle daselbst zuzusprechen.

3. Die urkundlichen Namensbelege sind ja auch gerade in diesem Falle völlig klar, denn das Dorf wird in den Archivalien, wie folgt, erwähnt: 1346 Gerarczdorf; 1418 Girhardtsdorf; 1424 Gerhardsdorf; 1430 Gerhardsdorf; 1631 Alt Girßdorf; Altgirßdorff; 1732 Altgärsdorff. Es kann sich mithin dabei nur um eine Wortbildung handeln, für die ausschließlich überhaupt bloß eine einzige Erklärungsmöglichkeit zur Verfügung steht.

a) Als Grundwort ist in dem Namen das alte und vielgebrauchte Stammwort hart „der Wald“ enthalten, das ich in meinen „Hummelmärchen“ z. B. in den Namen Reinharcz, Rückarz usw. festgestellt habe und das sich nach einer aus allen deutschen Sprachgebieten erwiesenen Regel fast regelmäßig in die Silbe -ers abgeschliffen hat. Wie restlos aber gerade der Sinn und die Bedeutung dieses Stammworts, mit dem

man ehemals bevorzugt die in den Grenzzonen liegenden Waldweiden bezeichnet hat, mit dem auf historischem Wege bereits festgestellten hohen Alter dieser Siedelung zusammenstimmt, vermag vielleicht am besten die Feststellung von H. Hammel (N. dt. Gebirge Diss. Gießen [1933] S. 35) darzutun, daß das Wort hart „seit dem Jahre 1000 etwa in der Namengebung nicht mehr verwendet, also auch in seiner eigentlichen Bedeutung „Wald, Waldgebirge“ nicht mehr erkannt wurde.“

b) In dem Bestimmungswort kann dann nur die besondere Charakteristik dieses Waldes nach seiner frühesten Gestalt und Form enthalten sein, so daß auch darüber ein Zweifel nicht gut möglich ist, daß in des Namens erster Silbe das Stammwort „ger“ enthalten ist, das so viel wie „dreieckig“ bedeutet. In allen deutschen Sprachgebieten weithin bekannt, ist es auch im Glazier Lande als Flurbezeichnung weit verbreitet gewesen. So, wenn es in den Aufzeichnungen über die Gründung von Neißbad im Jahre 1564 (Hbl. 1931 S. 142) heißt: „zu förderste do das schnelle floß in die Neisse fleußt, da ist ein gäricht Erbe, daß ist Fornen zue-bey der awen so breith biß an des Ersten Erbes, das do zu nechste drübig leit, weldher Rein mit Statlichen Reinstainen besetzt ist worden... undt daselbe geht Erbe gehet mit der Einen seithe an der Neisse hinauf undt darumb es nicht so lang ist als die andern. So ist es forn so viel derbreitter...“ Und auch im Landecker Urbar vom Jahre 1614 (fol. 110) ist bei Kamnitz z. B. die Rede von einer „Überschar oder dreieckichten gehen“.

Daß weiterhin dieses Wort auch der Glazier Ortsnamengebung nicht fremd ist, habe ich anderwärts (Gr. Gl. 1936 S. 42 ff.) im Namen Rengersdorf erwiesen, der aus Reingersdorf zusammengesetzt ist.

4. Die volle Richtigkeit dieser Deutung wird denn auch gerade in diesem Falle durch eine äußerst schlagende Sachprobe über den letzten Zweifel hinausgehoben und zwar durch den doppelten Blick auf die Lage und die Gestalt der Waldmark, von der das Dorf den Namen erhalten hat.

a) Zur Lage der Gersdorfer Waldmark hat nämlich bereits H. Böttger in seinen „Diözesan- und Gaugrenzen Nord-

deutschlands" (Bd. I. [1875] S. 50) die Feststellung getroffen, daß an den erwiefsenen Grenzpunkten öfter Ortschaften, Berge, Feldmarken usw. sich befinden, deren Namen mit Gehren, Gieren, und Garen (d. i. begrenzen) zusammengesetzt sind und hat dazu auf den Namen Gersdorf¹ verwiesen. Daß diese Feststellung nicht bloß auf das Gläzer Gersdorf, sondern auch auf das an der schlesischen Grenze bei Wartha gelegene Giersdorf zutrifft, lehrt der bloße Augenschein, wie ja auch die Formen, in denen der Name des letztgenannten Dorfes auf unsere Tage kam (1290 silva cum fundo Geradesdorph; 1359 Gerhardsdorff; 1399 Gerigsdorff; 1491 Gerhartsdorff. Cod. dipl. X. 37; 248; 339) zur Genüge dartun dürften, daß es sich dabei um genau die gleiche Wortbildung, wie beim Namen des Gläzer Gersdorf handelt, der übrigens auch in einem fränkischen Gersdorf, das im Jahre 1312 und 1350 ebenfalls noch Gerhartsdorf geheißten hat, einen Namensvetter aufzuweisen hat (Ch. Beck, O. N. im Pegnitztal 85).

b) Nicht minder bedeutfam aber fällt ins Gewicht, was sich über die früheste Gestalt dieser alten Waldmark feststellen läßt. Denn wenn es darüber im Urbar von 1571 heißt, daß die ehemalige Hegeret Gersdorf „von den Gersdorfer Gütern anfangend bis an die Schlesiſche Grenze, der „polnische Riegel“ genannt, von da bis an den weißen Berg an das Goldensteiniſche, von da bis an das große Gehölz und dem Riegel nach bis an den Sperſtecken und von da bis an die Gompersdorfer Grundstücke“ reichte, dann wird man die genannten Grenzlinien bloß in irgend eine Karte einzutragen brauchen, um mit Staunen zu erkennen, wie in der Tat nichts anderes als die durch ihre Lage in einem Grenzzipfel des Landes bedingte Form eines dreieckigen Gehrens die Veranlassung zur Entstehung des Namens Gerhartzdorf gebildet haben kann, so daß wir auch in diesem Falle wieder auf eine jener Wortmalereien gestoßen sind, in denen die frühgeschichtlichen Gläzer Siedler die Topographie der Landschaft in die von ihnen gebildeten Ortsbezeichnungen eingefangen haben.

Mit diesen Feststellungen dürfte denn auch die Phantasiegestalt des bisherigen Gerhart von Gersdorf endgültig abgetan sein.

Der Name Gersdorf ist als Hegererbezeichnung entstanden und stellt einen germanischen Waldnamen dar, der auf die frühgeschichtlichen Verhältnisse des Grenzwaldes zugeschnitten ist. Daß damit aber eine bedeutsame Erkenntnis auch für die Erklärung der übrigen Namen des gleichen ausgedehnten Waldgebiets gewonnen ist, wird jeder einsehen, der sich von den überholten Vorurteilen der Vergangenheit frei zu halten und die geschichtliche Wahrheit über persönliche Rechthaberei zu stellen weiß.

51. Schreckendorf.

Unmittelbar an die Gemarkung von Gersdorf schließt sich mit seiner Feldflur das heutige Schreckendorf an, das im Lande deshalb besonders berühmt geworden ist, weil gerade in ihm die bisherigen Glazer Kolonisationsanhänger den unumstößlichen Beweis für ihre Annahme gefunden zu haben glaubten, daß deutsche Sprache und Kultur in keinem Falle vor dem berüchtigten Epochenjahr „1262 oder 1263“ im Glazer Lande Fuß gefaßt haben sollten. Welchen schlimmen Sinnes-täuschungen sie dabei unterlegen sind, wird in eindeutiger Weise die folgende Untersuchung zeigen.

I. Die bisherige Glazer Ortsnamenerklärung ist auch bei der Beurteilung dieses Namens einer doppelten Verirrung anheim gefallen.

1. Zunächst hat man unter völliger Verkennung der beiden lateinischen Namensbelege: 1264 Srokéri und 1367 Srokkeri in diesem Namen eine slawische Wortwurzel gewittert und zwar auf die haltlosesten Vermutungen hin.

a) Denn also heißt es bei K. Wehse (Karpfenstein [1883] S. 147): „Das Wort Srokkeri weist zwar nicht auf czechischen Ursprung hin, könnte aber mit dem czechischen: *siroky* = breit verwandt sein“.

b) Noch bezeichnender ist, daß Klemenz (Diert. VI. 298) im ersten Teil dieses Namens eine slawische Wurzel feststellen zu können glaubte, obwohl er zugeben mußte, daß er eine solche „in anderen slawischen Wortbildungen aufzufinden sich vergeblich bemüht habe“. Und es sagt wohl genug, daß er daran

auch noch im Jahre 1915 (G. O. 96) festgehalten hat, obwohl E. Beck inzwischen festgestellt hatte, daß diese Anschauung „völlig ent wurzelt“ sei.

2. Sodann ist man dazu übergegangen, im Namen dieses Dorfes den üblichen Lokatornamen, und zwar in diesem Falle den eines gewissen Schrecker, zu suchen.

a) Zunächst hat E. Beck (Blätter I. 133 ff.) diese vermeintliche Tatsache in einem langen Aufsätze zu begründen versucht, in dem er sogar — ein Unikum, das einzig dastehen dürfte — auf Grund eines mathematischen Rechenebeispiels mit Unbekannten und unter restloser Mißdeutung der Schreckendorfer Verhältnisse zu dem Ergebnisse kam, daß „für das Dorf als Gründungszeit mit einer an die Gewißheit streifenden Wahrscheinlichkeit der Sommer des Jahres 1264“ anzusetzen sei.

b) Diese Anschauung hat denn auch derart faszinierend gewirkt, daß sich ihr Graebisch (Gedenkschr. 66) angeschlossen hat und Klemen z (O. N. 53) nur noch feststellen zu können glaubte, daß der tatsächliche Gründer des Dorfes bloß der „Lokator Schrecker“ gewesen sein könne, „dessen Name mit dem Zeitwort schrecken = hüpfen, tanzen... zusammenhängt“.

c) Den Dogel dürfte aber dennoch A. Otto (Wanderbuch 36) abgeschlossen haben, der mit überlegener Sicherheit bloß noch feststellte: „Das Dorf wurde mit 17 Bauernwirtschaften und einer Kirche von einem gewissen Schrecker „auf grüner Wurzel“ unter König Ottokar im Jahre 1264 angelegt, also zu einer Zeit, in der die deutsche Einwanderung erst begann.“

Daß das alles reinste Phantasie gewesen ist, liegt eindeutig auf der Hand. Nicht nur die slawische Deutung dieses Glazter Namens ist eine haltlose Entgleisung gewesen, auch in der deutschen Erklärung sind so viele willkürliche Annahmen aufeinander gehäuft, daß man geradezu darüber erstaunt sein muß, wie man ein derartiges Phantasiegebäude als „Geschichte“ ausgeben konnte. Wie weit in Wirklichkeit alle diese Anschauungen von der geschichtlichen Wahrheit entfernt geblieben sind, wird die einzig mögliche Erklärung zeigen, die mit einem Schlage alle diese fiktiven Annahmen und aus-

gefallenen Begründungen über den Haufen wirft und die Entstehung auch dieses Glaser Dorfnamens in die gleiche frühgermanische Zeit zurückverweist, der auch die übrigen alten Ortsbezeichnungen der ehemaligen Herrschaft Karpenstein ihr Dasein zu verdanken haben.

II. Die neue wissenschaftliche Deutung baut auch dieses Mal auf der sicheren Grundlage von Tatsachen auf und sucht, auch diesem vielverkehrten Namen mit Hilfe der folgenden Argumente von neuem das richtige Verständnis abzugewinnen.

1. Das Argument aus der Topographie verweist auch in diesem Falle eindeutig auf eine Gründung im Grenzwald. Nicht umsonst heißt es noch im Urbar von 1534 gerade bei Schreckendorf: „Es steht auch um die Gebirge viel Wild, als Rehe, Hirschen, Bären, Schweine etc. Sofern es von der Obrigkeit den Bauern erlaubt wird, das Wild zu schlagen, müssen sie es aufs Schloß abliefern.“

2. Weiterhin kommt das Argument aus der Ortsgeschichte zu nachstehenden Feststellungen:

a) Daß Schreckendorf als Siedelung ein außerordentlich hohes Alter aufweist und mit seiner Entstehung in die früheste Zeit der Glaser Geschichte zurückreichen muß, hat selbst A. Otto (Wanderbuch 36) durch die Feststellung anerkennen müssen, daß dieses Dorf zu den sogenannten „Grunddörfern“ gehört, die „noch heute bei den kleineren Nachbargemeinden eine Wertschätzung genießen, die eine Anerkennung ihres alten vornehmen Ranges bedeutet“.

b) Dem hohen Alter der Siedelung entspricht auch das Alter ihrer Kirche, über deren Stiftung, Erbauung, Konsekration und Dedikation zur Zeit des berühmten Epochenjahrs „1262 oder 1263“ Beck derart genaue Angaben aus den Urkunden herauslesen zu können vermeinte, daß man darüber nur baß erstaunt sein kann. Nun ist aber diese Kirche dem heiligen *Mater-nus* geweiht, also einem heiligen, dessen Name sonst im Lande nicht mehr vertreten ist. Nicht nur das: In diesem heiligen haben wir den ersten geschichtlich beglaubigten Bischof von Köln, den dritten von Trier vor uns, dessen Wirksamkeit nach dem Kölner kirchlichen Handbuch in die Zeit von 285—315 gefallen ist und der noch heute im Westen, speziell in Köln, Trier und

Straßburg, besonders als Patron des Weinbaus, verehrt wird. In dem französischen Städtchen St. Dié ist der hl. Maternus bereits seit dem 7. Jahrhundert Patron der kleinen Marienkirche, ferner führt die Kirche in Wolmsdorf (Bez. Breslau) und die Kirchhofskapelle bei St. Elisabeth in Breslau sein Patrozinium (M. B. Claus, Die Heiligen des Elsaß [1935] S. 93). Damit ist klar, daß das bisher noch nicht beachtete Patrozinium der Schreckendorfer Kirche einmal auf eine äußerst frühe Zeit ihrer Erbauung und zweitens auf Beziehungen nach dem Westen weist, wobei die Tatsache von Interesse ist, daß die Verehrung des hl. Maternus auch in Oberfranken beheimatet gewesen sein muß, da er der Patron der Kirche von Molschenbach ist. Ebenso dürfte die Tatsache, daß der hl. Maternus der Wappenheilige des schlesischen Liebenthal ist, in diesem Zusammenhang besonders erwähnenswert sein.

c) Als Drittes kommt dazu, daß Schreckendorf schon sehr frühzeitig der Schauplatz von bergbaulichen Unternehmungen gewesen ist, deren Träger wiederum nicht Privatpersonen, sondern die jeweiligen Landesherrn, waren. So hat noch im Jahre 1520 der damalige Pfandinhaber, Ulrich Graf zu Hardeck, dem Hans Dippold von Burghaus, Hauptmann auf dem Reichenstein „den Hammer zu Schreckendorff im Grund gelegen, mit allem gezeig und forradt, wie er ykundt ist, dergleichen die Hoffstadt, so das bloß haus gestanden, und die alde hütten draußen bey dem bergwerck gelegen, ... mitsampt dem haus gefreiten hof und erbstugkhen, so darbei und gehorig“ zu eigen gegeben. Es wird sich später noch Gelegenheit bieten, das hohe Alter der Schreckendorfer Bergbauunternehmung zu beweisen, schon hier aber wird betont werden müssen, daß sie ausschließlich von Deutschen getragen worden ist.

3. Das Argument aus den urkundlichen Namensformen stellt dazu folgende Belege fest: 1264 ecclesie Srekeri (Bl. I. 136); ca. 1290 ecclesiam in Srekendorf; ecclesia de Srekendorf; ca. 1290 ecclesiæ Sreckdorf; 1325 Shrekendorph; 1346 Schreckersdorf; 1361 Srekdorf; 1363 Schreckerdorf; 1364 Srekerdorf; 1367 Srokkeri (lat.); 1389 Schrekkerdorf; 1396 Stekendorf; 1412

Schreckirdorf; 1415 Schreckerdorf (viermal, neben zwei Schreckendorf); 1500 Schreckerdorf. — Wenn ich nun diese urkundlichen Belege in ihren verschiedenen Spielarten kritisch gegeneinander abwäge, dann ergeben sich von selber folgende Feststellungen:

a) In lateinischer Sprache liegen zunächst die folgenden beiden Namensformen vor: 1264 ecclesiae Srekeri und 1367 Srokkeri ohne jeden Zusatz. Beide sind unabhängig von einander entstanden, denn die erste entstammt einer Urkunde aus der Kanzlei des Böhmenkönigs Ottokar II., die zweite den Papstzehntregistern aus der erzbischöflichen Kanzlei in Prag. Dabei fällt nun vor allen Dingen auf, daß beide Belege den Namen ohne den Zusatz des heutigen Grundworts „Dorf“ verzeichnen, obwohl sie beide ausgesprochene Ortsbezeichnungen darstellen.

Rein theoretisch gesprochen, könnte man bei der ersten Form an die „Kirche eines Schrecker“ denken, das ist aber praktisch ausgeschlossen, weil, wie aus der Urkunde selbst hervorgeht, der Boden Eigentum der Krone war und gar nicht abzusehen ist, wie ein Mann namens Schrecker jemals dazu gekommen sein könnte, auf königlichem Eigentum eine Kirche zu errichten und es zudem allen kirchlichen Gepflogenheiten widerspricht, Kirchen nach dem Namen lebender Privatpersonen zu benennen. Schon daraus folgt also, daß auch in diesem Falle schon der lateinische Genetiv in der Form einer Ortsbezeichnung vorliegt und es sich nur um die „Kirche zu Schrecker“ oder „Schreckers“ gehandelt haben kann.

Diese Tatsache muß die Form vom Jahre 1367 auch noch über den letzten Zweifel heben. Denn diese entstammt den päpstlichen Zehntregistern, die überhaupt bloß Kirchorte mit den von diesen entrichteten Abgaben verzeichnen. In diesem zweiten Falle kann also überhaupt nur ein lateinischer Genetiv als Ortsbezeichnung vorliegen in dem Sinne: „Zu Schrecker“ werden entrichtet usw. Und da es sich bei dem genannten Verzeichnis um eine ältere, formularmäßige Vorlage handelt, in die jeweils nur die veränderlichen Geldsätze eingetragen worden sind und außerdem das genannte Dorf das einzige Beispiel darstellt, bei dem der Zusatz villa unterblieben ist — das in

den „Geschichtsfabeln“ I/II S. 199 beigefügte v. ist zu streichen — ist restlos klar, daß das heutige Grundwort „dorf“ erst später an diesen Ortsnamen angefügt worden sein kann und somit dieser in seiner frühesten Gestalt „Schrecker“ bezw. „Schreckers“ gelautet haben muß.

b) Die deutschen Namensbelege erscheinen dagegen stets in der Verbindung mit dem heutigen Grundwort „dorf“, und zwar erstmalig ca. 1290 in der Urkunde König Wenzels II., in der die Urkunde Ottokars II. vom Jahre 1264 inseriert ist. Wir haben damit eine ungefähre Angabe für den Zeitpunkt, in den wir das Aufkommen des Zusatzes „dorf“ werden verlegen müssen. Daß dadurch weder das Alter des Dorfes, noch das seines Namens irgendwie zeitlich eingengt wird, ist klar, denn derartige Zusätze sind auch in alter Zeit schon vielfach Modesache gewesen und, was das Grundwort „dorf“ betrifft, so gehört es nach Chr. Mayer (O. N. im Ries 9) zu den Grundformen, die „das Aufhören des Nomadenlebens und den Eintritt der Ansässigkeit ausdrücken... Das ahd. und mhd. *dorf*, goth. *thaurp*... ist zunächst, wie Grimm sagt, Zusammenkunft geringer Leute auf freiem Felde, dann aber eine Niederlassung derselben, um Ackerbau zu treiben. Die ältesten Ortsnamen mit dieser Grundform stammen aus dem 7. Jahrhundert.“

Als feststehende Tatsache darf damit gelten, daß es in der Vergangenheit des heutigen Dorfes einmal eine Zeit gegeben hat, in der dieses den Namen „Schrecker“ bezw. „Schreckers“ geführt haben muß, wogegen Formen wie Srekendorf vom Jahre 1290 und Schrekendorf vom Jahre 1325 nichts zu beweisen vermögen, da die Belege mit *r* bezw. *rs* diese derart überwiegen, daß z. B. in der Urkunde von 1415 einem viermaligen Schreckerdorf nur zwei Formen mit — *en* — gegenüber stehen. Ist aber das der Fall, dann kann ja gar kein Zweifel mehr daran bestehen, daß in der zweiten Silbe des ursprünglichen Namens „Schrecker“ bezw. „Schreckers“ das maßgebende Grundwort enthalten sein muß, während die erste Silbe nur das dazu gehörige Bestimmungswort darstellen kann.

4. Das Argument aus der Sprachwissenschaft

sieht sich danach auf den einzig gangbaren Weg gewiesen, denn es ergibt sich:

a) Als Grundwort kann in dem ursprünglichen Namen nichts anderes als das alte deutsche hart enthalten sein, das wir bereits in den Namen Olbersdorf und Gerhartsdorf haben feststellen können und das deutlich genug das zusammenhängende Waldgebiet erkennbar werden läßt, in dem auch diese Dörfer ehemals entstanden sind.

b) Als Bestimmungswort bleibt dann aber nur die Silbe Schreck oder Schröck übrig, die nur eine doppelte Ableitung zuläßt:

Entweder von ahd. skrik, das „plötzliches Auffahren, Erschrecken, Schreck, aber auch Sprung, Riß, Fels“ bedeutet und an das sich auch im Falle Schreckendorf im Hinblick auf seine nach A. Otto (Wanderbuch 35) „dicht an der Straße auf hohem Bergrande liegende Kirche“ sehr wohl denken ließe.

Oder aber — und das ist im Hinblick auf den Wald, dem das Dorf seinen Namen verdankt, das Gegebene — man leitet den Namen von Schragen, mhd. schrage, schrege, d. i. „Zaun mit schräg stehenden Stangen“ ab (Dollmann 20 u. 47), denn zu diesem Stammwort hat J. Miedel (Altb. Monatschr. 12. Jg. [1913/14] S. 77) den Namen der Schregbach-Höhe im Berchtesgadener Land gestellt und als die ursprüngliche Bezeichnung eines früheren Grenzwaldes dargetan.

Beide Stammworte scheinen aber auch mit ihrer Bedeutung vielfach ineinander gelaufen zu sein.

5. Das Argument aus der deutschen Ortsnamengebung schließt den Beweis mit der Feststellung ab, daß ähnliche Namen weithin im deutschen Lande verbreitet sind.

a) Wenn ich zuerst aus dem Lipperland den Namen Schreckenbergr nenne, so deshalb, weil O. Preuß (Lipp. Fl. N. [1893] S. 135) mit den Worten auch zwei andere Erklärungs-möglichkeiten namhaft gemacht hat: „Wol von ahd. scric: Sprung, erhalten in Heuschrecke, vergl. das lat. saltus: Bergwald. So erklärt Arnold 306 auch einen Berg bei Marburg, jetzt der Schröck, früher Schrighede genannt. Man kann aber auch an Schrik: Krammetsvogel (Woeßte) denken,

wohin wahrscheinlich der Schreikampf und das Schreiholz bei Struchtrup, 1721 Schreckholz gehören, oder an Schrick: Schräg (Frommanns Zeitschr. „Die dt. M. A. IV, 26“).

b) Aus Bayern liegt weiter in einer Urkunde vom Jahre 1418 die Wendung vor: „das Schrockenholz und Newton tagwerck daran gelegen, heißent das Schrockenwies“ (M. B. XVI. 470).

c) Gehen wir von hier in die Schweiz, in der sich, außer dem Schrackenberg, ja auch das Schreckhorn befindet. Nach Staub-Tobler (Schw. Idiot. IX. 1607) „scheint der Name Schreckhorn oder Schrickshorn von dem Worte Schrick, das in der Bergsprache Spalte bedeutet, herzurühren. Schrick, Schrund, Schratten, Schranne, Spalte sind gleichbedeutend.“ Er führt dazu den Ortsnamen Schrick, f. St. Ant., und die Ortsbezeichnung „im Schrick“, zwei Häuser; „uffm Schrick“ (1555), sowie „Schrick-Acker“, „Schrick-Holz“ und „Schrickrot“ an. Döllig mit ihm einig geht auch A. Kübler, der unter den Flur- und Ortsnamen des alpinen Jller-, Lech- und Sannengebietes (1909. S. 113) den Namen „auf der Schrecke“ in der gleichen Weise erklärt.

d) Oder nehmen wir Baden. Dort liegt im Bezirk Karlsruhe das Dorf Leopoldshafen, das vor dem Jahr 1833 Schreck oder Schrecke geheißen hat. (1160 Schräg; 1181 in loco Srecke; 1275 Schhec; 1362 Schreck; 1373 unsern hofe genant Schreck uf der hart; 1382 der zoll zu Schrecke off dem Reyne; 1431 zu Schrecke dem hofe.) Ferner liegt dort im A. Mosbad der Weiler Schreckhof, der, wie folgt, urkundlich aufgeführt wird: 1305 Schrek; 1447 zu Schrecke; 1514 Schreck. Von diesem Namen aber sagt A. Krieger (Top. W. B. II. 57), daß er „zu ahd. scric gehört, das Sprung, weiter aber auch Spalte, Riß und selbst „steiler Abhang“ bedeutet.“

e) Aus Schwaben aber lassen sich aus O. Sijders W. B. (V. 1134) an ähnlichen Ortsnamen namhaft machen: Schreck; kleine und große Schrecke; Schreckbad; -stein; -wiesen; Schrackenberg; -graben; -hölzle; -klinge; -see; -stein, -weiher; Schrecksberg; Schreckelberg; Schrockental und Schrickelgraben.

f) Aus Böhmen nenne ich bloß den zur Herrschaft Schöbritz gehörigen Meierhof Schreckenwald (Beitr. z. hkd. d. Fußig-Karbitzer Bezirk V [1925] S. 62 ff.). Vielleicht darf ich nach P. Knauth (S. 40) daran den Namen Schreckenbergr bei Annaberg im östlichen Erzgebirge fügen, der bis 1501 Neuenstadt = „zur neuen Stadt am Schreckenbergr“ geheißten hat, an dem im Jahre 1492 der Silberbergbau fündig wurde und der damit auch für die Gläger Bergbaugegend bei Schreckendorf besonders beweiskräftig sein dürfte.

g) Besonders interessant dürften drei Ortsbezeichnungen aus Österreich sein, nämlich: der Ortsname Schrecken (Schröcken) in Vorarlberg, die Flurbezeichnung Schreck für eine Felspalte beim Bad Gastein und der Ortsname Schrick bei Mistelbach unweit Wien, für den schon Usterley die ältesten urkundlichen Namensformen aufgeführt hat. Daß aber gerade diese einsilbigen Ortsbezeichnungen durchaus nicht selten sind, mögen, außer den bereits angeführten Beispielen, folgende Namen dartun: Schreck, Weiler Gem. Brajsoß im Rheinland; Schrick, Bauernschaft, Gem. Siepel, Kr. Hattingen; Schricke, Gutsbezirk, Kr. Wolmstedt und Schröck, Weiler, Gem. Jahrdorf in Bayern.

h) Aus Thüringen sei der Name der hohen-Schrecke, eines Gebirges zwischen Frankenhäusen und Bibra angeführt, um zuletzt auch Hessen nicht ganz außer Acht zu lassen, das ja bekanntlich für die Beurteilung der Gläger Frühgeschichte besonders maßgebend sein soll. Hat doch schon W. Arnold (Anf. 305) auf Schröck bei Marburg aufmerksam gemacht und von dessen urkundlichen Namensformen: Scrikede, Scrickede Schrickede, Schrighede aus dem 13. bis 15. Jahrhundert auf Ableitung von scric ascensio, wie Siebel von dem Ansteigen des Bodens geschlossen. Des weiteren liegt in dem hessischen Ortsnamen Schrecksbad bei Schwalm insofern ein besonders interessantes Beispiel vor, als W. Schoof (H. Bl. f. Dkde. VIII. 28 und Zt. f. dt. M. A. 1909 S. 370) für ihn folgende urkundlichen Namensformen namhaft gemacht hat: Screggesbach 782, Scretesbach 1223, Sredkisbach 1293, Schredkisbach 1311, 1360, Schregkesbach 1462, Schreixbach 1556 = Schrecksbach.

Es kann ruhig dahingestellt bleiben, welche Deutung für

diese Namen im einzelnen maßgebend ist. Daß das heutige Schreckendorf bloß dem frühgeschichtlichen Wald, der als Schreckhart im Südosten des Landes die Grenzwaldzone gebildet hat, seinen Namen zu verdanken haben kann, ist eine Tatsache, die auch so völlig außer Zweifel steht.

52. Gompersdorf.

Nicht nur der Umstand, daß sich Gompersdorf mit dem nördlichen Zipfel seiner Feldflur direkt in den spitzen Winkel hineinschiebt, den die Gemarkungen von Gersdorf und Schreckendorf an ihren südlichen Grenzen offen lassen, auch die enge Wahlverwandtschaft, die seit unvorordenklichen Zeiten die drei genannten Dörfer mit einander verbunden hielt, läßt keinen Zweifel darüber bestehen, daß auch der Name dieses Glazier Dorfes dem gleichen geistigen Gefüge, wie die Namen Gersdorf und Schreckendorf, seinen Ursprung verdankt und daß damit auch der „kampferühmte“ Gumprecht, den Graebisch (Gedenkschr. 63) und Klemenž (O. N. 42) an die Wiege dieses Dorfes zu stellen versuchten, nur dem gleichen Lokatorenmythos entsprungen sein kann, wie das bei dem angeblichen Gerhard von Gersdorf und dem fiktiven Schrecker von Schreckendorf der Fall gewesen ist. Denn daß auch der Name Gompersdorf bloß eine topographische Namenbildung darstellen kann, läßt sich, wie folgt, einwandfrei beweisen.

1. Was zunächst die urkundlichen Namensformen betrifft, so lauten sie: 1347 Gumprechtsdorf; 1465 Gumpirdorf; 1476 und 1482 Gumpirdorf; 1560 Gompersdorf. Damit ist ein doppeltes klar:

a) Einmal ergibt sich, daß auch der Name dieses Glazier Dorfes bereits bei seinem ersten Auftauchen in den Urkunden im Jahre 1347 nach der bekannten Schreibermanier durch volksetymologische Umdeutung entstellt gewesen ist. Und da die Form „Gumprechtsdorf“ nur einmal erscheint, während alle folgenden Belege genau mit einander übereinstimmen, wird jeder Einsichtige erkennen müssen, daß die Form von 1347 für die wirklich wissenschaftliche Deutung überhaupt nicht in Betracht kommen kann.

b) Sodann wird auffallen müssen, daß wir in allen weiteren Entwicklungsformen dieses Glager Ortsnamens eine Wortbildung vor uns haben, die genau den gleichen sprachlichen Charakter aufzuweisen hat, wie die bereits bekannten Namen der nächsten Umgebung, nämlich: Olbersdorf, Gersdorf und Schreckersdorf. Daraus aber ergibt sich ganz von selbst, daß auch dieser Name der gleichen sprachlichen Erklärung, wie die genannten Namen folgen muß.

2. Das Argument aus der deutschen Namengebung vermag diese Folgerung durch die Feststellung zu erhärten, daß wir dem gleichen Namen zu wiederholten Malen auch in Mainfranken, der ehemaligen Markomanenheimat begegnen, so z. B. im Namen Gumpertsreut; im B. A. Hof und im Namen Gumpersdorf im B. A. Stadtsteinach. Auch hier hat man zwar nach der üblichen Manier diese Namen mit Namen von „Gründern“ in Verbindung gebracht, aber beim ersten weist schon die Form: 1388 zu Gumpradrute deutlich auf anderen Ursprung hin und bezüglich des zweiten hat bereits R. F. Sch. von Guttenberg (Arch. f. Anthr. N. F. Bd. VIII [1909] S. 210) festgestellt, daß es „Irrtum wäre anzunehmen, dieser Name, welcher aus den drei Worten gump, hart und dorf sich bildete, verdanke einem Manne Namens Gumphart, woraus Gumpert wurde, seine Benennung, solche Ruf- und Familiennamen verdanken vielmehr der so benannten Flur ihre Entstehung“.

3. In der Tat liegt damit die sprachliche Deutung auch des Glager Namens klar und eindeutig zu Tage.

a) In der zweiten Silbe steckt ganz ohne allen Zweifel die Genetivform von hart, hartas. Diese Form verwitterte zu harts, harz und hars, zu hertes, herts, herz und hers und zu erz und ers, auch erts, wie uns das nicht nur in der allgemein deutschen, sondern auch in der speziellen Glager Ortsnamengebung auf Schritt und Tritt begegnet.

b) In der ersten Silbe kann dann aber nur das bekannte Stammwort „Der Gumpen“, mhd. gumpen, stecken, das nach Dollmann (S. 34) „tiefe Wasserstelle, kleiner See, auch Vertiefung ohne Wasser“ bedeutet. Und zu diesem Grundwort hat J. Miedel (Zt. f. dt. M. A. 1911 S. 367 ff.) auch

„die alpinen Ortsnamen mit Grund gestellt“, wie auch W. Sturmfels (O. N. Heffens [1936] S. 30) die Namen Groß- und Klein-Gumpen von diesem Stammwort abgeleitet und durch die Tatsache erhärtet hat, daß dort früher mehrere große Teiche sich befunden haben, worauf noch die Namen: Teichwiese, Seebächel, Pfütze usw. hinweisen.

4. Weiter erweist die Topographie, daß in der Tat in der Lage und Umgebung des heutigen Gompersdorf beides in einwandfreier Weise festzustellen ist: die Vertiefung und die Wasserstellen.

a) Von der „Vertiefung“ braucht nicht allzu viel gesagt zu werden. Gehört doch Gompersdorf zu den Dörfern des oberen Bielehals, die das ganze Mittelalter mit besonderer Vorliebe als die „Grunddörfer“ zu bezeichnen pflegte. Das Dekanale des Neaetius (1560) hat diese Bezeichnung sogar ins Lateinische übertragen, indem es von Schreckendorf als in Convallibus fundi redete und das des Reck (1631) hat die Kirche dieses Dorfes sogar als ecclesia Grundensis anführt. Mit „Grund“ aber bezeichnete man nach E. Sandbach (Die Schönh. O. N. in: Slavica Bd. VI. [1922] S. 69) besonders gerne „tiefe Täler mit steilen Rändern“ also genau das Gleiche, was schon J. Petters (MDOGDB. 7. Jg. [1869] S. 7) mit dem Hinzufügen festgestellt hat, daß die Häufigkeit dieser Ortsbezeichnung für Mitteldeutschland besonders charakteristisch sei. „Die Siebengründe am Ursprung der Elbe sind zum Theil schauerliche, felsige Abgründe und Schluchten, minder romantisch sind die anmutigen „Gründe“ bei Liboch. Dörfer: Born-, Brett-, Langen-, Dürren-, Raufen-grund, letzteres vielleicht mit Grund für Bach, mit deminutivischer Bildung: Bösegründel, Neugründel. Wohnorte neueren Ursprungs werden wohl auch nicht den Thalgrund, sondern den Ackergrund meinen können.“

b) Aber auch bezüglich der „Wasserstellen“ bietet gerade der Name Gompersdorf ein treffliches Beispiel dafür dar, wie sich die einzelnen Ortsnamen des Glazer Landes, sobald ihre maßgebende Erklärung sichergestellt ist, gegenseitig geradezu selbst beweisen. Jedenfalls stelle ich fest, daß Gompersdorf mit der Westgrenze seiner Feldflur dem Lauf der Mohte folgt und daß mit seiner Südgrenze die nördliche Grenze

der Gemarkung Alt-Mohrau zusammenfällt. Das aber feststellen, heißt, daß es sich bei dem genannten Glager „gumphart“ in seiner frühgeschichtlichen Gestalt in der Tat um einen Sumpfwald gehandelt haben muß, was ja insofern auch gar nicht weiter auffallen kann, als wir gerade im Schneeberggebiet den frühgeschichtlichen Sumpfscharakter des Bodens bis in die höheren Bergregionen hinauf haben verfolgen können.

5. Abschließend wird zuletzt die vorgetragene Deutung auch noch durch ein Argument aus der Flurnamengebung erhärtet. Liegt doch in nächster Nähe des Dorfes der Eulenberg, der gerade hier die Biele zu einem ganz erheblichen Bogen zwingt. Auch wenn von ihm bereits im Landecker Urbar von 1614 (fol. 83) in der Wendung die Rede ist: „Georg Stanicks Wittib hält in Gompersdorf ein stückerlein am eulenn Berge“, hat sein Name ebenso wenig mit dem bekannten Vogel etwas zu tun gehabt, wie der des Eulengebirges. Vielmehr steckt auch in diesem Glager Bergnamen eine Landschaftsbezeichnung, die auf das Stammwort *auel*, *ól*, *ál* zurückgeht, dem wir beim Verlorenwasser im Namen des Ölbergs bereits begegnet sind. Nach Jellinghaus (Westf. D. N. 144) bedeutet es „feucht, modrig“, nach Leithäuser (Berg. D. N. 118) bezeichnet es den an der linksrheinischen Roer oberhalb Düren „zwischen einer Flußwindung und dem Fuße des Berges gelegenen feuchten, fruchtbaren Wiesengrund... Daraus hat sich dann in Flurnamen die weitere Bedeutung feuchter Grund, Sumpf entwickelt. Wurde aber später durch *ule* (Eule) beeinflusst, wie z. B. in Ulbad, Ulenbad“. Und um für Einsichtige darzutun, daß auch der Eulenberg bei Gompersdorf in der mainfränkischen Heimat der Markomannen bereits ein Vorbild gehabt hat, brauche ich aus dem Lehenbuch des Markgrafen Friedrich I. von Brandenburg (A. f. O. Fr. 17. Bd. [1887] S. 62) wohl bloß den aus der Gegend von Kulmnach verzeichneten Flurnamen „zum Eullenwerd“ anzuführen, da er das gleiche Grundwort wie der Name Habelschwerdt aufweist, das schon von sich allein aus beweist, daß auch in diesem Falle das Bestimmungswort nur aus *ól* bezw. *ul* in Eule umgedeutet worden sein kann.

Auch die neue Deutung des Namens Gompersdorf stellt damit einen vollgültigen Beweis dafür dar, daß die frühgermanischen Siedler des Glazer Landes in feinfühligster Präzisierung die Stätten ihrer Niederlassung bezeichnet und dabei die markantesten Merkmale jeder Örtlichkeit in die Worte eingefangen haben, aus denen sie ihre Namen bildeten. Und da der „ger-hart“ im Namen Gersdorf, der „schöckhart“ im Namen Schreckendorf und der „gump-hart“ im Namen Gumpersdorf drei verschiedene Teilgebiete des gleichen Grenzwaldes bezeichnet hat, der hier zunächst bloß germanische Stämme, später aber Länder und Völker von einander getrennt hat, ist klar, daß sich diese Namen gegenseitig ergänzen. Die Gleichartigkeit ihrer neuen Deutung aber ist der sicherste Beweis dafür, daß auch diese Namensgebung dem gleichen geistigen Gefüge entstammt, wie die übrigen Namen der Herrschaft Karpenstein und daß somit in den neuen Erklärungen bloß die ehemalige Wirklichkeit greifbar und plastisch wieder Gestalt vor uns gewonnen hat. Und, wenn man dabei auch noch an das Wort des Tacitus (Germ. 16) denkt, daß für die über das Land zerstreuten Niederlassungen der Germanen einzig die Gunst der Lage maßgebend war, *ut fons, ut campus, ut nemus placuit*, dann hat man darin auch die tiefste Erklärung dafür, warum so viele Gewässer-, Flur- und Waldbezeichnungen im Laufe der Zeit zu Orts- und Siedelungsnamen geworden sind und dementsprechend nicht nur so oft auf -born, -bad, -brunn, -feld, -grund, -loh, -hart, -hain, -wald, -busch auslauten, sondern vielfach auch noch den Artikel als das untrüglichste Zeichen dieser ihrer Herkunft beibehalten haben.

53. Seitenberg.

Unter den sogenannten „Grunddörfern“ das dritte ist Seitenberg und auch dessen Name ist der bisherigen Glazer Ortsnamenerklärung ein unverstandenes Orakel geblieben, obwohl gerade er in nicht mißzuverstehender Weise auf die Verhältnisse zugeschnitten ist, denen das obere Bieletal bereits in frühgeschichtlicher Zeit seine kulturgeschichtliche Bedeutung zu verdanken gehabt hat. Denn zu diesem wichtigen Ergebnis führen ungezwungen die folgenden Argumente.

1. Das Argument aus den urkundlichen Namensformen stellt zunächst die folgenden Belege fest: 1344 Zeidenberck; 1346 Seydenberg; 1347 Sidenberk; 1348 Zeidenberg; 1526 Walten Greger vom Seitenberg; 1560 Seitenberg. Aus diesen Belegen aber ergeben sich von selbst die nachstehenden Folgerungen:

a) Zunächst tun diese Belege in der einwandfreiesten Weise dar, daß die bisherige Erklärung dieses Namens nicht zu Recht bestehen kann. Denn, wenn Klemenz (O. N. 53) sich darauf berufen hat, daß „die Lage des Dorfes, insbesondere des westlichen in einem Seitentale sich hinaufziehenden Teiles, den Namen erklärt“, so wird ihm dabei die auf wirklich wissenschaftlicher Grundlage aufgebaute Namensdeutung, weder aus sprachlichen, noch aus sachlichen Gründen folgen können.

Nicht aus sprachlichen Gründen, weil diese Erklärung allein von der heutigen Lautform des Namens ausgegangen ist und die früheren Belege restlos unbeachtet gelassen hat, die auf eine völlig anders geartete sprachliche Entwicklung verweisen.

Nicht aus sachlichen Gründen, weil in einem derart ausgesprochenen Berglande, wie es die Gegend von Seitenberg ist, weder ein Tal, noch ein Berg als charakteristische Merkmale angesehen werden können, durch die sich die frühesten Siedler auf diesem Boden derart hätten bestehen lassen, um sie als maßgebende Unterscheidungszeichen in der Namensgebung zu verwenden.

b) An zweiter Stelle ist zu berücksichtigen, daß auch in diesem Falle von einer vorbedachten Benennung des genannten Dorfes bei seiner Gründung gar nicht die Rede sein kann. Die Namensgebung ist vielmehr auch dieses Mal aus dem Leben des Alltags herausgewachsen und hat diese Art der Entstehung auch leicht erkennbar durch die Zeiten weitergetragen. Denn, wenn man sich nicht ausschließlich auf die Urkundensprache der Kanzleien verläßt, sondern achtsam den Mund des einheimischen Volks belauscht, dann wird man finden, daß in dem Dokument von 1526 (G. Qu. III. 40), das ein bloßer Zufall auf unsere Tage brachte, der Dorfname die Konstruktion mit dem Artikel führt, denn es heißt: „Walten Greger vom Seitenberck“.

Der Name ist also auch in diesem Falle aus einem Flurnamen entstanden und hat längst am Boden gehaftet, bevor auf ihm die Siedelung, das Dorf, entstanden ist.

2. Das Argument aus der Topographie vermag dazu weiter festzustellen, was folgt:

a) Wie alle anderen Ortschaften des oberen Bielebals ist auch Seitenberg auf ehemaligem Forstboden entstanden. Schon im Urbar von 1571 erscheint es als Sitz einer eigenen Hegererei, die „anfangend am Spersteden, der Gersdorfer Hegererei nach bis an den weißen Berg und von da nach dem Goldensteinschen bis auf den Schneeberg, vom Schneeberg dem Riegel nach bis Seitenberg“ verlaufen ist. Als wertvolles Forstrevier ist auch dieser Wald, wie Logho (Diert. I. 262) festgestellt hat, zu einem guten Teil erhalten geblieben und noch unter dem 13. August 1929 sind die Restteile dieses Waldes mit denen des Wölfelsgrunder Reviers zu einem eigenen Gutsbezirk unter dem Namen „Schneeberg-Bielengebirge Forst“ zusammengeschlossen worden.

b) Ebenso unbestritten ist auch die Grenzlage des in Betracht kommenden Gebietes, zumal sie durch die Tatsache noch besonders unterstrichen wird, daß sich nach dem Urbar von 1571 ehemals in Seitenberg eine Zollstätte befunden hat, deren Verwaltung und Betreuung damals in den Händen des dortigen Freirichters gelegen gewesen ist.

c) Einen weiteren Fingerzeig für die Beurteilung der Gegend bietet endlich die Ausdehnung der Dorfgemarkung, die sich auf dem rechten Ufer der Mohre bis an die Biele zwischen Schreckendorf und Gompersdorf erstreckt und mit ihren südwestlichen Grenzen bis unmittelbar an die Abhänge des Zedeberges reicht. Beim Namen dieses Berges aber wird man sich nicht von der Vorstellung gefangen nehmen lassen dürfen, als ob es sich dabei um einen Begriff moderner Prägung handle. Tatsächlich meldet das Löwenberger Stadtbuch schon zum Jahre 1217: Herzog Heinrich I. „gav ouch der stat alle die zedhe, die zwischen Placvicz und dem hobelin und Petirsdorf... lit“ und nach E. Schwarz erscheint Czach, d. i. die heutige „Goldene Zedhe“, bereits im Jahre 1339 als Ortsbezeichnung.

3. Das Argument aus der Ortsgeschichte hebt schließlich den tieferen Grund aus dem Dunkel der Vergangenheit, dem die Gegend von Seitenberg bereits bei ihrem ersten Auftauchen in der urkundlichen Geschichte ihre besondere Bedeutung zu verdanken gehabt hat, und das war der dort betriebene Eisenbergbau.

a) Hat doch schon Kaiser Karl IV., als er am 17. Juni 1354 seinem Bruder Johann von Mähren die Herrschaft Karpenstein überantwortete, nicht unterlassen, auch des dortigen Bergbaus zu gedenken (*ususfructus montanorum Auri et Argenti aut alterius minere*). Weiter erfahren wir im Jahre 1492, daß Veronica Pechmanin von Schweidnitz, nachgelassene Tochter des Paul Reymann, „sich vorziehen hat aller und icklicher irer gerechtikeit erbeteils und anfalls, den sye gehabt hot uff der ey sin hotte zu Seydinberg uff der Clesse und hot unsern gnedigen hern derhalben queit loß und ledig gelossen“. Und auch später noch beruft sich das Urbar von 1631 (fol. 162) auf das hohe Alter des Seitenberger Bergbaus mit den Worten: „In dem Dorff zu Seittenberg ist ein hammerguet dabey ein Eisenhammer gelegen, ist auch für Zeiten viel eisen daselbst gemacht worden, aber schon vor ein 10 Jahren hero oder lenger, die hütten und, was zum hammerwerg gehöret hat, gar eingangen und weggerißen worden... Das guet aber halten der Zeit Bürgersleuthe zu Breslaw Balthasar Krauß, und weilandt Gottfriedt Daniels Erben.“ Noch im Laufe des 16. Jahrhunderts sind allein auf der Klesse zwei Silberzeden, nämlich der St. Barbara- und der Fürsten- samt Paulusstollen, im Betrieb gewesen und ebenso haben dort — neben sieben Eisenzeden auf dem Johannisberge und drei weiteren „ufm Schinpein“, „ufm Plauenberg“ und „ufm Pfaffenberg“ — nicht weniger als sieben Eisenzeden im Betrieb gestanden: hl. Dreifaltigkeit, Drei Könige, Gnadenteiche Gottesgabe, St. Procof, S. Daniel, Gegendrum nachm Daniel und S. Görgen. Dabei darf nicht vergessen werden, daß für alle diese Zeden Seitenberg der gegebene Mittelpunkt war. Denn das bezeugt einmal die zum Jahre 1492 erwähnte „ey sin hotte zu Seydinberg uff der Clesse“ und zum zweiten die Tatsache, daß der am 2. Januar 1505 vom Grafen Hardegg verpflichtete

Bergrichter Sigmund Apfaltersberger in Seitenberg seinen Amtssitz gehabt hat. (Hbl. 1928 S. 71.) Ebenso begründete Graf Ulrich von Hardegg den Erlaß einer neuen Glazer Bergwerksordnung damit, daß so viele Fremde zu den Bergwerken von Seitenberg und Winkeldorf strömten und auch im Jahre 1527, als Graf Johann von Hardegg die Privilegien der Glazer Bergwerke neu bestätigte, hat er nicht umhin gekonnt, dabei neben Winkeldorf und Mertensdorf, Seitenberg als Mittelpunkt besonders zu erwähnen (Cod. dipl. Sil. XX. 234).

4. Das Argument aus der Sprachgeschichte sieht sich nach diesen Feststellungen in der Tat in der Lage, den Namen in seine ursprünglichen Bestandteile aufzulösen und in seiner Bedeutung zu erklären.

a) Was zunächst das Grundwort angeht, so kann es gar keinem Zweifel unterliegen, daß in ihm bloß das Wort „Berg“ im Sinne von Bergwerk enthalten sein kann, wie sich durch folgende Tatsachen in der eindeutigsten Weise erhärten läßt.

Erstens. Auch anderwärts steckt das genannte Wort in der gleichen Bedeutung in Namen von Bergbauorten. So z. B. wurde die seit dem Jahre 1185 nördlich des Erzgebirges entstandene Bergbaustadt Freiberg benannt. Auf das gleiche Grundwort lautet der Name der Bergstadt Kuttenberg aus: 1289 in Kuttis; 1305 in montibus Cutte. Weitere Namen derartiger Bergbauorte sind: Bergersdorf (1308 Perchmaistersdorf); Buchberg; Klopferberg (alt: Claphurberch) Bergreichenstein; Bleiberg; Neuschellenberg (später: Niklasberg); Katharinaberg; Sebastiansberg; Sonnenberg; Kupferberg; Georgenthal (auch Bergstadt) usw.

Zweitens. Wie geläufig schon dem Sprachgebrauch des frühen Mittelalters die Gleichstellung der beiden Begriffe „Berg“ und „Bergwerk“ gewesen ist, kann die erste Erwähnung des Reichensteiner Bergbaubetriebs in der Urkunde vom 1. September 1341 zeigen (Cod. X. Nr. 178), wo einfach das lateinische montana steht, wie nicht minder die Tatsache, daß in der Urkunde Kaiser Karls IV. vom 18. August 1379 von „urborer uf dem berge“ die Rede ist, womit in diesem Falle das bereits genannte Kuttenberg

gemeint gewesen ist, das auch sonst im Lauf des 14. Jahrhunderts bloß in der Wendung: „bi dem Berg“ erscheint. Und da wir auch für das in Österreich-Schlesien gelegene Friedberg im Jahre 1358 bloß die Bezeichnung montibus seu montanis (Cod. XX. 52) finden, hat W. v. Reitzenstein (Dt. G. 12. Jg. [1911] S. 236) bloß auf eine längst bekannte Tatsache zurückgegriffen, als er die Feststellung traf, daß „berg“ die Abkürzung für „Bergwerk“ ist.

Drittens. Einen geradezu durchschlagenden Beweis für die Tatsache, daß auch im Namen Seitenberg bloß eine Bergwerksbezeichnung stecken kann, haben wir ja bereits im Namen des Gläzer Martinsberg anführen können, der in älterer Zeit das Grundwort „dorf“ geführt hat, das sich dann aber den im 16. Jahrhundert entstandenen erzgebirgischen Bergstadtnamen, wie Schneeberg, Marienberg und Annaberg entsprechend, im Mund der Leute ganz von selbst in „berg“ verwandelt hat, als auch hier in jener Zeit die bergmännische Schürfarbeit ihren Anfang genommen hatte. Wie zwingend im übrigen diese Mode gewesen ist, geht ja auch daraus hervor, daß später dieses „berg“ dem neuen Grundwort „tal“ vielfach Platz machen mußte, als im Erzgebirge die Bergwerksgründungen „im Tal“, wie z. B. Joachimsthal, entstanden. Aus diesem Grunde ist auch beim Namen Seitenberg die Konstruktion mit dem Artikel zu erklären, denn diese folgt der gleichen Regel, wie sie auch bei den Namen der übrigen Bergbauorte in die Erscheinung getreten ist, in Schlesien z. B. bei Goldberg (1342 vom Goltberg; zcum Goltberge) und bei Silberberg, das als Stadt allerdings erst im Jahre 1527 angelegt wurde, mit seinem Namen aber ebenfalls auf ein älteres Bergwerk zurückgeht, denn es heißt: 1331 mons qui vulgariter Silberberg dicitur; ca. 1450 eyn wegk obir den Silberberg; 1454 in und off dem Silberberge. Im Jahre 1527, Donnerstag nach Simon und Jude, schreibt dann Karl I., Herzog von Münsterberg und Oels, an seine Schwester Margarethe, Fürstin von Anhalt: „Das neue bergwerk... geht gewaltig an... so baut sich bereits ein hübsch städtlein, es sein auch izt über die 24 wirtte darin“. (U. Heim. II. 129 ff.) Kein Zweifel: „berg“ im N. Seitenberg kann nur Bergwerk bedeuten.

b) Das Bestimmungswort ist allerdings nicht mit der gleichen zwingenden Sicherheit zu deuten, weil es sich dabei um eine Wortbildung handelt, die eine mehr als tausendjährige Entwicklung hinter sich hatte, ehe sie zum ersten Male urkundlich nachweisbar ist. Jedenfalls tut es keineswegs not, die Annahme zu unterstellen, daß auch Seitenberg ursprünglich „Sybotindorf“ geheißen und damit die oberfränkische Form des Stammwortes „biunda“ enthalten hat, die uns zuletzt im Namen Martinsberg begegnet und die auch in den Namen Seitendorf bei Troppau (1288 Seitenddorff), Seitendorf im Kreise Schönau (1310 Sybotindorf) und Seitendorf in der ehemaligen Herrschaft Goldeck (1325 Sybotendorf) enthalten gewesen ist, die durchweg Bezeichnungen von Orten darstellen, die schon frühzeitig in Verbindung mit Eisenbergbau (in metallis montium) Erwähnung gefunden haben. Auch ohne dies bieten sich in unserem Falle drei verschiedene Deutungsmöglichkeiten an:

Erstens. Es ließe sich an *sied*, d. i. „niedrig“, in dem gleichen Sinne denken, in dem dieses Wort in dem von G. Matthias (S. 101) aus dem Kreise Uelzen angeführten Flurnamen „Siedebruch“ steckt; man würde dann mit der Wortbildung „zu dem siedenden berg“ auf die Eisengewinnung aus unterirdischen Stollen kommen können.

Zweitens. Auf eine weitere Möglichkeit werden wir durch Ph. Reiper (Pfälz. Studien. Heft 3 [1918] S. 79 f.) verwiesen, der die in der Pfalz mehrfach vertretenen Orts- und Flurnamen: Sitters, sieders und Seiters mit dem Stammwort „Sieden“, „Sud“, „Sod“ in Verbindung gebracht hat. Und da in der Tat die ältere Bergmannsprache, nicht nur die Salz-, sondern auch die Metallgewinnung als „Erz sieden“ (ahd. *siodan*) zu bezeichnen pflegte, würde sich die gleiche Ableitung auch für den Glager Namen zur Not begründen lassen.

Drittens. Auf Grund von sorgfamer Abwägung der als maßgebend festgestellten örtlichen Gegebenheiten bekenne ich mich indessen zu der Erklärung, daß in der ersten Silbe des Namens Seitenberg ein eigentliches Bestimmungswort überhaupt nicht steckt, sondern daß in dieser Silbe bloß das alte Verhältnisswort mit dem Artikel an das Grundwort angewachsen ist. Haben wir doch bereits feststellen können, daß

im Namen Seitenberg eine uralte germanische Wortbildung steckt, von der es nicht mehr zweifelhaft sein kann, daß sie als Flurbezeichnung bzw. als Bezeichnung für das Bergwerk entstanden ist, das in der Geschichte das Primäre gewesen ist, also längst im Betriebe war, bevor dort überhaupt von einer Siedelung gesprochen werden konnte. Nun stand aber die Form der alten germanischen Ortsbezeichnungen nach B. Eberl (S. 19) „ursprünglich im Wemfall. Sie geben Antwort auf die Frage wo und fordern ein Verhältnisswort zu, in, auf, welches vor ihnen steht oder wenigstens vor ihnen stand. Der Bauer „in der Au“, Berg „am Laim“, zeigen diese Form noch vollständig. Dieses Verhältnisswort heißt alt bi = bei, am häufigsten aber ze (za) = zu. Der Ort Niederthaun (Pfaffenhofen) z. B. heißt 825 za demo minnirin Tan“. Für diese Erscheinung hat schon Förstemann (O. N. II. 434) u. a. den Namen Ochantesdorf, neben dem Zochantsdorf erscheint, und hat Th. Siebs (bei E. Norden, Die germ. Urgeschichte in Tacitus Germ. [1920] S. 261) den Namen Zurzacha angeführt, der in der ravennatischen Kosmographie noch Wzacha geheißen hat. Im übrigen haben ja auch wir diese Form der germanischen Ortsbezeichnung bereits kennen gelernt und zwar speziell als Bergwerksbezeichnung in der Wendung: „bi dem berg“ für das Kuttenberg des 14. Jahrhunderts. Ein noch viel durchschlagenderes Argument hat bei Martinsberg bereits in folgenden Ortsnamen aus der oberfränkischen Heimat der Markomannen unseren Weg gekreuzt, nämlich: Seibotengrün, ehemals bei Oberkotzau im B. A. Hof, Seybottenreuth im B. A. Bayreuth und Seubetenreuth im B. A. Stadtsteinach. Denn, wenn ich von diesen Namen den an zweiter Stelle genannten herausgreife und feststelle, daß er im Jahre 1143 ci de boden riut, 1146 Zibodenriut, 1705 sey-betenreith gelautet hat, dann scheint mir auch die sprachgeschichtliche Entwicklung des Glazer Namens restlos klar zu liegen. Von dem Bergwerk, das zu der späteren Entstehung des Dorfes die Veranlassung gegeben hat, haben die aus Mainfranken eingewanderten Bewohner des Landes als von „ci dem Berg“ gesprochen. Im Laufe der Zeit sind nun Präposition und Artikel mit der Bezeichnung „Berg“ zu einer Einheit

zusammengewachsen, so daß „Zidenberg“ bezw. „Zeitenberg“ entstanden ist, wie das ja auch tatsächlich noch im ersten erhalten gebliebenen urkundlichen Namensbeleg vom Jahre 1344 und in einem weiteren vom Jahre 1348 unzweideutig zum Ausdruck gekommen ist. In dem Belege vom Jahre 1526 ist in der Wendung „vom Seitenberg“ der bereits im Namen enthaltene Artikel erneut vor diese Wortbildung gekommen und stellt damit nur eine neue Bestätigung für die Richtigkeit der vorgetragenen Deutung dar. Daß kurzes i gewöhnlich nicht in ei übergeht, erschüttert diese Deutung nicht, da nach Grimm 80 Prozent aller O. N. außerhalb der Sprachgesetze stehen, wie ja z. B. auch Nideck öfters irrig in Neideck gesteigert wurde. Der N. „Seitenbach“ für das durchfließende Wasser (Nr. 11) ist mithin ohne Sinn, da er ohne das zugehörige Grundwort „berg“ überhaupt nicht mehr zu verstehen ist. Und im Hinblick auf diese Sachlage möchte ich Interessenten eine entsprechende Untersuchung des Namens der Stadt Seidenberg (Lausitz) empfehlen, zu der mir die urkundliche Wendung vom Jahre 1188 quendam montem in Zagozd qui Syden vocatur (Jirecek, Recht i. Böhm. II. 8) besondere Veranlassung zu bieten scheint.

Das angebliche „Seidental“, mit dem man harmloser Weise den Namen Seitenberg bisher in Verbindung gebracht hat, geht damit von selbst in der Versenkung unter, und aus dem Dunkel der Vorzeit steigt auch in diesem Falle eine frühgermanische Wortbildung vor uns auf, die derart nachhaltig an den in dieser Gegend ehemals betriebenen Bergbau zurückerinnert, daß man sich gar nicht genug darüber wundern kann, wie man die kulturgeschichtliche Bedeutung dieser Entwicklung bisher so restlos hat übersehen können. Nur umso mehr legt die Wiederentdeckung dieser wirtschafts- und kulturgeschichtlich bedeutsamen Tatsache der Forschung die Verpflichtung auf, nach Möglichkeit auch anderwärts in ähnlich tiefer Weise in die gläserne Vergangenheit zurückzuschürfen, weil jetzt, nachdem sowieso mit den kindlichen Märchen, den naiven Namendeutungen und den überholten Fabeln der Vergangenheit allenthalben so viel taubes Gestein aus dem Wege geräumt ist, überall die ergiebigsten Erzadern der geschichtlichen Wahrheit auf Freilegung warten.

54. Kleffen-Mohrau.

Ungleich aufschlußreicher noch als der Name Seitenberg ist die Verbindung der Namen „Kleffen-Mohrau“, wie sie ehemals im Gebrauch gewesen ist, denn deren wissenschaftliche Zergliederung führt zu folgenden namen-, besiedelungs- und kulturgeschichtlichen Feststellungen.

1. Namensgeschichtlich steht nach meinen vorangegangenen Untersuchungen unwiderlegbar fest, daß es sich bei den in der Wortbildung „Kleffen-Mohrau“ enthaltenen beiden Namen um uralte germanische Landschaftsbezeichnungen gehandelt hat, von denen der Name *Kleffe* eine *Weide-*, der der *Mahr* (heute *Mohre*) eine *Sumpfbezeichnung* darstellt. Was aber die Verbindung dieser beiden Bezeichnungen zu einem neuen Namen betrifft, so stelle ich dazu weiter fest:

a) Weder die unmittelbare Nachbarschaft von Weide- und Sumpfboden, noch die Verbindung ihrer Namen zu der angeführten neuen Bezeichnung vermag für den Kundigen Bedenken zu erregen, da sich Sumpfboden und Weidebetrieb in germanischer Zeit nicht etwa ausgeschlossen, sondern mitunter geradezu ergänzt haben. Das geht deutlich aus einer Brabanter Urkunde (K. Stallært, Glossarium II [1891] p. 131) vom Jahre 1248 hervor, in der es heißt: *concedimus ad usum pascualem... paludem illam, que vulgariter lare nuncupatur*. Denn in dieser ist ausdrücklich die Verwendung von Sumpfland zu Weidezwecken bezeugt. Daß im übrigen die Gegend des Bielelals immer schon fast ausschließlich auf Weidebetrieb angewiesen gewesen ist, ergibt sich aus der viel-sagenden Feststellung von J. Peter (Die Gr. Gl. [1881] S. 51): „So reich auch das Bielethal an Naturschönheiten, so arm ist es leider an Bodenerzeugnissen, und zwar infolge seiner hohen Lage. Sie ist die Ursache, daß die Bodenverhältnisse an Fruchtbarkeit und Tragfähigkeit landwirtschaftlicher Erzeugnisse des Neißes- und des Steinethales bedeutend nachstehen. Obstbäume und edlere Feldfrüchte liefern nur geringen Ertrag; dagegen bieten prächtiger Flach und kräftiges Viehfutter ziemlich reichen Ertrag. Milch, Butter und Käse sind vorzüglich; insbesondere ist die Butter des Bielethales, wie überhaupt der ganzen Grafschaft

auch außerhalb derselben weit berühmt." Und da Gleiches auch vom unteren Bielethal gilt, ist klar, daß für den Weidcharakter des Klesse-Namens auch noch die topographischen Verhältnisse von heute Bürge stehen.

b) Bis zum 16. Jahrhundert ist weder die eine, noch die andere Bezeichnung ein Ortsname im eigentlichen Sinne gewesen, vielmehr haben sie bis dahin bloß den Namen einer Wirtschaftsunternehmung dargestellt, da die heutigen Orte Alt- und Neu-Mohrau, Klessengrund und Neu-Klessengrund erst nach der genannten Zeit entstanden sind.

c) Bei der im Jahre 1346 mit Moraw, später auch mit Klesse bezeichneten Örtlichkeit hat es sich ausschließlich um das „Kammergut Klessen-Mohrau“ gehandelt, das in folgenden Wendungen urkundlich Erwähnung gefunden hat: 1466 czwehen hember off der Klesse; 1483 die Gerechtigkeit off der Clesse; 1492 die Eysinhütte zu Seydinberg uff der Clesse; 1501 eine Eysenhütte, die Klesse genannt, gelegen am Flusse Mahr; 1529 Eysenhammer in der Klesse am Fluß Moraw; 1546 Gut Klesse; 1595 wegen des Guts Klesse; 1606 die Schmelzhütte auf der Klesse; 1648 des Guetts Morau; 1656 zu Klessenmoraw ein Eysenhammer, hoher Schmelz Ofen deß Erzts, dan ein Schmid Ofen, ein großer Hammer zu Schmidung deß Staab- und andern Eysens, Item ein Kugl Hammer zum Kugel und Granathmachen (Vgl. dazu meine archivalischen Beiträge: Hbl. 1931 S. 136, 1932 S. 76 und Fabeln I/II S. 165 ff.).

2. Besiedelungsgeschichtlich dürfte nach den vorangegangenen Feststellungen die Sachlage nunmehr so weit geklärt erscheinen, daß sich aus ihr an der Hand des Namens Klessen-Mohrau nachstehende Folgerungen ziehen lassen.

Erstens. Auch die Erzgewinnung und Eisenverhüttung in der Gegend des heutigen Seitenberg geht unbestreitbar in die frühgeschichtliche Zeit zurück und zwar ist sie — um auch das den Slawenphantasten der Vergangenheit gegenüber nochmals eindeutig hervorzuheben — ohne den geringsten Zweifel von des Landes germanischer Frühbevölkerung getragen gewesen.

Zweitens. In ihrer ältesten Zeit weisen die Gläser Bergbauunternehmungen im Bielethal auf eine Verbindung mit dem Eisenbergbau, wie er jenseits der nahen Landesgrenze

im Südosten bereits für die frühgermanische Zeit quellenmäßig bezeugt ist. Steht doch bereits bei Ptolemäus (II. 9 ff.) der Satz zu lesen: „Am Fuße des Gabreta-Waldes sitzen die Markomannen... Am Fuße des orkynischen Waldes siedeln die Quaden, unterhalb derer die Eisenbergwerke und der Luna-Wald liegen...“ Tatsächlich sind wir ja auch jenseits der Landesgrenze in der ehemaligen Herrschaft Goldbeck auf eine frühgeschichtliche Bergwerkunternehmung gestoßen und da wir auch bereits die Feststellung haben treffen können, daß gerade an dieser Stelle des Gläser Landes frühgeschichtliche Beziehungen über die Grenze hinübergereicht und Glaz und Mähren mit einander verbunden haben, liegt die Folgerung auf der Hand, daß die beiderseitigen Bergbauunternehmungen es gewesen sind, die den Anstoß und die Basis zu diesen Beziehungen gebildet haben. Übrigens ist man ja längst schon auch jenseits der Grenze auf die dort noch lebendigen Erinnerungen an die germanische Frühzeit aufmerksam geworden. Insbesondere hat F. Rotter (Mitt. Schles. Ges. Dkde. Bd. 24 [1923] S. 94 ff.) für das Gebiet am Südrhange des Altoatergebirges die Haltlosigkeit der Kolonisationstheorie betont und an Hand der Flurnamen aus der Umgebung der Stadt Schönberg in Mähren den Nachweis erbracht, „daß noch bevor der erste Slawe schlesischen oder mährischen Boden betreten hat, Germanen hier siedelten“. Seine Mahnung, daß die Historiker mit solchen volkskundlichen Forschungsergebnissen mehr als bisher zu arbeiten sich angelegen lassen sein sollten, ist allerdings nutzlos auch hier im Winde verhallt.

Drittens. Für die spätere Zeit läßt es allein schon das auffallende Patrozinium des hl. Maternus in der Schreckendorfer Kirche als äußerst naheliegend erscheinen, daß die Gläser Eisengewinnung im oberen Bielethal auch zu Beziehungen mit dem Rheinland Veranlassung gegeben hat. Denn nicht nur, daß der rheinische Bergbau auf Eisen und Kupfer auf prähistorische Zeit zurückgeht und das Verbot Kaiser Karls d. Gr., Waffen über die Ostgrenze des Reiches auszuführen, deutlich nach Böhmen weist, darüber hinaus hat auch H. Preidel (Germanen in Böhmens Frühzeit [1937] S. 22) noch Joeben aus Bodenfunden feststellen können:

„Die ältesten Einfuhrstücke im germanischen Böhmen weisen auf das Rheingebiet“.

3. Kulturgeschichtlich dürfte schließlich die Feststellung von größtem Interesse sein, daß es nicht bloß Zufall gewesen ist, wenn im Glazer Lande gerade die beiden Namen der Klesse und der Mahr die Träger des Glazer Eisenbergbaus geworden sind, obwohl sie in ihrer sprachlichen Bedeutung von Haus aus nicht das Geringste mit ihm zu tun gehabt haben.

a) Was dabei den Namen der Mahr bzw. Mohre betrifft, so mag der Hinweis auf die Feststellung von O. Montelius (Präh. Zt. II. Bd. [1910] S. 272) genügen, „daß die Kenntnis vom Gebrauch des Eisens und Stahls viel eher in unsere Gegenden kam, als man früher annahm. Bereits im 6., ja im 7. Jahrhundert vor Christi Geburt waren unsere Vorfäter vertraut mit der Verwendung des neuen Metalls. Die erste Bekanntschaft damit hatten sie noch viel früher gemacht. Die außerordentlich wichtige Bekanntschaft hatten sie dem Handel mit Mittel- und Südeuropa zu verdanken... Übrigens dauerte es gar nicht lange, daß unsere Vorfäter den großen Vorzug einsahen, den das Eisen vor der Bronze hat. Die Bronze mußte aus fernem Lande gekauft werden, das Eisen aber konnten sie aus Erzen herstellen, an denen ihr eigenes Land — und dessen Seen — so reich ist. Wir müssen besonders an Seen denken, da es damals Sumpferze waren, die zuerst und lange Zeit ganz allein verwendet wurden.“

In der Tat hat man in der in Betracht kommenden Zeit sogenanntes Sumpferz, meist unter Torfablagerungen gebildetes Brauneisenerz, auf dem Boden von Sümpfen gewonnen und verarbeitet und vielleicht ist es darum auch mehr als Zufall, daß man vor einigen Wochen noch in der Nähe des durch seine frühere Sumpflage bekannten Potsdam einen germanischen Eisenschmelzofen aus dem 1. Jahrhundert nach der Zeitenwende ausgegraben hat. Er deutet in seiner Form auf ein bereits hochentwickeltes Verfahren der Eisenverhüttung hin. Und da in seiner nächsten Nähe auch ein Haus mit Herd, ein Backofen und eine Weberwerkstatt gefunden wurde, hat man die genannten Funde der Kultur der westgermanischen Semnonen zuweisen können.

Daß aber auch bei den Markomannen die Metallbearbeitung bereits in hoher Blüte gestanden hat, ist durch die Ausgrabung der Gießerei von Tuklat, Bezirk Böhmisches-Brod, erwiesen, die außer von H. Preidel (Germ. in Böhmen in: Anst. f. Sudetend. Heimatf. Vorgesch. Abt. Heft 3, S. 54) ausführlich von Pič (Star. II. 3. Taf. 59, 3, 10, 12—14) beschrieben worden ist.

b) Auch beim Namen der Klasse ist es kein bloßer Zufall, daß ein derart alter Weidenname so frühzeitig schon der Inbegriff der ältesten Glaser Eisengewinnung geworden ist, da in der frühgermanischen Wirtschaftstätigkeit die Eisenverhüttung, die Holzkohlenbrennerei und die Weidewirtschaft geradezu miteinander verschwistert gewesen sind. Beweis dafür sind die neuesten Forschungsergebnisse aus dem Siegerland, denn für dieses hat H. Böttger (Westdt. Zt. f. Dkde. 33. Jg. [1936] S. 63) das Ineinandergreifen dieser drei Wirtschaftsbetriebe soeben noch, wie folgt, begründet: „Das manganereiche Siegerland ist seit der Latenezeit die Stätte intensivster Eisenverhüttung. Auf ganz engem Raum sind bereits über 60 durch Scherben zeitlich gesicherte Latene-Eisenschmelzöfen nachgewiesen, bezw. freigelegt worden. Überall in den genossenschaftlich bewirtschafteten Niederholzwaldungen, den Haubergen, liegen mehr oder weniger ausgedehnte Eisenschlackenhaufen, die von der Latenezeit bis ins Mittelalter hineinreichen. Hier schmolz und verarbeitete der Waldschmied das im Tagebau gewonnene Eisenerz. Zahlreiche mit Sinder, Jenner (= Eisenschlacke) und Schmitt gebildete Flurnamen bezeichnen diese alte Schmiedestätten. Hand in Hand mit dem Waldschmied arbeitete der Köhler, denn unverhältnismäßig große Mengen Holzkohle waren für die Eisenschmelzen erforderlich. Durch den von ihm jahrhundertlang betriebenen Holzraubbau entstanden weithin Waldlichtungen und Blößen; sie waren die gegebenen Weideplätze für das Vieh, das bei dem Mangel an ackerbaufähigem Land eine wichtige Nahrungsquelle der Bewohner bildete. Seit dem 14. und 15. Jahrhundert, der Zeit des Übergangs von der direkten zur indirekten Eisenverhüttung, begann der Waldschmied seine Eisenerzschmelzstätten an die größeren Bäche zu verlegen, um die Wasserkraft

auszunutzen. Der beginnende Holzmangel führte zu einer von der Landesherrschaft überwachten pfleglichen Behandlung des Waldes. Der Köhler setzte seine Tätigkeit bis ins 19. Jahrhundert fort; er konnte allerdings nicht mehr wie früher Raubbau treiben, sondern war durch die strengen Bestimmungen der Haubergsordnung gebunden. Die durch den Köhler geschaffenen Lichtungen und Kahlschläge bedeckten sich allmählich wieder mit Niederholz; die unbehinderte Viehhude wurde zu Gunsten des Holznachwuchses mehr und mehr eingeschränkt. Aber zahlreiche auf Weide und Waldlichtung hinweisende Flurnamen erinnern noch an diese ältere Wirtschaftsweise."

Daß damit eine wichtige Erkenntnis für die frühgeschichtliche Glazer Wirtschaftsbetätigung gewonnen ist, liegt klar auf der Hand. Denn während man die Aufnahme des Edelmetallbergbaus in Sachsen und am Harz ins 10., in den Alpen ins 11. Jahrhundert zu verlegen pflegt, sind jetzt die Anfänge der Glazer Bergbauunternehmungen bereits für die frühgermanische Glazer Entwicklungsperiode festgestellt. Damit aber sind Namen wie Schreckendorf, Seitenberg, Kleffe und Mohrau, über die man bisher die naivsten Erklärungen verbreitet oder die man gar als tschechische Wortbildungen verundeutet hat, in eine derart neue Beleuchtung gerückt worden, daß sie fortan für immer zu den frühesten Zeugen und wichtigsten Repräsentanten der ältesten Glazer Kulturgeschichte gehören werden.

IV. Die Gegend am Schneeberg

Außerordentlich lange haben den übrigen Teilen der Herrschaft Karpenstein gegenüber das Schnee- und Bielengebirge auf ihre kulturelle Erschließung warten müssen. Auch hier setzte sie mit dem Bergbau ein, der sich im 16. Jahrhundert mit der Gründung von St. Wilhelmsthal, St. Johannesberg und Kleffengrund bis unmittelbar an den Schneeberg zog. Danach zielte die Einrichtung der Flößheue auf bessere Verwertung des Waldholzes ab und führte zur Entstehung von Heudorf, Alt- und Neu-Mohrau, Neu-

Gersdorf, Kamnitz, Bielendorf und Mühlendorf. Schließlich sind als Herrschaftsgründungen mit dem Zweck einer intensiveren Bodenausnutzung zu Siedelungszwecken entstanden: Neu-Kamnitz, Neu-Kleßengrund, Neu-Bielendorf und Mutiusgrund.

55. Der St. Wilhelmsthal.

Es hat einmal eine Zeit gegeben, in der man Wilhelmsthal deshalb einer besonderen Erwähnung würdig hielt, weil es sich nach L. v. Ledeburs „Allgemeinem Archiv für die Geschichtskunde des Preussischen Staates“ (Bd. VI. [1831] S. 366) rühmen konnte, „nicht nur die höchste Stadt in der Preussischen Monarchie, sondern auch die kleinste und vielleicht am spätesten mediatisierte Stadt in der Provinz Schlesien“ zu sein. Das ist alles anders geworden, als sich Wilhelmsthal im Jahre 1882 freiwillig seiner Stadtrechte entäußert und damit begnügt hat, wie so viele andere Glatzer Orte ein einfaches „Dorf“ zu sein. Seitdem ist es um Wilhelmsthal immer stiller geworden, bis man schließlich nur noch seinen Namen nannte, wenn auf den ehemaligen Obermünzmeister von Böhmen, Wilhelm Schr. von Oppersdorf, die Rede kam, wobei man auch immer wieder von neuem zu hören bekam, daß es diesem Manne seinen Namen zu verdanken haben solle. Daß das eine große Fabel ist, habe ich anderwärts (Der Graffsch. 14. Jg. [1934] S. 97 ff.) bereits dargetan, so daß ich mich auf folgende Feststellungen beschränken kann.

1. Was zunächst die Ortsgeschichte von Wilhelmsthal betrifft, so ist sie durch folgende Tatsachen gekennzeichnet:

a) Die Gründung geht auf die Bergordnung Kaiser Rudolfs II. für die Grafschaft Glatz vom 24. März 1578 (Hbl. 1928 S. 51 ff.) zurück, in der er ausgehend von der Tatsache, daß „nun von etlichen Jahren her in Unserer Grafschaft Glatz etlichermassen Bergwerk von allerley Metallen, als Gold, Silber, Kupfer, Bley, Eisen und Alaun erzeugt und fündig worden“, die Anweisung traf, „genugsamen Raum, weit und breit, zu einer freyen Bergstadt, wo es dem Bergwerk, als fürnemlich im Grund, oder auf der Kleß am gelegensten seyn und

solches die Gelegenheit erfordern würde... durch Unfern Ober-Münzmeister abmessen zu lassen". Die genannte Bergstadt ist kurz darauf auch gegründet worden und wurde, während sie den offiziellen Namen der Sankt Wilhelmsthal erhielt, im Volksmunde als „das Newstättel“ bezeichnet.

b) In ihrer Entwicklung hat die neue Gründung freilich nur zu bald die Hoffnungen vereitelt, die man von allen Seiten an sie geknüpft hatte, denn also heißt es in dem Bericht eines ehemaligen Hammerverwalters (St. A. Breslau: Rep. 23 I 5 a fol. 48): „Als ich ao 1578, 79 und 80 ten Hammerverwalter und waldschreiber gewesen, daß mit von dem herrn obristen münzmeister ect. dem herrn Wilhelm von Oppersdorf ect. bevolen worden, die neue Schmelzhütte aus den hammergefallen von woch zu woch auf einstellung des hütten[schreibers] zu bezahlen, welches auch also geschehen und über 700 schock gestanden. Als nun aber die hütte fertig worden und viel erzt dorzu gefurt und auch die hütte vol kol gewesen und schmelzen sollen, die gewercken zur stelle kommen, ist der schmelzer und steiger entlaufen und gesagt, das erzt wer blind und könden nichts daraus machen noch schmelzen, ist also nachmals aller verrat verschlept, zurrissen und weggetragen worden, daß die gewercken urcht gehabt, davon abzulassen und derfinder nichts gebauet worden, ist auch kein berg weck nichts vorhanden. Ob nun wohl der Wilhelmsthal zu einer freien bergstadt vom herrn von Oppersdorf ect., als die bergleute mit guten handsteinen, so sie von andern orten bracht, bösllich betrogen worden, ausgesetzt, so hat sich doch die ganze zeit über kein bergmann auf dem Wilhelmsthal nie seßhaft aufgehalten, sondern aufm Johannesberge werden etliche bergleute, so auf den eisenstein zu den hammern arbeiten, zu befinden, so zu den drei eisenhämmern, welche Jr Kö. Maj. ins rentamt der grasschaft Glatz 20 cent. eisen, der eine der Kö. Maj. eigentümlid und die andern zwene etlichen personen zu Breslau zugehörig, zinsbar sein, und gehöret also kein eisenhammer zu dem stättel“.

2. Zum Namen der genannten Bergstadtgründung ist des weiteren festzustellen, daß er gegen früher eine starke Veränderung durchgemacht hat.

a) Vor allen Dingen ist es eine feststehende Tatsache, daß das kleine Bergstädtel im Anfange seiner Geschichte „Sankt Wilhelmsthal“ geheißen hat. So z. B. steht in der Eingabe des Rates der Stadt an den Glatzer Landeshauptmann vom 1. Januar 1610 (St. A. Br.: Rep. 23 I 5 a fol. 61) als Name „St. Wilhelmsthal“ verzeichnet und selbst noch im Jahre 1624 nennen die Akten „ein bergwerck St. Wilhelmsthal genandt“ bezw. sprechen sie von einem „Bergfleckhen S. Wilhelmsthal genannt“ (St. A. Br.: Rep. 23 VIII. 1 d).

b) Sodann hat der Name ehemals die Konstruktion mit dem Artikel geführt. Denn nicht nur in der handschriftlichen Chronik des P. Scholz heißt es: „Der Wilhelmsthal“, sondern auch schon in der Aktensprache des 16. Jahrhunderts steht: „Der Wilhelmsthal“ und „auf dem Wilhelmsthal“. Desgleichen begegnet uns im Jahre 1612 die Wendung: „zum Wilhelmsthal“ und auch im Urbar von 1614 steht: „zum Wilhelmsthal“ und: „Die vom Wilhelmsthal“.

3. Damit ist aber auch die Deutung dieses N. klar.

a) Mit seinem Bestimmungswort kann er gar nicht mit dem Vornamen des im Jahre 1588 verstorbenen Obermünzmeisters Wilhelm von Oppersdorf identisch sein, vielmehr stellt der heutige Ortsname eine frühere Flurbezeichnung dar, die ehemals einer Erzgrube eigen gewesen ist, die „Sankt Wilhelm“ geheißen und z. B. in dem i. J. 1653 angeführten „Wilhelmstollen zum Zuckmantel“ einen Namensvetter gehabt hat.

b) Das erhärtet auch das Grundwort „thal“, das im Namen einer Bergstadt einigermaßen auffällig erscheinen muß, zumal da es mit dem männlichen Artikel verbunden ist. Denn dazu hat bereits Edw. Schröder (ZONF. Bd. IV. [1928] S. 101 f. und VII. 222) den stichhaltigen Nachweis erbracht, daß sich im Mittelalter für dieses Wort, außer seiner gewöhnlichen Bedeutung, noch eine andere entwickelt hat, „die wohl aus dem Gegensatz zu „Berg“ und „Burg“ entstanden ist, aber keineswegs eine Talfläche oder gar einen Talverlauf bezeichnete. Und als Siedlungsname bezeichnete es nun mehr oder weniger deutlich eine wirtschaftliche Anlage, einen Hof, ein Rittergut, ein Dorf oder zuletzt gar eine Stadt, die sich

im Anschluß an eine feste Burg des Dynasten, des Landesherrn, ja auch des niederen Adligen entwickelt hatte oder planmäßig geschaffen war. Es erschien zeitweise gar nicht ausgeschlossen, daß an Stelle des völlig neutralen farblosen Wortes „Stadt“ sich „Tal“ geradezu zu der Bedeutung „civitas“ entwickelte; eben damals als sich der alte Begriff „Burg“ in castrum und civitas spalten mußte. In dieser Bedeutung aber scheint „Tal“ schon von sich aus meist den männlichen Artikel geführt zu haben, wenigstens hat z. B. der Verfasser der Limburger Chronik, Tilemann Elhem von Wolfhagen, um 1400 den Ausdruck „der dal“ ganz regelmäßig zur Bezeichnung eines Burgflecken (suburbium) gebraucht, denn er schreibt: die burc und der dal“. Insbesondere ist für Bergwerksorte, speziell in Böhmen das genannte Stammwort Mode geworden, als im Erzgebirge um 1516 „Tal“ gegründet wurde, wie das Volk noch heute vielfach Joachimstal bezeichnet. Und im Jahre 1548, als Georg von Schleinitz Georgenthal bei Warnsdorf im Lausitzer Gebirge als Bergstadt anlegte, schien das Grundwort „tal“ Tradition geworden zu sein. In unserem früheren „Taler“ hat es als Abkürzung von „Joachimstaler“ auch bei uns lange genug im Gebrauch gestanden. Wir haben also damit eine ähnliche Erscheinung, wie wir sie bei den Namen Martinsberg und Seitenberg kennen gelernt haben, bloß mit dem Unterschiede, daß man in älterer Zeit die Bergbauorte mit „berg“ bezeichnete, während man im späteren Mittelalter lieber „thal“ verwandt hat.

Mehr als alles andere zeigt das Beispiel des Namens Wilhelmsthal, auf welchem brüchigen Boden die bisherige Glatzer Ortsnamenerklärung gestanden hat. Denn wenn sie schon bei einer derart jungen Namenbildung so versagt hat, dann wird sich niemand mehr über die Entgleisungen wundern können, die sie sich bei der Erklärung der älteren Namen des Landes zu schulden kommen ließ. Für die maßgebenden Stellen aber ergibt sich aus vorstehenden Erörterungen eine gute Gelegenheit, eine alte Tradition wieder zu Ehren zu bringen, wenn sie dem Orte von neuem den Namen „Sankt Wilhelmsthal“ verleihen würden. Im Lande würde diese Maßnahme jedenfalls überall mit Genugtuung aufgenommen werden, am meisten wahrscheinlich von den Wilhelmsthälern selber, denen

man bisher ein X für ein U vorgemacht hat, als man ihnen immer wieder von neuem die Fabel aufgetischt hat, daß ihr Heimatort den Namen des böhmischen Münzmeisters Wilhelm von Oppersdorf durch die Zeiten tragen sollte.

56. Der St. Johannesberg.

Ähnlich, wie dem Städtlein Wilhelmsthal, ist es auch dem nahen Dorf Johannesberg gegangen. So weithin auch ehemals sein Name erklingen sein mag, heute weist er nichts mehr von seiner früheren Berühmtheit auf, denn auch er ist von einem ehemaligen Sonntagsnamen zu einer Alltagsbezeichnung herabgesunken, mit der nur die Wenigsten noch einen Sinn zu verbinden wissen.

1. Zur Ortsgeschichte hat schon Rögler (Diert I. 201) festgestellt, daß das genannte Dorf zugleich mit der Stadt Wilhelmsthal im Jahre 1582 gegründet und mit Bergfreiheiten begabt worden ist. Anfangs zur landesherrlichen Kammer gehörend, ist es am Freytag der Gedächtniß Sti. Mamerti, das ist den 11. Maij 1685, vom Landeshauptmann Michael Wenzel Reichsgrafen von Altthann, erkauft und von diesem zur Herrschaft Seitenberg geschlagen worden. Daß aber in früheren Zeiten reiches Leben in dem Dörflein und seiner Umgebung geherrscht hat, kann die Tatsache beweisen, daß sich nach einem Verzeichniß vom Jahre 1581 (Hbl. 1928 S. 48 ff.) auf dem Johannesberg nicht weniger als sieben verschiedene Eisenzeichen befunden haben, nämlich: „Adler ufm Johannespergk“; „S. Johannes und Morgenstern ufm Johannespergk“; „Daniel ufm Johannespergk“; „Engel Gottes ufm Johannespergk“; „St. Nicklas am Johannespergk“; „Ober 3, 4 Maß nach S. Nicklas aufm Johannespergk“; „Paulus Bekehrung ufm Johannesperge“.

2. Damit aber ist auch die Deutung des Namens klar. Ähnlich, wie der Name Wilhelmsthal, geht auch er als Flurbezeichnung auf das ehemalige Eisenbergwerk „St. Johannes“ zurück und dieser seiner Entstehung entsprechend hat er früher auch die gleichen charakteristischen Merkmale, wie der der nahen Bergstadt, aufgewiesen.

a) Zunächst hat der Name Johannesberg früher, ebenso wie der Name Wilhelmsthal, als Kennzeichen seiner Entstehung die Konstruktion mit dem Artikel aufzuweisen gehabt, die sich in der Mundart bis heute auch erhalten hat, denn in dieser wird der Ort noch immer „der Gehonnsberg“, jünger „der Johannesberg“, genannt.

b) Sodann ist früher auch dieses Dorf als „das Bergfleckel Sankt Johannesberg“ bezeichnet worden, wenn ihm freilich auch im Laufe der Zeit diese charakteristische Bezeichnung ebenso restlos verloren gegangen ist, wie dem nahen Wilhelmsthal.

Auch dem heutigen Johannesberg vermöchten darum die maßgebenden Stellen ein Bene anzutun, wenn sie der geschichtlichen Entwicklung Rechnung tragend, das Dorf in „Sankt Johannesberg“ umtaufen würden. Denn daß in dem genannten Dorfe die Freude über einen solchen Gnadenakt ebenso groß sein würde, wie im Wilhelmsthal, ist bei der engen Schicksalsgemeinschaft, die beide Orte von jeher miteinander verbunden hat, nicht zu bezweifeln.

57. Der Kleffengrund.

In Verbindung mit den Bergwerksunternehmungen des 16. Jahrhunderts ist als erster der alte Name der Klesse wieder zu Ehren gekommen, indem er als Ortsname auf eine neue Siedelung überging und dort derart Schule machte, daß sich im 18. Jahrhundert eine zweite Siedelung ebenso benannte.

1. Das Dorf „der Kleffengrund“ ist nach Kögler (Diert. IX. 226) „in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts zum Zwecke der besseren Ausbeutung der damals in jener Gegend vorhanden gewesenen Erzgruben angelegt worden“. Dazu steht ja auch in der Chronik des P. Scholz (Diert. X. 319) die Nachricht verzeichnet: „1577. Auf Anstiftung etlicher Bergleute legten die Gläzer in der Klesse ein Bergwerk, der finstere Stollen genannt, an; sie hatten viel Unglück damit“.

2. Neu-Kleffengrund hat sich dagegen aus einer Försterei entwickelt und ist nach einer Nachweisung vom Jahre 1796 (St. A. Br.: Rep. 13. P. A. 59 c. vol. V) in den Jahren

1790—1791 mit zehn Stellen angelegt worden, von denen neun an Glazter, eine an einen Böhmen vergeben worden sind.

Nach der Zählung von 1933 wiesen die vereinigten Gemeinden 246 Einwohner und eine Gemarkung von 225 Hektar 38 Aa 75 Quadratmeter auf.

3. Über den Namen des Klessengrund braucht nichts mehr gesagt zu werden, es müßte denn die Feststellung sein, daß allem Anschein nach sein hohes Alter auch noch durch den Namen des unmittelbar vor Klessengrund gelegenen Donnerloches erhärtet wird. Denn da der gleiche Name auch im Tal des Glaserseifens, unweit Hammer, wiederkehrt und anderwärts schon im 14. Jahrhundert nachweisbar ist, halte ich es nicht für ausgeschlossen, daß in ihm Reminiszenzen an die altgermanische Mythologie enthalten sein könnten, da Dunaraz, ahd. Donar, der angesehenste Gott der germanischen Göttergalerie gewesen und mit dem römischen Jupiter identifiziert worden ist, mit dem er bekanntlich auch die Waffe des Blitzes gemeinsam hatte. In dem heutigen „loch“ der Endung steckt wohl sicher das alte „loh“, d. i. Wald, und daß dem Donar Wälder geheiligt gewesen sind, erfahren wir von Tacitus, der (Ann. 2. 12) von einer silva Herculi sacra spricht, bei der es nicht zweifelhaft sein kann, daß es sich dabei um einen Donarhain gehandelt hat. Bekanntlich lebt der germanische Donar vielfach in der Sage als Schimmelreiter fort und da dieser auch im Schreckendorfer und Mohratatal sein Wesen treibt (Kühnau 49) und gerade hier einen religiösen Einschlag aufweist, dürfte es sich empfehlen, an der Hand dieses Hinweises dieser örtlichen Überlieferung noch weiter nachzugehen.

Auch in einem anderen Teile des Glazter Landes ist ein germanischer Götterhain nachweisbar geblieben, von dem an anderer Stelle später einmal die Rede sein soll.

58. Das Heudorf.

Wie die bisher genannten Namen des Schneeberggebietes, muß auch der Name des Heudörfleins wesentlich anders beurteilt werden, als das bisher der Fall gewesen ist. Ich habe das an anderer Stelle bereits dargetan (D. Graffdh. 15. Jg. [1935] S. 20)

und kann mich daher auf nachstehende Feststellungen beschränken.

1. Die bisherige Gläger Namenserkklärung glaubte dem Namen des „Heudörfels an der Seitenbach“, wie das Dorf im Urbar von 1614 genannt wird, auf alle möglichen Arten gerecht werden zu können. Wedekind (Gesch. 694) hat ihn mit „hain“, V. Seidel (Gr. Gl. 1931 S. 87) mit „hagen“, Klemen z (Diert. VI. 219) mit „hochdorf“ und Graebisch (Gedenkschr. 57) mit „heu“ zusammengestellt. Auf den einzig Erfolg versprechenden Weg, die Entstehung und die Bedeutung dieses Namens durch archivalische Forschung aufzuhellen, ist aber keiner dieser Namenkundler verfallen, so daß keiner dieser Deutungsversuche auf Anerkennung Anspruch erheben kann. Insbesondere beruht der von Graebisch, auf ausgesprochener Volksetymologie und wird allein schon durch die Feststellung im „Revisions-Protokoll“ vom 16. Februar 1641: „Die Viehzucht in dem Dorfe ist wegen des geringen Wiesewachses nur gering“ ad absurdum geführt.

2. Die neue wissenschaftliche Deutung fußt demgegenüber auf folgenden Argumenten:

a) Zu allererst geht sie von folgenden urkundlichen Belegen aus: 1560 Haidorff; 1571 im Heudorf; zum Heudorf; 1614 vom Heudorf; zum Heudorf; 1631 Heydorff; Hewdorff; daß Hewdorf; 1790 Heydorf. Denn darauf folgt, daß der Name den Artikel führt, mithin nicht als Orts-, sondern als Flurbezeichnung ins Leben getreten ist.

b) Aus der Ortsgeschichte ergibt sich des weiteren, daß das Dorf auf Waldboden entstanden ist, und zwar, wie es im Urbar von 1631 (fol. 387) heißt, „anfänglich wegen Beförderung der Flößholzscheutung ausgesetzt“ worden sei, „bey weldher Scheutung, weil sie den Holzhäuen nahent gelegen, sie nachmalen gelassen worden“.

3. Damit ist aber auch die Deutung des Namens einwandfrei gegeben, da danach einzig und allein seine Ableitung von „hau“ (ahd. hawi; mhd. howe, how, ho von hauen, schlagen) in Frage kommen kann. Dafür dürfte ja auch außer dem nahen Heuplan und Heusattel, insbesondere der Heuberg (1131 Meter) östlich von Wölfelsgrund Bürge

stehen, da von diesem Dorfe nicht nur ein „Heuweg“ zu ihm führt, sondern auch an seinen Abhängen mehrere Plenterwege deutlich genug an die in der früheren Wald- und Holznutzung üblich gewesene Plenterwirtschaft zurückerinnern. Und da bereits bei J. Peter (Langenau 178) der Satz geschrieben steht: „Auf dem Heuberge trifft man den aus Heudorf zu den Holzschlägen am Mittelberge (1337 Meter) führenden Weg“, dürfte der eindeutige Beweis geliefert sein, daß den bisherigen Erklärern auch die Literatur ein mit sieben Siegeln verschlossenes Buch geblieben ist.

59. Alt- und Neu-Mohrau.

Der uralte Landschaftsname „die Mahr“ lebt heute in zwei Glazer Ortsnamen weiter, nämlich: Alt- und Neu-Mohrau.

I. Alt-Mohrau ist nach v. Hochberg (Stat. Darst. 76) als eigentliche Dorfgründung bei dem alten Hüttenwerke gleichen Namens erst im Jahre 1588 entstanden und zwar, wie es im Urbar von 1631 (fol. 342) heißt, „anfangs balt zu der Holzscheutung außgesetzt worden... Weil dieses Dorff auch als ein Neues Dorff nit in der Hubenzahl lieget, so gibt es dem gemachten Ausatz nach zu einem einfachen Hubengelt, wenn es im Landte angeleget wird, nemlich 12 Jgr.“

Heute hat das genannte Dorf nach der Zählung von 1933 233 Einwohner und eine Gemarkung von 466 Hektar 20 Aa 47 Quadratmeter aufzuweisen.

II. Neu-Mohrau ist dagegen erst im Jahre 1596 gegründet worden und hat auf dem Boden seiner Gemarkung in den Jahren 1790/91 die Kolonie Mutiusgrund entstehen sehen, die anfangs aus zehn Stellen bestanden hat, von denen nach einem Verzeichnis von 1796 ausgegeben worden sind: fünf an Böhmen, vier an Glazer und eine an einen Mährer. Ihren Namen hat die Kolonie von dem ehemaligen Besitzer der Herrschaft Seitenberg, Josef Franz Bernhard von Mutius († 1816).

Nach der Zählung von 1933 wies Neumohrau 260 Einwohner und eine Gemarkung von 334 Hektar 06 Aa 11 Quadratmeter auf.

60. Der Dürrenberg.

Obwohl der mit diesem Namen bezeichnete Ort bloß eine Kolonie des heutigen Alt-Mohrau darstellt, möchte ich ihn nicht übergehen, weil aus seiner Geschichte erhellt, wie nahe sich in der Schneebergsgegend Bergbauunternehmungen und Waldholznutzung miteinander berührt haben. Denn nach dem Urbar von 1631 (St. A. Br.: Rep. 23 I 16 l fol. 254) ist „Dürrenberg ein Stückhe guet, welches zuvor und von alters zu dem frey-guett Rohrbach gehört hat. Als aber einer vom Adel Joachim von Hundt genant, das Guett Rohrbach seinem Sohne Gabriel Hundt des 1612 Jahrs verkaufft, hat er Ihme dieses Stückhe vorbehalten, es seint fückher und Wiesen, auch etwas von Gehölz daroffen und 2 Underthaner, zinsset aber bies dato nichts ins Rentamt, derzeit hat es Carl Hundt, auch obbemelten Joachimb Hundts Sohn“. Das bedingt, daß wir die Namen Rohrbach und Dürrenberg getrennt von einander würdigen müssen.

I. Das Freigut Rohrbach bietet nach einer dreifachen Richtung hin besonderes Interesse dar: in seiner Topographie, seiner Geschichte und seinem Namen.

1. Zur Topographie heißt es im Landecker Urbar von 1631 (fol. 251): „Dieses Guet lieget zu Gompersdorff am Nieder Orthe des Dorffs, ist vor alters ein befreytes Hammerguet gewesen und hat der Eysenhammer zu Schreckendorf darzue gehöret, welcher nachmals zu Ihrer Kön. Majt. Handten khomben, wie aber oder waß gestalt es beschehen, hat man diesmal keine gewisse Nachricht haben können. Jetzt ist solch Hammerweg gar eingangen... Das Guett Rohrbach aber haben nachmals Adelsleuth an sich gebracht und folgendts einer dem andern verkaufft, auf dato hält es Frau Susanna Rauegkin, geborene Peterswaldin, sie maßen sich an der Brauwercks gerechtigkeit, Bierchandts, Schlachten, Backens und der Obermäßigkeit über etzliche Unterthanen und Heufelleuth, so darzu gehöret haben, welche Gerechtigkeiten zwar die Hammerguetter vor alters gehabt und gebraucht, dagegen aber haben sie Eiszins gegeben, und wann stark gearbeitet worden, so hat die Obrigkeit auch den Zehnten von

Eijenerzt gehabt, so auch ein feines Einkhornen gewesen, Weil aber das Hammerwerck von diesem Guete schon (wie obgemelt) gar vor langer Zeit von ernentem Guete wegkhomben, So beruhet es auf fernerer Erkhundigung und Bedenkhen und Ihrer Kön. Majt. genedigsten Resolution, was diesfalls khünfftig zu verordnen sein wirdt... Zu dem mehrbemelten Guete Rohrbach ist gar vor alters ein Pauerguet zu Gompersdorf außgekauft worden, der Benisch genent, zu welcher Zeit es beschehen sein mag, ist weder in den alten Ampts Urbarien noch auch in den alten Schoppen- oder Gerichtsbüchern zu Gompersdorf nichts zu befinden."

2. Seine Geschichte spiegelt sich wieder in folgenden Regesten (St. A. Br.: Rep. 23 I 16 h. — III 18 a fol. 59 ff. — II 5 c 1 fol. 39): a) 1547 Vidimus eines Briefes Johannis von Pernstain über ein Stück Waldes und Berges von der Gompersdorfer grantz am Dürren Berge hinaus an hans Güttner. — b) 1564 Bestätigung des Gutes Rohrbach für hans Ruttern, so er von Leonhard Güttner erkaufft. — c) 1578 Gut der Rohrbach unnd Benesch genannt für Michael Rutter, Sohn des hans. — d) Bestätigung für Georg Schwarz, der das Gut von seinem Weibe, der Witwe Michael Ruthers erkaufft. — e) 1603 Dezember 29. Wiedereinräumung des Gutes Rohrbach an Samuel Wolf, Curländischer Kanzler. — f) 1608 August 28. Bestätigung des Gutes Rohrbach für Joachim v. Hundt. — g) 1612 Bestätigung des Gutes Rohrbach für Gabriel v. Hundt, Sohn des vorgenannten. — h) 1623 April 27. Kauff Frau Ursula Reibnigin, geb. Kesselbergerin, des Gutes Rohrbach. — i) 1651 Mai 10. Barthel Fischers, Pulvermachers, Kauff um ein Stück Holz und Acker zum Guth Rohrbach gehörig, der Dürre Berg, genannt. — k) 1651 Juli 3. Christoph Haugken Kauff umb ein Stück Acker vom Dürren Berg außm Guth Rohrbach. — l) 1652 Oktober 3. Heinrich Wolfen Kauff umbs Freye Guth Rohrbach.

3. Was zuletzt die Namen betrifft, so wird deswegen folgendes zu gelten haben:

a) Daß im Namen des Rohrbach, wie Graebisch verlauten ließ (Hbl. 1929 S. 169. Anm. 90), ein Personennamen stecken soll, ist völlig abwegig. Wie allein der Artikel beweist,

liegt in ihm eine Flurbezeichnung vor und zwar weist sie nicht, wie v. Hochberg angegeben hat, den weiblichen, sondern den männlichen Artikel auf. Im übrigen hat der Name weder etwas mit einem „Bach“, noch mit dem an einem solchen wachsenden Schilfrohr zu tun gehabt. Vielmehr steckt darin „Ror“, wie es beim Bergbau vorkommt, z. B. in der Oppelner Bergordnung vom 8. November 1528, in deren 61. Artikel es heißt: „dem rormeister roren in die bergk zu lassen, von ieder roren 12 gr“.

b) Diese Ableitung bestätigt ja auch der Name des Benisch, denn dieser kommt z. B. auch im Namen von Benneischau in Verbindung mit einer Bergwerksunternehmung vor, da es heißt: 1564 „in beiden Zechen zum Benischen“. Wie allein schon die Konstruktion mit dem Artikel beweist, handelt es sich dabei um einen alten deutschen Flurnamen, so daß über Damroths lächerliche slavophile Erklärung: „Benediktchen gehörig“ kein Wort verloren zu werden braucht. In dem Namen steckt vielmehr das alte Wort: „Bennisch“, d. i. „bannisch“, „bännig“, lat. bannitus, mit dem Begriff einer dem Bergwerksbetriebe vorbehaltenen und daher „gebannten“ Örtlichkeit.

II. Über die Güter Dürrenberg und Sperstecken besteht hingegen Folgendes zu Recht:

1. Was ihre Entstehung betrifft, so berichtet schon das Landecker Urbar von 1614, daß von den Gompersdorfer Bauern vier „am Dürren Berge angefessen seien: Thomas Nickisch, Christof Wolff, Simon Gottwald und Michel Gottwald“ (fol. 81 b). Weiter erfahren wir aus der Urkunde vom 23. Mai 1617 (Linke 156), „daß das Stück Holz, der Speerstecken genannt, mit vier Bauerngütern, die einer vom Adel Joachimb Hundt J. 3. angekauft hat, nunmehr zu Händen des Königs gezogen werden soll“. Die vier gleichnamigen Bauern haben auch zur Ablösung des Gehölzes und ihrer Güter 450 Schock gegeben, wofür sie fortan dem König gehören und nicht veralieniert werden sollten. Demgemäß heißt es dann auch in dem Landecker Urbar von 1631 (fol. 236 a) beim Dorfe Gompersdorf: „Folgende Bauern wohnen am Sperstecken, haben von Alters zu dem Guet Rorbach gehört, seint

aber flo 1615 auf Verordnung der Cöbl. Behmischen Cammer zu Ihrer Majt handten eingelöst worden, darzue sie auch selbs ein hülfgelt gegeben, seint in die Gerichte zue Gompersdorff geordnet... , nemblichen: Merten H a u g, hält seines Schwehern Tomas Nikisches guet am Sperstecken; Dalten Böse hält sein guet am Sperstecken, welches zuvor Simon Gottwalt gehalten... , Christoff Wolff, der Scholtz in Seitenberg, hält sein guet am Sperstecken... , Michel Gottwalt der Jüngere hält seines Dattern Michel Gottwalts guet am Sperstecken."

2. Damit ist aber auch die Deutung dieser beiden Namen klar:

a) Der Name Dürrenberg spricht geradezu für sich selber, zumal im Hinblick auf die Sumpfggend, die wir im Namen Mohrau als das maßgebende Charakteristikum der Gegend erwiesen haben und das als Grenzbezeichnung, wie (Nr. 21) festgestellt, auch im Namen der March seinen Niederschlag gefunden hat. Denn daß es germanische Sitte gewesen ist, Grenzen nach Sümpfen zu orientieren, geht zu allem Überflusse auch aus Tacitus (Ann. 2. 19) hervor, bei dem von einem Grenzwall der Angrivarier die Rede ist, der sich an einen Sumpf angeschlossen: *silvas quoque profunda palus ambibat*. Man hat seine Reste vor einigen Jahren auch wieder entdeckt und zwar bei Leese a. d. Weser, westlich des Steinhuder Meeres (Präh. Jt. 17 [1926] S. 100 ff.).

b) Aber auch der Name des Speersteckens kann danach in seiner Bedeutung nicht mehr zweifelhaft sein. Daß er nach Klemenz (O. N. 71) „von Speer bezw. der schmalen speerförmigen Gestalt des Gehölzes (= Stecken), auf dem die Kolonie erstand“, kommen soll, ist eine unbewiesene Annahme, die keine Beachtung verdient. Wie aus der Topographie und der Ortsgeschichte eindeutig hervorgeht, kann der Name nur von *spēr*, d. i. dürr, trocken, unfruchtbar abgeleitet werden, so daß die Namen Dürrenberg und Speerstecken inhaltlich miteinander gleichbedeutend sind.

Auch diese Namen sind also in einer Weise in der Topographie verankert, daß ein Zweifel an der Richtigkeit ihrer Deutung ausgeschlossen erscheint. Wie trefflich sie aber damit in den geschichtlichen Rahmen ihrer Umgebung passen, dürfte klar zu Tage liegen.

61. Kamnitz.

Das heutige Kamnitz besteht aus zwei verschiedenen Dorfsiedelungen, auf die sich der uralte Name, von dem beim Kamnitzflusse bereits die Rede war, in später Zeit noch weitervererbt hat.

1. Kamnitz selber ist nach Kögler (Diert. I. 201) am 20. November 1596 „zur Vermehrung der Mannschaft zum Holzschneiden ausgemessen“ worden. Nach dem Urbar von 1606 hat es aus 16 Untertanen und zwei Häuslern bestanden und früher „Kamitz“ geheissen. Nach dem Urbar von 1614 hat es bereits 24 Besitzungen und zwei Gärtner gezählt.

2. Neu-Kamnitz ist dagegen als Kolonie erst in den Jahren 1790/91 entstanden und hat bei seiner Gründung aus zehn Stellen bestanden, von denen die Breslauer Regierung im Jahre 1796 verzeichnete, daß eine an einen Glatzer, eine an einen Böhmen aufgelassen worden, acht dagegen noch unbefetzt seien.

Das aus beiden Gründungen vereinigte Dorf zählte am 16. Juni 1933 zusammen 333 Einwohner und hat eine Feldflur von 332 Hektar 98 Ar 95 Quadratmeter aufgewiesen.

3. Daß Kamnitz als „deutsche Gründung den älteren slawischen Namen des Kamnitzflusses“ angenommen und „also Steinbach (ort)“ bedeuten soll, wie, außer Klemenz O. N. 44), auch Graebisch behauptet hatte, habe ich bereits (Nr. 10) restlos widerlegt. Durch folgende Feststellungen möchte ich bloß den urgermanischen Charakter dieses Namens noch einmal unterstreichen.

a) Der Fluß hat, ebenso wie das Dorf, ehemals Kamitz geheissen. In dieser urgermanischen Wortbildung aber steckt, genau so, wie im Namen des ehemaligen Stiftes Camenz, ein uralter Weidenname, der nur von „gamen, gomen, gaumen“, d. i. hüten, abgeleitet werden kann, und der nicht nur in den anderen Weidenamen der Umgegend eine gute Stütze hat, sondern von sich aus auch den uralten Flurnamen Taschenberg (1283 hereditatem, que vulgariter Taschtheberc vel Lencawice nuncupatur) erklärt, der noch heute ein ganz flaches Wiesen- und Ackergelände bezeichnet (Mitt. Schl. Ges.

Dkde. 24. Bd. [1923] S. 102), das hinter der Neißebrücke bei Camenz, links der Straße nach Wolmsdorf gelegen ist (U. Heim. II. 176). Daß es nach einem ehemaligen dort gelegenen Dorfe benannt sein soll, ist falsch, denn „Datſch“, auch Detſch, Dätſch, bedeutet „Melkplatz“ (Eb. 230 u. 235), das Grundwort aber steht hier noch in der echten Bedeutung des Wortes, nämlich „bergen, unterbringen“. Im übrigen habe ich ja die Anschauung daß der Name Camenz mit Kamen, d. i. Stein, zusammenhängen soll, früher bereits durch die Tatsache widerlegt, daß die ehemalige Burg dieses Namens gar nicht, wie Klemenzenz (U. Heim. II. 43) angegeben hat, „auf den felsigen Ufern der Neiße“ erbaut worden ist. Nach G. Frömrich (Kamenzenz [1817] S. 3) hat die genannte Burg an der Stelle der heutigen Kirche gelegen und ist, den fortifikatorischen Anschauungen der Zeit entsprechend, mitten im Sumpfbereich der Neißenederung erbaut worden. Und, um auch an dieser Stelle nochmals darzutun, wie einwandfrei sich alle diese Tatsachen auf Grund von archivalischer Forschung erhärten lassen, möchte ich darauf verweisen, daß der Breslauer Bischof Preczlaw durch Urkunde vom 30. August 1359 (Cod. dipl. X. 194) dem Kloster Camenz die Kirchen von Baitzen und Alt-Altmanndorf mit der Begründung inkorporiert hat, dadurch das Kloster dafür zu entschädigen, daß es durch seine Lage in der wasserreichen Niederung der Neiße infolge von Überschwemmung so viel Schaden erleide: *dictum monasterium in loco basso constitutum propter aquarum circumquaque concurrentium et praesertim fluvii seu torrentis Nysa vulgariter nuncupati inundantiam quasi intollerabilem, in tantum etiam, quod sepes, quibus ipsum monasterium undique circumdatur, aliquotiens penitus diruuntur, et cerevisia, alii liquores et res in ipsorum cellariis recondita destruuntur, ex eo magna susceperit dampna et pericula.*

b) Über die Endung aber braucht überhaupt nichts mehr gesagt zu werden, da sie genau so zu erklären ist, wie bei Ragnitz, dem Namen eines Bauernhauses im österreichischen Bezirk Ottensheim, denn dieser hat gelautet: 1287 Regenz; ca. 1343 Regens; 1504 Regnizer; 1569 Ragnitz. Wie anderwärts,

ist also die Endung -itz in germanischen Namen, auch im Glager Land, durch Abschleifung einer unbetonten Silbe, besonders oft aus kollektivischem ens entstanden. Im übrigen hat schon Chr. Beck zu den dadurch entstandenen ostfränkischen Namen „mit slawischer Maske“ (Der M. B. 1934 S. 23) die auch für das Glagische besonders bedeutsame Feststellung getroffen, daß „die Endung -itz schon früh, hauptsächlich aber vom Ende des 14. Jahrhunderts an, mit der zunehmenden Bedeutung Böhmens, bei den Schreibern der Urkunden eine solche Bedeutung gewann, daß man von einer allgemeinen Veritzung der Namen reden kann“.

Mögen diese Darlegungen auch an dieser Stelle dartun, daß die in diesen Blättern vorgetragene Namendeutungen nicht erdacht und erfunden, ja, in letzter Linie gar nicht meiner eigenen Weisheit entsprungen sind, sondern sich aus der Geschichte, der Topographie und der Namensvergleichung geradezu von selbst ergeben haben. Es wird sich also vor ihnen nur der zu retten vermögen, der sie nicht liest, oder, wenn er sie gelesen, krampfhaft vor ihnen die Augen verschließt.

62. Bielendorf.

Wie der Name der Kamnitz, ist auch der der Biele auf zwei Siedelungen übergegangen, von denen die eine im 17., die andere im 18. Jahrhundert entstanden ist.

1. Bielendorf ist im Jahre 1606 gegründet worden, steht im Urbar von 1614 noch als „Neugersdorf im hinterdorf oder das Neue Bielendorf“ verzeichnet und hat damals aus 27 Bauerngütern und sechs Gärtnerstellen bestanden.

2. Neu-Bielendorf ist in den Jahren 1790/91 entstanden und wurde zunächst mit zehn Stellen ausgesetzt, die nach einer Aufstellung von 1796 an fünf Glager, drei Mährer, einen Schlesier und einen Böhmen vergeben worden sind.

Nach der Zählung vom 16. Juni 1933 hat das heutige Bielendorf insgesamt 368 Einwohner und eine Feldflur von 354 Hektar 26 Ar 7 Quadratmeter aufgewiesen.

3. Wie der Name der Biele selber zu erklären ist, habe ich früher bereits dargelegt (Nr. 7). Wenn ich dem noch etwas

hinzufügen darf, so mag es die Feststellung sein, daß wir im Laufe unserer Untersuchungen an drei verschiedenen Grenzpunkten des Glazer Landes auf Namen ähnlicher Zusammensetzung gestoßen sind, denn außer den Grenzwaldbezeichnungen: Biel-loh in der Südostecke und Eih-loh (1612 die Eyll; 1615 in der Eyle; heute die Eule) in der Nordwestecke des Glazer Landes ist uns inzwischen an der Habelschwerdter Westgrenze ja auch der Name Wer(i)-loh begegnet, der im heutigen Verlorenwasser weiterlebt. Daß das aber nicht bloß Zufall, sondern in einer Gepflogenheit der altgermanischen Namengebung begründet ist, kann der Name des berühmten Mark-loh eines Grenzheims, beweisen, der nach Einhard in der Mitte von Sachsen, an der Grenze mehrerer alter Wesergaue zu suchen ist. Dieses „Loh“ aber hat, um auch das mit W. Sturmfels (O. N. Höffens [1936] S. 47) nochmals zu betonen, im Dativ sing. lohā, laha, lahe, lohe, lo, im Dativ plur. lohūm, lohun, lahun, lohon, lahon oder mit Ausfall des h: loun, loon, lon, lan, seit der Mitte des 12. Jahrhunderts lohen, lon, len gebildet und „erscheint in den Ortsnamen häufig abgegriffen in la, le, len oder eln“.

Man braucht also nur die bisherigen slavomanen Vorurteile auszuhalten und, wie das W. Teudt gefordert hat, „in germanischen Dingen feinfühlig“ zu werden, um auf Schritt und Tritt die Wahrnehmung zu machen, daß in der Tat die Glazer frühen Ortsbezeichnungen nicht nur die älteste, sondern auch die verlässlichste Geschichtsquelle des Landes sind. Daß freilich Maetschke auch dafür nicht das richtige Verständnis aufzubringen vermag, kann nicht verwundern, nachdem er eine Glazer Besiedelungsgeschichte geschrieben hat, ohne die germanische Frühzeit auch nur mit einer Silbe zu erwähnen, um dann aber desto verwunderter festzustellen, daß sich der Glazer Burggraf Wolfram von Panewitz „schon (im Jahre 1344) der deutschen Sprache in Urkunden bedient hat“. Die ältesten Urkunden des Glazer Landes sind und bleiben seine alten Ortsbezeichnungen. Nur darf man sie nicht so mißhandeln, wie das bisher leider nur zu lange der Fall gewesen ist.

63. Die Mühlbad.

Mit dem Namen des heutigen Dorfes Mühlbad hat es insofern eine eigenartige Bewandnis gehabt, als die Bezeichnung dieses Dorfes früher in drei verschiedenen Nüancen geschildert hat. Denn im Urbar von 1631 (fol. 331) ist es angeführt, wie folgt: „Buchdörffel oder Muelbach, sonsten die Groß und Kleine Muelbach, auch der Pfaffensteig genent“. Welche bedeutsamen namenkundlichen Reminiszensen sich gerade mit diesen schlichten Ortsbezeichnungen verbinden, werden nachstehende Darlegungen zeigen.

1. Im allgemeinen. — Maßgebend für die Beurteilung sind zunächst folgende örtliche Verhältnisse.

1. Die Topographie hat das Landecker Urbar vom Jahre 1631 (fol. 331) mit den Worten umschrieben: „Das Dorff lieget gar an dem hohen Gebürge, in dreien unterschiedlichen Tälern oder Gründen, vier Meil Weges von Glasz... In diesem Dorf hat's keinen Erbrichter, sondern wird nach des Königl. Amtes Wohlgefallen einer zur Verwaltung der Gerichte erwöhlet oder bestellt.“

2. Aus der Ortsgeschichte tritt dazu der folgende Tatbestand.

a) Seine Entstehung hat das heutige Mühlbad der Holzflöße zu verdanken, deren Anfänge man meist „um 1580“ anzusetzen pflegt. Denn also heißt es im Landecker Urbar von 1631 (fol. 337): „Und weil sie nahent an den Gebürgen und bei den Flößheuen wohnen, auch die meisten Holzhaue, und diese Güetel wegen des Holzhauens vor Jahren ausgesetzt worden, so werden sie auch also darzu gebraucht. Aber nach Ihrer Kaj. Mat. gnedigstem Willen, wenn souiel Holz zu scheiten nit von Nöten wer, wie hievor angedeutet ist, so würden sie auch etwas ohne Bezalung hauen oder was an Geld dauor geben. Das Flößholz sind sie schuldig neben anderen Dorffschafften helfen einzuwerfen und nach Glasz abflößen, wie lang und oft man ihrer hierzu bedarf. Weil sie geringe und bergichte Guetel, auch sonst keine Rosse haben, so sein sie der Roßroboten überhoben worden. Auch zu allerlei Handroboten sein sie mit anderen Dorffschafften zu

helfen schuldig, wenn und so oft man ihrer bedarf. Sie werden auch neben anderen dergleichen Gebürgsdörffern gebraucht, daß sie die Wege und Wildsteige bereumen, desgleichen zu den Hirschlacken in die Gebürge und das gefällte Wild aus den Gebürgen herfür zu tragen, Brothölzer zu scheelen und auszuschneiden und was sonst notwendig fürfällt, verrichten helfen." Besonders interessieren dürfte, daß nach dem Urbar von 1614 zu den „fürfallenden Notdurften“, bei denen die Dorfbewohner herangezogen werden konnten, auch die „Räumung der Grenzen“ gehörte.

b) Auch über die Entwicklung dieses Dorfes sind wir genauer unterrichtet, denn bei dieser hat es sich um das allmähliche Zusammenwachsen verschiedener Siedelungen gehandelt, die im Landecker Urbar von 1614, wie folgt, verzeichnet stehen:

„I. Buchdörffel mit den Besitzern: 1. Michel Helwig hält Martin Haidels des Jüngerer Stück Acker (3 Schnüre breit und 7 lang). — 2. Jakob Nickisch hält seines Vaters Georg Nickisch ausgemessen Stück (3 breit, 8 lang). — 3. Hans Volkmer hält aus vorgehendem Gütel 2 Schnüre breit und 8 lang. — 4. Baltzar Francke hält Caspar Nickischs 3 Schnüre breit und 8 lang, darauf ein Häusel gebaut. — 5. Jakob Brosienn hält Matthes Nickisch Stück (4 breit, 7 lang). — 6. Michel Schnurenpeil, 2 breit, 7 lang.

II. Von der Kleinen Mühlbad bis auf die Große Mühlbad seint folgende Stücke ausgehen worden: 7. Valentin Beck hält Jakob Nickischs 2 Schnüre breit und 7 lang. — 8. Michel Nickisch hält seine 3 Schnüre breit und 7 lang. — 9. Andreas Jockschman hält seines Vaters Christof Jockschman Häusel und Acker (2 breit, 7 lang). — 10. Christof Kaps hält Christof Jockschmans 1 Schnur breit und 7 lang. — 11. Mehe hält er Georg Heiderichs Häusel und Ackerstück (2 breit, 7 lang). — III. Von der Großen Mühlbad bis an die Gumpersdorfer Grenz seint ausgehen worden: 12. Hans Ruther zu Gumpersdorf hält Michel Störs 4 Schnüre breit und 7 lang. — 13. Matthes Nickisch hält Valentin Becks Häusel und Ackerstück (1 breit, 7 lang). — 14. Hans Nickisch hält noch seine 2 Schnüre breit und 7 lang. — 15. Christof Francke hält noch 2 Schnüre breit und 7 lang,

hat ein Häusel darauf erbauet. — IV. Vom Kalenberge über den Pfaffensteig: 16. Adam Weidlich hält Simon Hawks 2 Schnüre und Georg Standkens 2 Schnüre breit und 7 lang, hat ein Häusel darauf erbauet. — 17. Matthes Broßien hält noch seine 2 Schnüre breit und 5 lang. — 18. Georg Schmidt hält noch seine 2 Schnüre breit und 5 lang. — 19. Jakob Röscher hält noch seine 2 Schnüre breit und 5 lang. — V. Unter dem Kalenberge gegen der Gersdorfer Grenze: 20. Zacharias Gotwalt zu Gompersdorf hält seine 2 Schnüre breit und 6 lang. — 21. Caspar Schimmel hält seine 2 Schnüre breit und 6 lang. — 22. Michel Schnurenpfel von einem Feldgürtel in der Klein Mühlbad.

II. Der Name Buchdörffel. — Allein schon aus der Ortsgeschichte ergibt sich, daß in dieser Ortsbezeichnung nicht der Name des Baumes, sondern das Stammwort „Buchern“ in dem Sinne steckt, in dem in der Gläzer „Waldmeister-, Jäger- und Wildbahnordnung“ Kaiser Rudolfs II. vom Jahre 1606 vom „Aßhern und Buchern“ (Holzköhlen) die Rede ist, denn also heißt es im Urbar von 1614: „Die Unterthanen soviel in diesem Dörffel wohnenn unndt hircin begriffen, sein schuldig jerlichen zue floeß zu scheitenn unndt zum waßer zufüren Breu- unndt Kuchelholz miteinander 300 Klafftern, Weil sie aber die Zeidt hero das Kolholz zue Ihrer Mat. Hammer gescheitet habenn, seinn sie der Scheitung inn die Floeß überhoben wordenn.“

III. Der Name „Der Pfaffensteig“. — Ungleich interessanter ist der Name des Pfaffensteigs, weil sich mit ihm eine uralte Tradition verbindet, die in derart vollendeter Weise mit den Forschungsergebnissen dieser Blätter zusammen stimmt, daß man darüber geradezu überrascht sein muß.

1. Dorab wird das hohe Alter dieser Namensbildung nicht gut zweifelhaft sein können, auch wenn er auf der Karte des Melurius (1625) zum ersten Male nachweisbar ist, da er, als „Pfaffenberg“ im 16. Jhd. bereits angeführt, längst am Boden haftete, bevor dort die danach benannte Siedlung entstanden ist. Bei Sulda z. B. wird bereits zum Jahre 1011 eine *via, quæ clericorum dicitur* erwähnt (S. G. Bl. 1928 S. 96) und auch

sonst ist der gleiche Name vielfach nachweisbar, so z. B. nach M. Schulze (Jahrb. d. Thür. Ver. f. Heimatpfl. Erfurt 1918 S. 92) bei Naittschau (nach Taichwolframsdorf, wohin die Naittschauer wallfahrteten), bei Neudorf, unfern Weida, bei Rudersdorf, bei Hermannsgrün (nach Schönfeld, St. Adelhaid, nach Pohlitz und Taichwolframsdorf) mitten durch Wiesen und Felder. Ein „Predigerweg“ findet sich bei Döhlen; ein die Felder quer durchschneidender „Pfarrweg“ bei Öttersdorf, Langenwolfschendorf; ein „Kirchsteig“ bei Weißendorf, Niederböhmersdorf.

2. Über die Erklärung dieses Namens sind nun bisher zwei verschiedene Versionen im Umlauf gewesen.

a) Nach Otto (Wanderb. 4) sollte der Name daran erinnern, „daß die Pfarrei Schreckendorf von dort ihr Deputatholz bezog, nach dem sich einer der Pfarrer gar zu eifrig umgesehen haben soll“.

b) Nach Klemen z (O. N. 50) sollte der Name von dem Umstande herzuleiten sein, „daß hier der Kirchweg über Gompersdorf zum Pfarrdorf Schreckendorf führt“.

c) Wie das Volk ihn erklärt hat, verrät eine Eingabe vom Jahre 1692, in der sich die Bewohner darüber beschwerten, daß sie in den Jahren 1625 bis 1691 an Geld 1013 Floren und in Naturalien 4 Scheffel Weizen, 17 Scheffel Korn, 3 Scheffel Gerste und 57 Scheffel Hafer als Steuern hätten bezahlen und außerdem für die Ausrüstung und Unterhaltung des zehnten Mannes 64 Floren, 2 Kreuzer hätten entrichten müssen. Das sei daher gekommen, daß man Mühlbad, Buchdörfel und Pfaffensteig als drei verschiedene Gemeinden angesehen hätte. Der Name Pfaffensteig aber gehe lediglich auf den Umstand zurück, daß vor alten Zeiten die Pfarrer von Schreckendorf ihr Holz allda geschheitet und „zu ihren Holzhauern auf diesem Wege dahin spaziert, davon dieser Orth den namen überkommen, es hatte aber ihr Dörfel keinen anderen Namen als Buchdörfel“.

3. Am interessantesten aber ist die siedlungsgeschichtliche Bedeutung, die gerade dem Namen des Gläzer Pfaffensteiges zugesprochen werden muß. Denn im Gewande der Sage (Kühnau, Sagen d. Gr. Gl. 264) knüpft sich an diesen Namen die alte Überlieferung, daß er bereits in frühgeschichtlicher Zeit entstanden sein und mit einem Priester im Zusammen-

hang stehen soll, der hier unter den ersten Siedlern seines frommen Amtes gewaltet und diesen bereits aus ihrer früheren Heimat, dem Frankenlande, bekannt gewesen sein soll. Denn damit sind wir in einer kulturgeschichtlich besonders bedeutsamen Gegend auf eine Tradition gestoßen, die sich in der überraschendsten Weise mit den historischen Feststellungen deckt, die wir in diesen Blättern mehrfach haben machen können, nämlich der Tatsache, daß die frühgermanische Besiedelung des Glazer Landes von Mainfranken aus erfolgt ist. Tatsächlich ist dort auch der gleiche Name nachweisbar. So z. B. steht im Lehenbuch des Markgrafen Friedrich I (A. f. O. Fr. 1887 S. 32) im oberfränkischen Bezirk Königfeld schon zum Jahre 1420 der Flurname „am Pfaffensteig“ verzeichnet und allein aus dem Fichtelgebirge hat G. W. Gumbel (G. Besch. 64) folgende verwandte Namen nachgewiesen: Pfaffenberg, nördlich von Schönwald und nordwestlich von Neukenroth; ferner: Pfaffenbühl, Pfaffenfeld, Pfaffenholz, Pfaffenreuth, Pfaffenteich und Pfaffenwald.

IV. Der Name Mühlbad. — Die Deutung dieses Namens versteht sich zwar von selbst, zu allem Überflusse aber steht in der bereits erwähnten Eingabe der Dorfbewohner von 1692 auch noch zu lesen, daß „das Dorf seinen Namen von einer eingegangenen Brettmühle erhalten hat, die zuvor am Wasser der Mühlbad im Betriebe gewesen ist“.

So stellt selbst der Name dieses jungen Glazer Dorfes einen neuen eklatanten Beweis dafür dar, daß Ortsnamenerklärungen nur archivalische Forschung zum Ziele führen kann. Die Tatsache aber, daß wir selbst in einem so weit verbreiteten Namen, wie dem des „Pfaffensteigs“, wenn auch nur im Gewande der Sage, auf das Frankenland gestoßen sind, aus dessen frühgeschichtlicher Vergangenheit schon so viel Licht auf die Untersuchungen dieser Blätter gefallen ist, dürfte zu Genüge dargetan haben, daß unsere orts- und namengeschichtlichen Erkenntnisse auch in der mündlichen Tradition in einer Weise verankert sind, daß der Laie darüber förmlich überrascht sein muß. Wer freilich den Zusammenhang der Dinge mehr aus der Tiefe zu beurteilen versteht, der wird in dieser altüberkommenen Überlieferung, die so beredt in das

heutige Frankenland, d. h. die ehemalige Heimat der aus den Mainwebern hervorgegangenen Markomannen und Quaden hinüberweist, eine fast selbstverständliche Bestätigung der Forschungsergebnisse der vorangegangenen Blätter begrüßen. Denn da die mündliche Tradition die edelgeborene Tochter der geschichtlichen Wahrheit ist, kann sie ja den aus anderen historischen Quellen, wie orts-, zeit-, boden-, sprach- und kulturgeschichtlichen Gegebenheiten, gewonnenen wissenschaftlichen Erkenntnissen gar nicht widersprechen, sondern muß sich, wo immer sie sich erhalten hat, mit diesen auf der einen großen Linie zusammenfinden, auf der die Vorgänge und Ereignisse der Vergangenheit ehemals Wirklichkeit geworden sind. Wer immer darum die zahlreichen Einzelfeststellungen der vorangegangenen Blätter, die unser Augenmerk stets von neuem in die mainfränkische Heimat der Markomannen hinüber gelenkt haben, im Lichte dieser uralten Volkstradition zu würdigen weiß, der wird mit größter Genugtuung ebenso an der Glazialfrühgeschichte, wie an den Tatsachen, durch die sie uns so bildhaft wieder vor Augen getreten ist, die Wahrheit des Goetheschen Satzes erkennen:

Wie alles sich zum Ganzen webt,
Eins in dem andern wirkt und lebt.

Wenn man darum die Ortsnamen des oberen Bieleltals im Lichte der Deutung, die sie in diesen Blättern gefunden haben, rückschauend nochmals überblickt, wird man unschwer finden, daß ihnen, im einzelnen sowohl, wie in ihrer Gesamtheit, das Wort von B. Eberl geradezu auf den Leib geschnitten zu sein scheint: „Ganz bestimmt ist die Auskunft, die wir da erhalten über die Natur des Ortes, über den Kulturzustand, den die Tätigkeit des Menschen dort hervorrief, oder über die Leute selbst, die sich da niederließen, ihre Sprache und Stammeszugehörigkeit. Seitdem die ersten Ansiedler an einem Orte einen ersten Grundstock von Namen schufen, das Wasser, das Tal, das gerodete Feld, den Wald, kurz alles, dem ihre nächsten Interessen galten, mit Namen belegten, die bei ihrer Schaffung das auszusprechen hatten, was die benannten Örtlichkeiten

waren, oder was sie dem Menschen bedeuteten, haben Volk auf Volk und Generation auf Generation, wie sie aufeinander folgten, an der Erweiterung und Umschaffung dieses Namenschatzes gearbeitet So füllte sich das Land mit Namen, die uns heute, wenn wir sie zu deuten wissen, gar mannigfache Auskunft geben: Weß Volks und Stammes die Siedler waren, wie das Land aussah, auf dem sie sich niederließen, wie sie ihre Wohnsitze hineinsetzten in die Natur des Landes und in die Landschaft, wie sie rodeten und Kulturland schufen, was sie auf Jagd und Fischfang erbeuteten, wie sie ihre Siedelungen einrichteten, etwa als Sippendörfer oder als Einödwohnplätze, wie sie die Flur einteilten und ausbauten, das Sondereigen an Haus und Hof und Acker, das Allmendeigen an Wald und Weide und Wasser abgrenzten. Über all das geben sie Antwort, wenn wir sie im rechten Sinne zu fragen verstehen. Die Ortsnamen sind ein unerseßbares Hilfsmittel für das Verständnis der ganzen Kultur und Wirtschaft der alten Zeit unseres Landes und des Denkens und Schaffens der damaligen Menschen. So trocken und nichtsagend sehen sie aus für den Unkundigen, der ihre Sprache nicht versteht, und doch sind zum Teil nur sie es, die uns Kunde zu geben vermögen über Zeiten, in die keine Aufzeichnung, keine Inschrift zurückreicht. Oft genug ist der Ortsname die älteste und meist für lange Zeiträume einzige Urkunde, die wir für die Entstehungsgeschichte eines Ortes haben, ein Denkmal wichtigster Ordnung, veränderlich freilich, langsamer Auswechslung, langsamem Zerfall unterworfen, aber doch ein richtiges Denkmal, das in seinem Material, im Sprachgut, das zu seiner Bildung verwendet wurde, und in seiner Form ebenso bestimmt und ebenso charakteristisch Bildung einer bestimmten Zeit und Gegend ist als irgend ein architektonisches Denkmal etwa, das wie ein solches freilich auch selten stilrein, d. h. in seinem ursprünglichen Gepräge erhalten ist, weil in jeder Zeitstufe der jeweilige Sprachgebrauch daran geformt und modernisiert hat."

Ergebnisse

Wenn ich an dieser Stelle den ersten Band der vorurkundlichen Geschichte des Kreises Habelschwerdt zum Abschluß bringe und den Blick auf den in ihm durchmessenen Weg zurückgleiten lasse, dann drängt sich mir die Erinnerung an das bekannte Wort von Bismarck auf, daß ein Gedanke, der richtig ist, auf die Dauer nicht niedergelogen werden kann. Denn, wenn wir auch in den vorangegangenen Blättern bloß die Hälfte des Habelschwerdter Kreises in den Bereich unserer Untersuchungen haben einbeziehen können, so scheint mir doch in dem reichen Kulturgut, das sie aus den verschütteten und verkannten Schichten der ältesten Glatzer Vergangenheit erneut ans Licht haben heben können, auch jetzt schon ein wissenschaftliches Erträgnis vorzuliegen, das nicht nur auf genau der gleichen Linie, wie die Forschungsergebnisse meiner früheren Arbeiten zur Glatzer Frühgeschichte liegt, sondern das auch mit der abschließenden Bedeutung, die es sich zuschreiben darf, nach einer doppelten Richtung hin genugsam in die Augen springen dürfte.

Der erste Ertrag, den die wissenschaftliche Untersuchung der vorangegangenen Blätter für sich buchen darf, ist der, daß sie mit ihren eindeutigen Feststellungen und vielseitigen Ergebnissen die ganze slavomane Fabelwelt, die man bisher als Glatzer Geschichte ausgegeben hatte, derart restlos und unwidertuflich aus ihren Angeln gehoben hat, daß auch jeder Laie klar erkennen muß, daß die bisher behauptete Glatzer tschechische Besiedlungsperiode nicht bloß, wie ihr Begründer Maetschke selber zugestehen mußte, eine „ethnographische Willkürlichkeit“ bzw. eine „durch Zufall entstandene Anomalie“, sondern eine reine Utopie gewesen ist. Jedenfalls wird selbst der blasse Neid

es diesen neuen Untersuchungen lassen müssen, daß sie keiner der bisherigen slavophilen Besiedelungsannahmen und slavomanen Namendeutungen ausgewichen, sondern jeder einzelnen bis in ihre letzten Verirrungen nachgegangen sind. Von den welschen Sabeln und artfremden Märchen, die sich bislang an allen Ecken und Enden auch des Sabelschwertter Kreises breit gemacht hatten, ist dabei auch nicht der leiseste Schatten zurückgeblieben. Wie nicht anders zu erwarten war, haben sie sich als das erwiesen, was sie in Wirklichkeit immer schon gewesen sind: ein verwässerter Abklatsch der auf den offenkundigsten Fälschungen beruhenden und in slavischer Abhängigkeit vom tschechischen Ausland auf die Glatzer Verhältnisse übertragenen Kolonisationstheorie. Und der Hinweis ist wohl vielsagend genug, daß selbst Prof. Dr. Maetschke, der fünfzig volle Jahre lang die gegen den Begründer dieser Theorie, den tschechischen Historiographen Franz Palacky, erhobenen Anklagen stillschweigend auf sich hatte beruhen lassen, vor wenigen Wochen (Schl. G. Bl. 1938. S. 30) nicht mehr umhinkonnte, seinen Lehrmeister als „einen der Väter des Panlawismus zu bezeichnen. Denn damit, will mir scheinen, müßte auch dem letzten Manne aus dem Volke endgültig klar geworden sein, warum diese aus der verstiegene Gedankenwelt des Panlawismus herausgewachsene Theorie nach Th. Mayers treffendem Ausdruck auch für das Glatzer Land „im wahrsten Sinne des Wortes die reinste Katastrophentheorie“ geworden ist und warum es nicht nur ein Gebot der wissenschaftlichen Sauberkeit, sondern auch der vaterländischen Ehre gewesen ist, ihre restlose Ausrottung mit Stumpf und Stiel zu betreiben. Jäher und gründlicher hätte ja auch der einzige Beweis, den man bei uns bisher für diese Theorie ins Feld zu führen versuchte, nämlich der angeblich tschechische Charakter der ältesten Glatzer Ortsnamengebung gar nicht zusammenbrechen können, als es in diesen Blättern bei jeder einzelnen Namensuntersuchung der Fall gewesen ist. Ja, noch mehr: Eine Ironie des Schicksals hat es sogar gefügt, daß gerade die bislang am meisten, am emphatischsten und am ungehemmtesten als tschechische Wortbildungen verketzerten Glatzer Ortsbezeichnungen, sich im Licht

der objektiven wissenschaftlichen Forschung als die klassischen Zeugen für den urgermanischen Charakter der Glazialer Frühgeschichtsentwicklung erwiesen haben und darum jetzt auch am lautesten und nachdrücklichsten das dadurch am Glazialer Lande begangene bittere Unrecht mit H. A. Prießes Worten anklagen und beklagen müssen: „Es ist ein sehr beschämender Zustand, daß eine so große Masse von Worten, die von deutschen Zungen gebildet und aus deutschem Geiste hervorgegangen sind, nun von Deutschen nicht mehr verstanden werden. Manche Forscher haben sich in dieser verzweifelter Lage verleiten lassen, was sie deutsch nicht verstehen konnten, aus slawischen, keltischen und anderen Sprachen herzuleiten und haben dadurch einen erheblichen Schaden in unserer Volkstumforschung angerichtet, der auch heute noch nicht ganz wieder beseitigt worden ist“.

Allen anderen voran sind insbesondere die Glazialer Berg- und Flußnamen als lebendige Zeugen des urgermanischen Charakters der frühesten Glazialer Kulturentwicklung aufgestanden. Von Kuzens von panslawistischem Geiste infizierter Behauptung angefangen, daß die noch üblichen Namen der größeren Glazialer Flüsse „sämtlich auf ein slawisches Grundwort“ zurückgehen, bis zu den erfundenen Namensbelegen, wie „Bela“ für die Biele und „Snalice“ für die Schnalze, hat sich der ganze Glazialer „Bohemismus“ in genau dem gleichen Maße als eitel Phantasie entpuppt, wie sich das „Eilen“, „Rauschen“, „Zischen“ und „Schnalzen“ des Wassers, das man aus den Glazialer Flußnamen bisher so vernehmlich herausgehört haben wollte, als eine offenkundige Sinnestäuschung erwiesen hat. Dagegen hat sich einwandfrei herausgestellt, daß in den Glazialer Flußnamen die ältesten germanischen Landschaftsnamen weiterleben, was insofern ja auch gar nicht verwundern kann, als die Flußläufe die natürlichen Tore gebildet haben, durch die nicht nur die ersten Siedler den Weg ins Glazialer Land gefunden haben, sondern durch die auch vor 2000 Jahren schon die Schicksalsgemeinschaft von Blut und Boden die germanischen Stämme dies- und jenseits der heutigen Landesgrenze den engen Zusammenstoß zu einem derart nachhaltigen Kulturschaffen finden ließ, daß die dadurch dem Lande auf-

geprägten Spuren selbst durch die Uferlosigkeit Slavomaner Geschichtsklitterung und Namenverundeutung, sei es tschechischen oder polnischen Gepräges, bloß eine zeitlang haben verdunkelt, nicht aber endgültig haben ausgetilgt werden können. Im Interesse der Sache habe ich mich freilich zumeist aufs Glazier Land beschränken müssen, aber mit dem Namen der Erlitz glaube ich den Slavomanen jenseits der tschechischen und mit der mainfränkischen Flurbezeichnung „in der Slenz“ glaube ich ihren Gefinnungsgenossen jenseits der schlesischen Grenze zwei interessante Wortbildungen vorgelegt zu haben, die auch dort sehr wohl zum Nachdenken bezw. Nachprüfen Veranlassung geben, auf alle Fälle aber dartun können, daß man sich in einer falschen Sicherheit wiegt, wenn man dort meinen sollte, daß die bisherigen Anschauungen endgültig und unangreifbar wären.

An Hand der Habelschwerdter Wegenamen sind wir sodann auf den uralten Pfaden entlang gepilgert, auf denen schon in prähistorischer Zeit der Handel seine völkerverbindende Macht erwiesen hat. Ist doch kein Volk so viel und so weit gewandert, wie das germanische, insonderheit in der Frühzeit seiner Geschichte. Daß es dabei auf Straßen in die Weite ziehen mußte, die kein Baumeister vermessen, sondern deren breite Spuren bloß der menschliche Fuß nach Bedürfnis und Sündigkeit als „Steige“ im eigentlichsten Sinne des Wortes in den Boden getreten oder die Axt durch das Dunkel des Urwalds gehauen hatte, hat nicht verhindern können, daß dieses germanische Volk ein mächtiger Faktor frühgeschichtlicher Kultur geworden ist. Denn auf diesen Steigen hat es den Adel seines Volkstums durch die Welt getragen; auf diesen Steigen hat es die Fähigkeit aus der Ferne zurückgebracht, sich immer wieder von neuem an seiner Heimat zu freuen und aus dieser bodenverbundenen Heimatfreude stets von neuem die Kraft zu schöpfen, desto zielbewußter sein eigenes Haus von den undeutschen Einflüssen der Fremde frei zu erhalten. Wie sehr auch diese Entwicklung durch die bisherige Namensdeutung ins Gegenteil der ehemaligen Wirklichkeit verdunkelt worden ist, können die schier unglaubliche Mißhandlung des urgermanischen N. wie z. B. des Koblitz und des Tschihak, oder die naiven Erklärungen von Namen, wie Verlorenwasser, Snellin-

stein, Karpenstein, Kratzdorf und Lauterbach beweisen, die über die übliche Volksetymologie auch nicht mit dem leisesten Gedanken hinausgekommen sind. Vielleicht darf ich zu der wissenschaftlichen Deutung, die insbesondere der Name Lauterbach in diesen Blättern (Nr. 36) gefunden hat, die ergänzende Feststellung treffen, daß mit der allergrößten Sicherheit das farblose „bach“ in dem heutigen Namen in frühester Zeit schon volksetymologisch in diesen Namen hineingeedeutet worden ist und daß mithin das „bach“ der Endung in einem der ältesten erhalten gebliebenen Belege vom Jahre 1360, das bei Klemenzy (O. N. 48), sowie allen anderen Glazer Namenkundlern, mit alleiniger Ausnahme von Maetschke, der es wenigstens auf seiner Karte festgehalten hat, einfach unter den Tisch gefallen ist, als das maßgebende und ursprüngliche Grundwort in diesem Namen angesehen werden muß, denn Barz, Borz erscheint oft mit ausgefallenem r und bedeutet „Reifig, Gebüsch, Gelände mit abgehauenen Sträuchern“, paßt also ganz vorzüglich auf einen aus dem Walde herausgehauenen Paß und hat in Namen, wie 1375 Geiselpacz (südlich von Krummau), bezw. „Saherpacz“, „Seeporc“, „Schaltenporc“ und „Merckhenporc“ oder „Merchenporc“ (d. i. ein Porc am „Gemerk“, d. h. der Grenze) vielsagende Analogien aufzuweisen. (Vgl. A. Mayer, Sprachgesch. Forsch. in: ZDMG. Schl. 25. Jg. Heft 1). Jedenfalls wird durch diesen Nachtrag noch einmal die große Bedeutung unterstrichen, die gerade die besprochenen Glazer Wegebezeichnungen für sich in Anspruch nehmen können, und, wenn ich in diese auch Namen, wie die Wartha, dieorten eingereiht habe, so deshalb, weil in den frühgeschichtlichen Warten, Ausguckposten und Wegebefestigungen vielleicht die überzeugendste Erklärung für die Tatsache liegt, warum das von der Urzeit an germanisch gewesene Land auch unter der böhmischen Oberherrschaft germanisch geblieben ist, das heißt mit anderen Worten, warum der slawische Ansturm aus dem Osten an den Bergwaldsgrenzen des Glazer Landes halt machen müssen und warum die tschechischen Machtgelüste auch bei allen späteren Versuchen, die Glazer Berge zu überqueren und den Glazer Grenzwall zu durchbrechen, immer wieder von neuem haben zerfallen

müssen. Denn wie exponiert auch das Glazier Land nach allen Seiten hin allezeit auf Vorposten gestanden haben mag, die vielen an den Säumen der Glazier Auslandswege zerstreuten Warten beweisen zur Genüge, daß seine Bevölkerung zu allen Zeiten der Fremde gegenüber auf der „Wacht“ gestanden hat.

Schließlich hat sich auch die Orts- und Flurnamengebung des oberen Bieletals aus dem gleichen Kolorit herausgehoben, in dem uns die Berg-, Fluß- und Wegenamen von neuem wieder verständlich geworden sind. Auch bei keiner einzigen dieser Ortsbezeichnungen, die wir bis zu den Anfängen ihres zeitlichen und sprachlichen Werdens zurückzuverfolgen suchten, sind wir auf fremdländische Laute oder eine jener sagenumwobenen Märchenfiguren gestoßen, wie sie die „Lokatoretheorie“ zu Dutzenden auf die Bühne der Glazier Geschichte gestellt und deren fiktive Gründerverdienste sie bisher so angelegentlich gepriesen hatte. Mit Personennamen hat auch nicht eine einzige von diesen Ortsbezeichnungen jemals etwas zu tun gehabt. In Wirklichkeit sind sie aus der Seele des Volkes herausgeflossen und aus dem Leben des Alltags herausgewachsen und stellen konkrete Sachbezeichnungen dar, in denen in urgermanischen Worten und Begriffen auf Grund einer geradezu bildhaften Plastik und einer schier un-nachahmlichen Kunst der Differenzierung das lebensvolle Bild der frühgeschichtlichen Landschaft in seinen Boden- oder der ältesten Kultur des Landes in ihren Rechtsverhältnissen für alle Zeiten bleibenden Ausdruck gefunden hat. Was aber noch mehr bedeutet, ist die Entdeckung, daß alle diese Namen eine geistige Einheit bilden und mit ihrer neuen Deutung geradezu als das Ergebnis ihrer eigenen Geschichte vor uns stehen, so daß ich denjenigen sehen möchte, der fürderhin den Mut aufbringen sollte, die in diesen Namen erstarrte zweitausendjährige Geschichte in die ausgeleiterten Trugschlüsse der Kolonisationstheorie zurückzuzwingen oder gar mit der kindlichen Berufung auf die „Kurzlebigkeit“ einer „bequemen Tagesmeinung“ abtun zu wollen.

Jedenfalls ist damit nunmehr auch die geschichtliche Entwicklung der in diesen Blättern behandelten Teilgebiete des Habelschwerdter Kreises vom Makel der Slavophilen

Fremdländerei befreit und endgültig wieder in den segensreichen Strom zurückgelenkt, der auch in diesem Teile des Landes dem Glazer Dolke aus germanischem Blut und germanischem Boden zugeflossen ist. Und, irre ich nicht, dann hat sich dieser Segen auch schon an den Stellen geltend gemacht, an denen ich über die Landesgrenzen, sei es nach Böhmen, sei es nach Schlesien, hinübergegriffen habe, denn auch hier sind wir in zahlreichen, heute noch emphatisch als slawisch ausgegebenen Namen auf urgermanisches Sprachgut gestoßen. Goethe hat in seinen „Aufsätzen zur Naturwissenschaft“ den Satz geschrieben: „Eine falsche Hypothese ist besser als gar keine; denn daß sie falsch ist, ist gar kein Schade. Aber wenn sie sich befestigt, wenn sie allgemein angenommen, zu einer Art von Glaubensbekenntnis wird, woran niemand zweifeln, welches niemand untersuchen darf, — dies ist eigentlich das Unheil, woran Jahrhunderte leiden.“ Im Hinblick auf dieses Wort will mir jedenfalls einstweilen scheinen, als ob auch die außerhalb des Glazer Landes herrschenden Lehranschauungen durch die Forschungsergebnisse dieser Blätter empfindlich genug erschüttert worden seien, um der Hoffnung vertrauen zu dürfen, daß sich in absehbarer Zeit auch hier eine Rückwirkung geltend machen wird, die auch hier den bedauerlichen Auswüchsen der Slavomanen Namensdeutung ein energisches Halt gebietet und damit auch in diesen Gebieten die unvergänglichen Kulturverdienste der frühgermanischen Besiedlungszeit allmählich wieder zu der ihnen gebührenden Ehre kommen läßt.

Das zweite große Ergebnis der vorangegangenen Untersuchungen ist womöglich noch bedeutamer, jedenfalls ungleich neuartiger, als das erste, denn dieses hat unser Augenmerk mit wachsendem Nachdruck immer wieder zu den blauen Bergen der Vorzeit zurückgelenkt, von denen aus der Erbquell urgermanischen Volkstums herabgeflossen ist, um sich fern im Osten, auf dem Boden des Glazer Landes ein neues Strombett auszusuchen. Aufgefangen von den Schriftstellern des klassischen Römertums und aufbewahrt in den von den Klöstern der Kirche behüteten Pergamenten ihrer Niederschriften, ist die sichere Kunde, daß unsere germanischen Ahnen, die Marko-

mannen in Böhmen und die Quaden in Mähren, von den Mainswäben ausgegangen und nach Osten gewandert sind, auf unsere Tage gekommen und tatsächlich hat sich ja auch diese feststehende historische Nachricht durch die Laute aus frühgeschichtlichem Siedlermund, wie sie an den Uferläufen des Main und der Neisse in vielen gleichgebildeten Namen weiterleben, immer wieder von neuem erhärten lassen, am überraschendsten durch den einen Namen, der geradezu wie eine Magna Charta der zweitausendjährigen Glatzer Geschichte programmhaft am Anfange dieser Blätter steht.

Parzival ist ehemals durch unwegsamen Wald geritten und kam zu einem See. In seinem Wasser sah er einen stolzen Bau sich spiegeln und als er die Augen erhob, fiel sein Blick auf die Burg des heiligen Gral. So ist es auch uns gegangen. Denn als wir forschend durch den Glatzer Urwald schritten und an die Ufer der Glatzer Neisse kamen, hat sich vor uns aus ihren Wassern ein kristallner Tempel aufgetürmt und durch seine Hallen hat das seelenvolle Wort geklungen, das das wohl tiefste und reifste Forschungsergebnis dieser Blätter beim richtigen Namen nennt: Heimat! Heimat!

Heimat! Rechtmäßig erkaufte durch Blut und Opfer, rejectis Bojis, wie schon Tacitus festgestellt hat. Man gegenwärtige sich die dem Markomannenvolke in der früheren Heimat im Westen drohende Römerknechtschaft, man denke an die Nachricht des römischen Zeitgenossen, daß es Marbods Absicht gewesen sei, „sein Volk weit aus dem Gesichtskreis der Römer zu entfernen und bis dorthin vorzudringen, wo er, der einer allzu starken Macht gewichen, seine eigene um so mächtiger entfalten konnte“, und man wird noch heute empfinden, wie in dem Rufe „niuwisiozza“ aus Druck und Drang der frohe Klang des Namens der Neisse geboren ward, als die ersten germanischen Ankömmlinge über die Glatzer Grenzwaldberge beim Erlitz-Durchbruch von der Höhe niedersteigend das Glatzer Land zu ihren Füßen liegen sahen, das heute, nicht nur aus-, sondern auch inländische Gelehrte, in Abhängigkeit von einer „Katastrophentheorie“, deren Begründer „einer der Väter des Panlawismus“ gewesen ist und auf Grund von Annahmen, die sich als Utopien erwiesen haben, mit

seiner Vergangenheit einem art- und wesensfremden Volke zuzuschreiben, Mühe mehr als zuviel gegeben haben.

Heimat! Rechtmäßig kraft historisch beglaubigten Erstbesitzes mit Beschlagnahme belegt und auf Grund eines selbst vom zeitgenössischen Auslande anerkannten Rechtsanspruchs besiedelt, *virtute parta*, wie der stolze Römer anerkennend hinzugefügt hat. Mag darum einer kommen, woher er will, und sich auf Ahnen berufen, die früher aufgestanden sein und ein noch älteres Recht für sich in Anspruch nehmen sollten, so wird die Geschichte ihn mit ihrem unbestechlichen Urteil Lügen strafen und, wo das nicht ausreichen sollte, wird die von Tacitus an den Ahnen gerühmte *virtus* auch in den späten Enkeln eine noch viel nachdrücklichere Sprache zu reden wissen.

Heimat! Rechtmäßig auch noch erworben durch Stirnschweiß und Arbeit und zum unüberäußerlichen Eigentum gestempelt durch die ununterbrochene Besitzzeit von zwei Jahrtausenden. Und wie viele Mühe man sich auch gegeben haben mag, die Tatsache der germanischen Frühbesiedelung des Elbster Landes totzuschweigen oder, wie leicht man auch, wo das nicht mehr anging, zu der „Annahme“ bereit gewesen ist, daß sich die über das 6. Jahrhundert im Lande gebliebenen Germanen „völlig hätten verflawen“ lassen, so daß im 13. Jahrhundert erst neue Deutschenmassen aus dem Westen in dieses „Kolonialland“ hätten gerufen werden müssen, das alles hat die geschichtliche Wahrheit nicht totzuschlagen vermocht. Es ist an der bloßen Tatsache zusehenden geworden, die eindeutig aus den Untersuchungen dieser Blätter hervorgeht, daß auch in die bisher behandelten Gebiete des Habelschwerdter Kreises die fiktiven Slawenmassen überhaupt nicht eingewandert sind, weil wir nirgends auch nur die leiseste Spur von ihnen haben entdecken können. Aber auch ganz davon abgesehen, hat schon Tacitus (*Germ.* 2) die Germanen nicht nur als die Ureinwohner des Landes bezeichnet: *Ipsos Germanos indigenos crediderim*, er hat ihnen darüber hinaus noch nachgerühmt, daß sie auch späterhin ohne nennenswerten Einschlag von außen her ihre Nationalität sich erhalten hätten: *minimeque aliarum gentium adventibus et hospitibus mixtos*. Unter anderem hat er das

damit begründet, daß das Land, weil „un schön in seinen Landschaften“ (informem terris) und „traurig für den Bauenden wie für den Beschauenden“ (tristem cultu aspectuque) fremde, d. h. nichtgermanische Völker, auch gar nicht besonders habe reizen können. Und, was die von Graebisch willkürlich angenommene „Verflawung“ betrifft, so ist auch dieser Fall schon von dem gleichen Tacitus (Germ. 4) mit der Feststellung abgetan worden, daß den Germanen seiner Zeit ein derartiger Stolz auf ihr nationales Volkstum eigen war, daß Mischehen mit anderen Völkern bei ihnen geradezu ein Unding gewesen seien: Ipse eorum opinionibus accedo, qui Germaniæ populos nullis aliis aliarum nationum conubiis infectos propriam et sinceram et tantum sui similem gentem extitisse arbitrantur. Das, nichts anderes ist es, was die wirkliche „Geschichte“ lehrt und die objektive Forschung jetzt von neuem zu Tage gefördert hat und, wenn ich richtig sehe, dann müssen ja die bisherigen Vertreter der Glazer Besiedelungstheorie, sowie der Namen- und Mundartkunde, selber am besten wissen, daß sie unter völligem Verzicht auf archivalische Forschungen an allen diesen Tatsachen achtlos vorübergegangen sind, um sich ausschließlich an eine Theorie zu halten, die sich, wenn überhaupt irgendwo, dann gerade im Glazer Lande, weidlich genug als die „reinste Katastrophentheorie“ erwiesen hat. Denn, — um das nochmals klar und eindeutig hervorzuheben, — im deutschfeindlichen Auslande ausgeheckt und von panslawistischen Historikern vermittels skrupelloser Fälschungen in tendenziösester Weise zurechtgerichtet, ist die genannte Theorie aus der Fremde ins Glazer Land übertragen und in heller Verkennung der ehemaligen Wirklichkeit als das maßgebendste Prinzip der gesamten Glazer historischen Entwicklung ausgegeben worden. Unter diesem Regime sind dann alle jene Anschauungen, Voraussetzungen und „Annahmen“ wie Pilze aus dem Boden geschossen, von denen seitdem die Beurteilung, nicht nur des Glazer Geschichtsverlaufs im allgemeinen, sondern auch fast jeder heimatkundlichen Einzelfrage in der ausschlaggebendsten Weise beeinflusst worden ist. Denn nicht nur, daß die sogen. Glazer Besiedelungstheorie in blinder Abhängigkeit von diesen Anschauungen kurzzerhand die mehrehundert-

jährige germanische Frühbesiedelung des Landes restlos aus ihrem voreingenommenen Konzept gestrichen und durch eine angenommene slawische Geschichtsperiode ersetzt hat, auch die Namen- und Mundartkunde haben sich restlos dieser Theorie verschrieben, indem sie die mehr als bedenkliche Methodik zur Anwendung brachten, tschechische Wörterbücher als Orakel für die Erklärung der Glatzer Ortsnamen anzurufen, um alles, was sich nicht sofort und unwiderprüflich als deutsch zu erkennen gab, als slawische Sprachschöpfung anzustaunen und als „wissenschaftlichen“ Beweis für die fiktive Tschechenbesiedelung des Landes ins Feld zu führen, die bei dem ganzen Vorgehen bereits die selbstverständliche Voraussetzung gebildet hatte. Trotzdem damit alle Einzelaufstellungen der bisherigen Glatzer Heimatkunde in letzter Linie auf den Fälschungen des Auslandes beruhten, haben sich die auf diese Weise entstandenen Fiktionen allmählich geradezu zu einem sakrosankten Bestandteil der ganzen Glatzer Geschichtsauffassung ausgewachsen, an den zu rühren, vielfach geradezu als eine Vermessenheit angesehen wurde. Daß durch diese Theorie die ehemalige Wirklichkeit förmlich auf den Kopf gestellt, die intensive frühgermanische Kulturarbeit aus den Büchern der Geschichte restlos ausgemerzt und das wundersame Land, das seit zwei Jahrtausenden so vielen kerndeutschen Generationen deutsche Heimat gewesen, in ein nichts-sagendes „Kolonialland“ verwandelt worden war, schien die für eine solche Geschichtsverrenkung verantwortlichen Kreise auch dann nicht sonderlich zu bekümmern, als der tschechische Machthunger auf Grund dieser Palackyschen Geschichtslügen die Hände begehlich nach dem Glatzer Lande auszustrecken begann. Denn da, wie die „Geschichte“ es ja auszuweisen schien, die Deutschen erst im späten 13. Jhd. als „Emigranten und Kolonisten“ in das Land gekommen waren, hatten sie sich schweigend gefallen zu lassen, wenn jetzt das tschechische „Mutterland“ den angeblich dem Slawentum abspenstig gemachten Glatzer Boden erneut für sich reklamierte, um an den „erlösten Brüdern“ jenes Exempel zu statuieren, wie es ehemals die gefälschte Urkunde Alexanders des Großen in Hajeks „Böhmischer Chronik“ (Sabeln I/II S. 22) schon erträumte, als sie dem Tschechenvolke alle als „Knechte“ verschrieb, die neben

ihm in Böhmen wohnen sollten, und wie es in unseren Tagen ja auch die Welt am Schicksal der Sudetendeutschen kennen zu lernen, ausgiebig genug Gelegenheit hat.

Demgegenüber den Begriff der Heimat in der dreigestaltigen Bedeutung, die er für das Glatzer Land besitzt, im Namen der Neiße aus dem Dunkel der Vorzeit und der Fabelwelt der Vergangenheit endgültig wieder ans Licht gehoben und der Gegenwart erneut vor Augen gestellt zu haben, das sehe ich darum auch als das schönste Forschungsergebnis der vorangegangenen Untersuchungen an. Und, wenn ich an dieses denke, dann will es mir auch durch meine fünfundzwanzigjährige Glatzer Grenzlandsarbeit und meinen „Neuen Siebenjährigen Krieg um die Grafschaft Glatz“ keineswegs zu teuer erkaufte erscheinen. Denn, was die Tätigkeit im Dienste dieser beiden an Opfern auch immer von mir gefordert haben mag, wird reichlich aufgewogen durch das, was durch sie erstritten worden ist. Das Wort von der „Heimat“, das zu verwenden bisher das Vorrecht der Dichter war, ist für das Glatzer Land ein wissenschaftlicher Begriff geworden, in dem lebhafte Glatzer Geschichte steckt und zwar eine Geschichte, die für Gegenwart und Zukunft genau so lehrhaft ist, wie sich das in diesen Blättern für die Vergangenheit erwiesen hat. Darum hat fast jede einzelne der vorangegangenen Einzeluntersuchungen geradezu wie mit dem Finger auf dieses Wort und diesen Begriff gewiesen und darum werden auch die Darlegungen, die dem zweiten Bande vorbehalten bleiben mußten, in diesem Wort und in diesem Begriff ihre schönste Krönung finden. Am allersegensreichsten aber wird sich die verhaltene Kraft, die zutiefst in diesem wunderbaren Wort verborgen liegt, jedesmal dann bewähren, wenn es gilt, das, was vor zwei Jahrtausenden schon deutsch geworden und durch zwei Jahrtausende ununterbrochen deutsch geblieben ist, auch deutsch zu erhalten.

Deutsch ist unser Boden und unser Blut,
doch deutsch auch unser Grimm und Mut!
Wozu wir geboren, das wollen wir sein
und müßten wir in den Tod hinein.

Kapitelfolge

Einführung	7
Erster Abschnitt: Berg- und Flußnamen	49
I. Bergnamen	49
1. Der Nonhübel	50
2. Der „Biemsberg“	54
3. Der Spitzige Berg	58
4. Die beiden Heidelberge	59
5. Der Schneeberg	67
II. Die beiden Hauptflüsse	75
6. Die Neiße	76
7. Die Biele	114
III. Die Flußläufe rechts der Neiße	127
8. Die Mohre	128
9. Die Klessenbad	137
10. Die Kamnitzbad	142
11. Die Seitenbad	156
12. Die Koblitzbach	157
13. Die Wölfel	159
14. Die Plomnitzbad	161
15. Das Weißwasser	166
IV. Die Flußläufe links der Neiße	169
16. Die Duhne	169
17. Die Lomnitzbad	173
18. Die Weistritz oder Kressenbad	177
19. Das Rothflößel	185
20. Die Schnalz	189
V. Die beiden Grenzflüsse	195
21. Die March	195
22. Die Erlitz	206
Zweiter Abschnitt: Wegenamen	223
I. Die Wegenamen links der Neiße	223
23. Der „Böhmensteig“	224
24. Der „Diebsteig“ bei Rosenthal	238
25. Die „Heustraße“	242
26. Die Herten	245
27. Der Koblitz	249
28. Das Verlorenwasser	256
29. Der Herrenweil	270
30. Der Schnallenstein	272
31. Das Peuckerdörfel	279

II. Die Wegenamen rechts der Neiße	285
32. Die „Mährische Straße“	286
33. Der „Diebsweg“ bei Neuwaldersdorf	290
34. Dittersbach	293
35. Der Weisbrodt	300
36. Lauterbach	305
37. Urnig	312
38. Herzogswalde	321
39. Leuthen	327
Dritter Abschnitt: Das obere Bieletal	337
I. Die Gegend von Landeck	337
40. Der Karpenstein	338
41. Landeck	350
42. Olbersdorf	353
43. Thalheim	358
44. Daigsdorf b. L.	363
45. Kratzdorf	368
II. Die Gegend um Martinsberg	372
46. Winkeldorf	372
47. Wolmsdorf	379
48. Martinsberg	381
49. Der Tschihak	387
III. Die Gegend um Seitenberg	394
50. Gersdorf	395
51. Schreckendorf	399
52. Gompersdorf	408
53. Seitenberg	412
54. Kleffen-Mohrau	421
IV. Die Gegend am Schneeberg	426
55. Der St. Wilhelmsthal	427
56. Der St. Johannesberg	431
57. Der Kleffengrund	432
58. Das Heudorf	433
59. Alt- und Neu-Mohrau	435
60. Der Dürrenberg	436
61. Kamnitg	440
62. Bielendorf	442
63. Die Mühlbach	444
Ergebnisse	451

POLITECHNIKA WARSZAWSKA
 WYDZIAŁ ARCHEWERYJ
 ZAKŁAD URZĄDNICTWA



550 -

1

